



Zusatzliteratur zur Veranstaltung

Geographien der Differenzen (Anthropogeographie II)

SoSe 2019 ▪ Modul B 202

Kontakt

Anfragen zu den Lehrveranstaltungen bitte ausschließlich an: lv-globalisierung@geo.fu-berlin.de

E-Mails werden im Regelfall innerhalb einer Woche beantwortet. Geben Sie in der Betreffzeile Ihrer E-Mail immer Ihre Seminargruppe, Vor- und Nachname und Matrikelnummer an. Sonst kann Ihre Anfrage ggf. nicht zugeordnet werden und bleibt damit unbeantwortet.

Sitzungsübersicht der Seminare

Themen/ Aufgaben	Lektüre/ Materialien	Datum
Block I – Bevölkerung & Migration		
Demographie & Bevölkerung	HANNAH, M. & KRAMER, C. (2013): Demographie und Bevölkerung. In: Lossau, J., Freytag, T. & Lippuner, R. (Hrsg.): <i>Schlüsselbegriffe der Kultur- und Sozialgeographie</i> . Stuttgart: Ulmer. S. 124-137.	1. Sitzung
Mobilität & Migration	HILLMANN, F. (2016): Migration in globaler Perspektive. In: <i>Migration – Eine Einführung</i> . Stuttgart: Franz Steiner. S. 157-187.	2. Sitzung
Kultur & Identität	MACAMO, E. (2013): <i>Translating culture: everyday life, disaster and policy making</i> . Keynote at conference “Cultures and Disasters II: Exploring the Links between Disasters and Culture(s)”. Erlangen. URL: https://www.video.uni-erlangen.de/clip/id/3173.html . WASTL-WALTER, D. & KORF, B. (2016): Kultur und Politik. In: Freytag, T., Gebhardt, H., Gebhard, U. & Wastl-Walter, D. (Hrsg.): <i>Humangeographie kompakt</i> . Berlin, Heidelberg: Springer. S. 89-103.	3. Sitzung

Block II – Politik & Kultur		
Geographie & Politik	REDEPENNING, M. (2013): Geopolitik. In: Rolfes, M. & Uhlenwinkel, A. (Hrsg.): <i>Metzler-Handbuch 2.0 Geographieunterricht. Ein Leitfaden für Praxis und Ausbildung</i> . Braunschweig: Westermann. S. 312-318.	4. Sitzung
Territorialität & Grenzen	MARX, K. & ENGELS, F. (1972/1848): Das kommunistische Manifest. In: Marx, K. & Engels, F.: <i>Werke (MEW)</i> , Bd. 4, 6. Auflage 1972, unveränderter Nachdruck der 1. Auflage 1959, Berlin/DDR: Dietz. S. 459-493.	5. Sitzung

Block III – Wirtschaft & Wachstum		
Wirtschaft & Standort	FLORIDA, R. (2003): Cities and the Creative Class. In: <i>City & Community</i> 2(1). S. 3-19.	6. Sitzung
Infrastruktur & Verkehr	DANGSCHAT, J. S. & SEGERT, A. (2011): Nachhaltige Alltagsmobilität – soziale Ungleichheiten und Milieus. In: <i>Österreichische Zeitschrift für Soziologie</i> . 36(2). S. 55-73.	7. Sitzung
Raum & Disparität	SIMONE, A. (2010): A Town on Its Knees? Economic Experimentations with Postcolonial Urban Politics in Africa and Southeast Asia. In: <i>Theory, Culture & Society</i> . 27(7-8), S. 130-154.	8. Sitzung

Block IV – Entwicklung & Postkolonialismus

Koloniale und postkoloniale Gegenwart	CULLEN, D., RYAN, J. & WINDERS, J. L. (2013): Postcolonialism. In: Johnson, N. C., Schein, R. H., Winders, J. L. (Hrsg.): <i>The Wiley-Blackwell Companion to Cultural Geography</i> . New York: Wiley. S. 508-523.	9. Sitzung
Entwicklungspolitik & Zusammenarbeit	POTTER, R., CONWAY, D., EVANS, R. & LLOYD-EVANS, S. (2012): <i>Key Concepts in Development Geography</i> . London: SAGE Publications Ltd. S. 19-52.	10. Sitzung

Block V – Freizeit & Tourismus

Tourismus & Konsum	JAFARI, J. & SCOTT, N. (2014): <i>Muslim world and its tourism</i> . In: <i>Annals of Tourism Research</i> 44. S. 1-19.	11. Sitzung
Tourismus & Nachhaltigkeit	SCHARFENORT, N. (2019): <i>Willkommen in Silamsi!? – Wahrnehmung und Konfliktpotentiale des arabischen Tourismus in Zell am See-Kaprun</i> . In: <i>Zeitschrift für Tourismuswissenschaften</i> . S. 211-231.	12. Sitzung

9 Demographie und Bevölkerung

9.1 Grundbegriffe und ihre Geschichte

„Deutschland wird älter“ – diesen Satz liest und hört man immer wieder dort, wo es um die Bevölkerungsentwicklung in Deutschland geht. Die Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 8. Februar 2010 titelte sogar: „Frankreich altert, Deutschland vergreist“. Aber wie kommt es, dass ein Land ebenso wie eine lebende Person altern oder vergreisen kann? Und woher weiß man, dass dies der Fall ist? Diese Fragen verweisen zum einen auf den Begriff Bevölkerung und zum anderen auf die Demographie als moderne Wissenschaft.

9.1.1 Bevölkerung

Die Bezeichnung Bevölkerung hat eine lange Geschichte, die durch die Verwandtschaft mit den Begriffen Volk, Nation und Gesellschaft geprägt ist (Anderson 2005; Foucault 2004; Poovey 1995). Während alle vier Begriffe auf eine Gruppe von Menschen verweisen, unterscheiden sie sich hinsichtlich des gedanklichen Prinzips, das die Gruppe jeweils zusammenhält: So wird einem „Volk“ unterstellt, dass es alle zur Gruppe gehörenden Individuen durch gemeinsame Kulturelemente (z. B. Sprache, Religion und Traditionen) und historische Erfahrungen vereint. Der Ausdruck „Nation“ bezeichnet hingegen eine Gruppe, die sich vor allem als politische Einheit versteht (obwohl auch die Nation oft einen ethnisch-kulturellen Beigeschmack hat). Das Wort „Gesellschaft“ bezeichnet die Mitglieder eines sozialen Systems, das weit über den Maßstab der Familie und der lokalen Gemeinschaft hinaus durch relativ stabile Normen und Regeln der Interaktion sowie eine alltägliche ökonomische Ordnung gekennzeichnet ist.

Das Prinzip, das die Klammer für eine „Bevölkerung“ liefert, ist wiederum ein anderes. Das Wort „bevölkern“ verweist bereits darauf, denn was als bevölkert verstanden wird, ist ein definiertes geographisches Territorium. Die Gruppe aller sich in einem Territorium befindlichen Personen mag als ethnisches „Volk“, als politische „Nation“ oder als organisierte „Gesellschaft“ verstanden werden – in jedem Fall kann sie aufgrund ihres bloßen Daseins als Bevölkerung bezeichnet werden. Die Frage, ob dies in einem gegebenen Fall geschieht oder nicht, leitet über zu einer zweiten wichtigen Eigenschaft des Bevölkerungsbegriffs: Das Ausweisen einer Gruppe als „Bevölkerung“ dient – ebenso wie die darauf folgenden Operationen der Registrierung oder

Beobachtung, wie insbesondere das Zählen – üblicherweise einem praktischen Zweck. Existenz, Größe und Charakteristika einer Bevölkerung sind in der Regel nur von Interesse, sofern sie hinsichtlich der kulturellen, ethnischen, politischen, sozialen oder ökonomischen Welt etwas potenziell Nützliches oder Relevantes auszusagen vermögen. Dies kann anhand des oben genannten Beispiels verdeutlicht werden: Die Feststellung, dass „Deutschland (das heißt die Bevölkerung, die innerhalb der Grenzen von Deutschland wohnt) altert“, ist hauptsächlich von Interesse, weil damit sozioökonomische und politische Auswirkungen verbunden sind. Je größer der Anteil von Rentnerinnen und Rentnern in einer Bevölkerung, desto kleiner ist der Prozentsatz derjenigen, deren Arbeitsleistung und Einkommen das wirtschaftliche Wachstum aufrechterhalten und deren Steuergelder den Staatshaushalt finanzieren müssen.

Existenz, Größe und Charakteristika einer Bevölkerung

Eine dritte Eigenschaft des Begriffs Bevölkerung – zumindest in dem Sinn, wie er heutzutage verwendet wird – ist ein Anspruch auf Vollständigkeit. Anders als die Bezeichnungen Volk oder Nation, die manchmal unter Ausschluss von bestimmten Minderheiten verstanden werden, schließt der Ausdruck Bevölkerung alle Menschen ein, die ein Territorium bewohnen – auch wenn dies nicht immer so war, wie unten weiter ausgeführt wird.

9.1.2 Das statistische Instrument der Volkszählung

Im Rahmen der Volkszählung, die auch als Zensus bezeichnet wird, werden statistische Bevölkerungsdaten erfasst. Diese Zählungen können dadurch erfolgen, dass Personen vom Staat beauftragt werden, in jeder Siedlung jeden Haushalt aufzusuchen und die dort wohnhaften Personen zu zählen und meist zu bestimmten soziodemographischen Merkmalen zu befragen. In der jüngeren Zeit werden in verschiedenen europäischen Ländern die vorhandenen Register der Einwohnermeldeämter und anderer Einrichtungen (in Deutschland z. B. Bundesagentur für Arbeit) als Grundlage genutzt und nur wenige Personen direkt gezählt und befragt (Grohmann 2009).

Seit der Antike werden Menschen gezählt. Wie im neuen Testament überliefert ist, ordnete König Herodes eine Volkszählung an. Auch im 21. Jahrhundert spielen Volkszählungen noch eine wichtige Rolle. Sie liefern vor allem Informationen darüber, wie viele Individuen in einem Territorium leben. Diese Individuen werden jedoch nicht nur als allgemeine Personen erfasst, sondern auch als „qualifizierte“ Träger bestimmter politisch, sozioökonomisch oder kulturell relevanter Merkmale. Je nachdem, was als relevant gilt, werden die einer Bevölkerung zugehörigen Menschen anhand einer bestimmten Liste von Merkmalen gezählt oder befragt; diese korrespondiert stets mit dem spezifischen historischen und geographischen Kontext. Das führt dazu, dass auch „die Bevölkerung“ stets in einem spezifischen Sinn erfasst wird (Anderson 1988; Levitan 2011).

Individuen als Träger politisch, sozioökonomisch oder kulturell relevanter Merkmale

Geschichte der modernen Bevölkerungsstatistik

Schon sehr lange ist es üblich, im Rahmen von Volkszählungen die Anzahl der für das Militär tauglichen Männer festzustellen – und zwar entweder als Bestandteil der Kriegsvorbereitung oder (wie in der römischen Antike), um die Kontrolle über ein größeres Territorium aufrechtzuerhalten. Daher wurden oft nur Männer erfasst, während Frauen, Kinder und ältere Menschen buchstäblich „nicht zählten“. Ebenfalls schon lange dienen Volkszählungen dazu, die Einnahme von Steuern zu ermöglichen. Für diesen Zweck benötigt der Staat unter anderem Angaben über Besitzverhältnisse. Diese historischen Beispiele verweisen darauf, dass es vor allem Staaten sind, die Volkszählungen durchführen, um Wissen über die Bevölkerung zu sammeln. In diesem Sinne verweist auch der bereits im 18. Jahrhundert gebräuchliche Begriff der Statistik auf die führende Rolle von Staaten bei der systematischen Durchführung numerischer Erhebungen und der Auswertung der gesammelten Daten (Desrosières 2005; Porter 1986).

Seit dem Ende der Antike entwickelte sich der Stand des statistischen Wissens über die Bevölkerung nur sehr langsam. Bis ins 18. und teilweise ins 19. Jahrhundert hinein waren die von staatlicher Seite gesammelten Informationen sowie die Art und Weise ihrer Erfassung nicht immer zuverlässig; die Erhebungen wurden mehr sporadisch als regelmäßig durchgeführt, und es wurden meist nur wenige Merkmale dokumentiert (z. B. die Anzahl der Menschen, ihr Geschlecht, das Alter und gegebenenfalls ihre Besitzverhältnisse). Dies ist auf zwei Faktoren zurückzuführen: Zum einen waren die modernen statistischen Verfahren und Theorien, anhand derer große Datenmengen sehr detailliert und aufschlussreich erforscht werden können (Probabilitätstheorie, Distributionsanalyse, Korrelationsanalyse, Stichprobenverfahren usw.), noch nicht entwickelt bzw. systematisiert. Zum anderen wurden Bevölkerungsstatistiken noch nicht als allgemein verbreitetes, flexibles und nützliches Regierungswerkzeug anerkannt. Es ist kein Zufall, dass sich dies im Laufe des 19. Jahrhunderts allmählich änderte: Gerade weil Staaten in dieser Zeit neue Machttechniken hervorbrachten und in Verbindung damit neue Verantwortung übernahmen, wurde in diesem Zusammenhang auch die Entwicklung von Methoden zur statistischen Analyse vorangetrieben (Hannah 2000; Desrosières 2005).

Die Geschichte der modernen Bevölkerungsstatistik ist ebenso interessant wie zweifelhaft. Wie der französische Philosoph Michel Foucault (2004) aus einer machtkritischen Perspektive festhält, lassen sich die ersten Impulse für eine detaillierte und systematische Registrierung der Bevölkerung auf die sogenannte „merkantilistische Phase“ des Kapitalismus zurückführen. Im 17. und 18. Jahrhundert führte die rasante Ausbreitung des Handels zwischen den europäischen Staaten dazu, dass die absolutistischen Herrscher Europas begannen, möglichst günstige Handelsbilanzen anzustreben. In dieser Zeit war es üblich, die nationale Bevölkerung als ökonomische

17. und 18. Jahrhundert

Ressource zu betrachten, die ein Überangebot von Lebensmitteln produzieren sollte, damit dieses für den Export genutzt werden konnte (Foucault 2004, 134–173).

Das staatliche Verlangen, mehr Wissen über Bevölkerungen anzusammeln, wuchs in den Jahrzehnten des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts, als der europäische (und zunehmend auch der nordamerikanische) Kapitalismus allmählich in die Phase der Industrialisierung übergang. Zum einen benötigte man exakte Informationen über die vorhandene Arbeitskraft (d. h. Anzahl, geographische Verteilung, Mobilität und „Tauglichkeit“ der arbeitsfähigen Bevölkerung), um die Entwicklungsmöglichkeiten der nationalen Industrie richtig einschätzen zu können. Zum anderen wurden die problematischen Begleiterscheinungen der Industrialisierung immer deutlicher sichtbar: Trotz des beispiellosen ökonomischen Wachstums waren weite Teile der Bevölkerung von bitterer Armut betroffen; gleichzeitig stellten die Infektionskrankheiten Tuberkulose und Cholera, die sich in den schnell wachsenden Industriestädten sehr leicht ausbreiten konnten, neue Gefahren für die öffentliche Gesundheit dar.

spätes 18. und frühes
19. Jahrhundert

9.1.3 Wohlfahrt und Biomacht

Im 19. Jahrhundert vollzog sich im Kontext der oben skizzierten Entwicklung eine historische Verschiebung in der Bedeutung von Politik. So bestand die Form der politischen Macht seit der Vormoderne im Modell der Souveränität, dessen wichtigstes Ziel die Machterhaltung darstellte. Während der Phase der Industrialisierung sahen sich die Regierungen in Europa und Nordamerika jedoch zunehmend mit Herausforderungen konfrontiert, die allenfalls indirekt die Machterhaltung und vor allem die Wohlfahrt der Bevölkerung betrafen. Daher setzte sich allmählich ein Komplex an Regierungsaktivitäten durch, die Michel Foucault (2004, 105f.) als Biomacht bezeichnet. Mit diesem Begriff verweist er darauf, dass das Hauptziel des Regierens fortan nicht mehr in der direkten Sicherung von Herrschaft bestand, sondern in der Bereitstellung guter Lebensbedingungen für die Bevölkerung, die wiederum ein gesundes und produktives Leben führen sowie für möglichst gesunden und zahlreichen Nachwuchs sorgen sollte. Dieser neue Schwerpunkt staatlichen Handelns hatte zur Folge, dass der Befindlichkeit und Wohlfahrt von Frauen als tatsächliche oder potenzielle Mütter ein besonderes Interesse entgegengebracht wurde (Donzelot 1980). Darüber hinaus begannen Regierungen, sich zum Beispiel mit Ernährungspolitik, Wasserqualität und Transportnetzen zu befassen, anstatt – wie bisher – ihre Hauptaufgaben lediglich in der Verfolgung und Bestrafung von Kriminellen zu sehen (Foucault 1977a).

Bereitstellung guter
Lebensbedingungen für
die Bevölkerung

Es mag zunächst etwas seltsam klingen, wenn staatliche Aktivitäten der oben beschriebenen Art als Biomacht bezeichnet und mit der Ausübung von „Macht“ in Verbindung gebracht werden, denn es han-

Eingriffe in die Lebensweise

delt sich dabei um gemeinhin als gut und positiv angesehene Errungenschaften. Aber auch wenn damit ein „guter“ Zweck verfolgt wird, so gehen mit der Biomacht doch Eingriffe in die Lebensweise einher, die auf der Ebene des Einzelnen oft unerwünscht oder zumindest lästig sind. Dass diese Eingriffe auch in unserer Zeit beobachtet werden können, verdeutlichen Anordnungen, Regulierungen oder Anreize und Maßnahmen aller Art, wie zum Beispiel Gesundheitsinspektionen, wohnungsamtliche Anordnungen zur Mindestwohnungsfläche pro Kopf, Rauchverbote in Kneipen sowie Versicherungsvergünstigungen für Nichtraucher. Wie unten weiter ausgeführt wird, können derartige Interventionen im Extremfall sogar lebensbedrohlich sein. Darüber hinaus zielen biopolitische Eingriffe häufig auf eine Normierung der Lebensführung des Einzelnen ab, die sich am Modell eines „gesunden“ bzw. „verantwortlichen“ Lebens orientiert. Zum Beispiel kann ein Rauchverbot in Gebäuden die Wahrscheinlichkeit erhöhen, dass Raucher/innen die „freie“ Entscheidung treffen, das Rauchen aufzugeben. Dieses Beispiel verdeutlicht, dass Biomacht nicht nur vom Staat ausgeübt wird: Versicherungen und andere Organisationen können sich ebenfalls an der biopolitischen Regulierung des Lebens beteiligen.

Biomacht

Die Biomacht bezeichnet einen Komplex von Rationalitäten und Techniken zur Sicherung und Kultivierung der Wohlfahrt der Bevölkerung bzw. einzelner Menschen. Unterstützt wird diese Form der Macht durch detailliertes Wissen über die Bevölkerung bzw. Individuen. Auf der Grundlage dieses Wissens werden vielfältige, teils subtile Regulierungen und Anreizmechanismen entwickelt, um die produktive, „verantwortungsvolle“ Ausübung von „Freiheit“ zu fördern (nach Foucault 1977b, 165–166).

Wie in der Kompaktinformation zur Biomacht bereits angedeutet, stützt sie sich auf (insbesondere statistisches) Wissen. So überrascht es kaum, dass im Laufe des 19. Jahrhunderts mehr und mehr statistische Daten erfasst wurden. Ebenfalls erheblich detaillierter wurde aber auch der Fragenkatalog, der im Rahmen von Volkszählungen und anderen Erhebungen zur Anwendung kam (Anderson 1988). Ende des 19. Jahrhunderts begann schließlich die Systematisierung moderner statistischer Verfahren, mit deren Hilfe es möglich ist, auf der Basis roher Daten nicht ersichtliche Muster oder Korrelationen anschaulich herauszuarbeiten. Wie wichtig die Entwicklung dieser Techniken war, zeigt sich nicht zuletzt daran, dass die statistischen Verfahren der empirischen Sozialforschung heute noch im Modulkatalog vieler sozialwissenschaftlicher Bachelor-Studiengänge vertreten sind, auch wenn die mit ihnen verbundene Rationalität nur selten kritisch hinterfragt wird.

moderne statistische Verfahren

Dabei sind die historischen Zusammenhänge der Entwicklung und vor allem der Anwendung dieser Verfahren durchaus problematisch. So wurde zum Beispiel das statistische Instrumentarium der Biomacht nicht zuletzt entwickelt, um den Zwecken der rassistisch motivierten Eugenik zu dienen. Darunter versteht man bevölkerungs- und gesundheitspolitische Maßnahmen, die das Ziel verfolgen, die genetischen Erbanlagen einer Bevölkerung zu optimieren. So enthalten die modernen Volkszählungen, wie sie zum Beispiel seit 1790 in den USA ausgeführt werden, üblicherweise Daten zur „Rassenzugehörigkeit“. Auch in den europäischen Kolonien spielten Volkszählungen und andere Erhebungen zu „rassebezogenen“, ökonomischen und militärischen Themen eine wichtige Rolle (Cohn 1987). In der Regel wurden diese Statistiken benutzt, um die Herrschaft von Weißen über Nicht-Weiße „wissenschaftlich“ zu rechtfertigen (Gould 1988). Zwei Pioniere der modernen statistischen Methoden, Karl Pearson und Francis Galton, entwickelten Verfahren wie beispielsweise die Korrelationsanalyse im Rahmen des Versuchs, die „Minderwertigkeit der Nicht-Weißen“ wissenschaftlich zu belegen (Hacking 1990; Porter 1986). Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass wichtige Grundlagen der modernen statistischen Bevölkerungsanalyse in zentralen Punkten zu rassistischen Zwecken entwickelt wurden (Gould 1988) und die frühen Forschungen zur Bevölkerungsstruktur im Dienst der „Rassenforschung“ standen (Hannah 2000).

Daten zur „Rassenzugehörigkeit“

Eugenik

In unterschiedlichen historisch-politischen Zusammenhängen ist es zur Herausbildung von Eugenik-Bewegungen gekommen. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wandten sich beispielsweise weiße Eliten in europäischen und nordamerikanischen Ländern – im Zusammenhang mit dem Ausbau großer Industriegebiete in den eigenen Staaten – gegen die damaligen Einwanderungswellen aus Asien, Süd- und Osteuropa. Im Dritten Reich wurde die Eugenik zu einer bevölkerungspolitischen Leitlinie, die eng mit dem Holocaust und der Verfolgung von Minderheiten und behinderten Menschen verknüpft ist. Im Kern sah das eugenische Programm vor, die Fortpflanzung der „schwächeren Rassen“ sowie deren genetische Vermischung mit den angeblich „überlegenen weißen Rassen“ zu verhindern. Konkret führte die Eugenik in zahlreichen Ländern zu Einwanderungsverboten und Sterilisationsprogrammen.

Vor dem Hintergrund der Geschichte der Bevölkerungszählungen und ihrer ethisch durchaus bedenklichen Motive werden auch mögliche Bedenken und Widerstände gegen Volkszählungen verständlich (Hannah 2010). Die westdeutsche Volkszählung von 1987 etwa wurde – vor dem Hintergrund der zu diesem Zeitpunkt diskutierten

Bedenken und Widerstände gegen Volkszählungen

Rasterfahndung als Maßnahme gegen den RAF-Terrorismus – als weiterer Eingriff in die Bürgerrechte empfunden und zum Teil sehr emotional bekämpft. Die sogenannten Volkszählungsgegner formulierten Parolen wie beispielsweise „Lass Dich nicht erfassen“ oder „Zählt nicht uns, zählt Eure Tage“, womit sie auf die begrenzte Amtszeit der damals verantwortlichen Bundesregierung anspielten. Die jüngste deutsche Volkszählung wurde auch aus Furcht vor dem Widerstand der Bevölkerung lange hinausgezögert. Unter dem werbewirksamen Motto „Wissen, was morgen zählt“ fand sie schließlich erst im Jahr 2011 statt. Vor dem Hintergrund des deutlich milderen politischen Klimas formierte sich jedoch nur wenig Protest; zum Beispiel die noch junge Piratenpartei machte Einwände geltend. Grundsätzlich kann der Widerstand gegen Volkszählungen als Misstrauensvotum gegenüber der Institution Staat verstanden werden, wobei es von Land zu Land große Unterschiede gibt, die teilweise historisch begründet sind: Während beispielsweise in Schweden, einem klassischen Wohlfahrtsstaat, bereitwillig umfangreiche Auskünfte gegeben werden, gibt es in Deutschland – auch durch die Bevölkerungspolitik des Dritten Reichs begründet – größere Vorbehalte gegen staatliche Erhebungen.

9.2 Bevölkerungsentwicklung

Ergänzend zu Volkszählungen werden von staatlicher Seite auch Geburten- und Sterberegister geführt sowie Fortschreibungen unternommen, auf deren Grundlage die künftige Bevölkerungsentwicklung eingeschätzt werden kann. Damit verbundene Fragen, wie zum Beispiel die eingangs erwähnte Vorstellung eines vergreisenden Deutschlands, stoßen auf großes öffentliches Interesse. Da die Werkzeugkiste der Demographie heute sehr viel feinere Analysen ermöglicht als noch vor einem Jahrhundert, stützt sich die aktuelle Biomacht auf eine erheblich präzisere Datenbasis.

In politischen Diskussionen in Deutschland wird manchmal der Eindruck erweckt, es handle sich um eine neue Erkenntnis, dass der demographische Wandel und die „schrumpfende Nation“ die Finanzierung der Rentensysteme vor gewaltige Herausforderungen stellen. Dabei sind die Geburtenraten in Westdeutschland bereits 1969 bzw. Anfang der 1970er-Jahre unter das Niveau des sogenannten Bestandserhalts von weniger als 2,1 Kindern je Frau abgesunken – das heißt, es werden nicht so viele Kinder geboren, wie für den Erhalt der aktuellen Bevölkerungszahl erforderlich wären (vgl. Abbildung 9.1). In der DDR führten familienpolitische Maßnahmen dazu, dass die Zahl der Geburten ab Mitte der 1970er-Jahre bis zur Wende nicht so stark zurückging wie in Westdeutschland (Gans/Kemper 2010, 18ff.). Nach der Wende wurde Ostdeutschland jedoch von einem „demographische Schock“ erfasst, in dessen Folge die Geburtenrate in einem bis dahin kaum gekannten Tempo und Ausmaß absank (Mau/Zapf 1998).

Geburtenraten in Deutschland

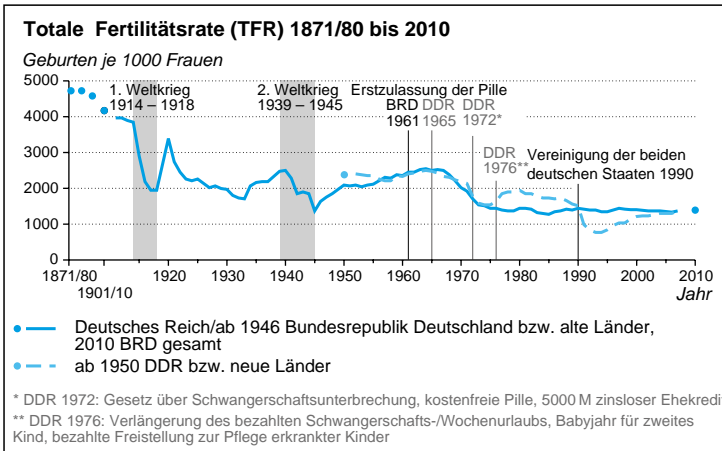


Abb. 9.1
 Die zusammengefasste Geburtenziffer (Fertilitätsrate TFR) in Deutschland 1871–2010 (Quelle: Gans/Kemper 2010, 19, ergänzt)

In diesem Prozess wirkten ein politischer Wandel, soziale Umbrüche und demographische Veränderungen beispielhaft zusammen. Zum einen führte die Abwanderung jüngerer Jahrgänge dazu, dass weniger Frauen im sogenannten gebärfähigen Alter in den neuen Ländern verblieben. Zum anderen hatte die plötzliche Konfrontation mit einer Vielzahl von Unsicherheiten (Arbeitslosigkeit, Schließung von Kindertagesstätten) zur Folge, dass die Entscheidung für eine Elternschaft, die von den potenziellen Eltern oft als langfristige Weichenstellung begriffen wird, häufig ausgesetzt oder zumindest aufgeschoben wurde (Mau/Zapf 1998). Mittlerweile haben sich die Geburtenraten in beiden Teilen Deutschlands auf fast dem gleichen niedrigen Niveau von 1,4 Kindern je Frau angenähert, wobei der Anteil der nichtehelichen Geburten in den neuen Bundesländern mehr als doppelt so hoch ist wie in den alten Bundesländern, was unter anderem mit der früher einsetzenden Säkularisierung in der DDR erklärt werden kann.

9.2.1 Modell des demographischen Übergangs

Dass fast alle Industrienationen seit Beginn der Industrialisierung erst einen Prozess des Sterblichkeits- und dann des Geburtenrückgangs durchlaufen haben, ist die Grundaussage des – auch als erste demographische Transition bezeichneten – Modells des demographischen Übergangs (vgl. Bähr 2010, 209ff.). Dieses Modell wurde in den 1920er-Jahren am Beispiel der demographischen Veränderungen im Zuge der Industrialisierung vor allem in Großbritannien und Nordeuropa entwickelt. Die dort beobachteten Phasen eines Absinkens von Sterbe- und später auch Geburtenrate lassen sich in ähnlicher Weise auch in zahlreichen anderen Staaten erkennen. In Anbetracht einer

demographische
Veränderungen im Zuge
der Industrialisierung

vermeintlichen Gesetzmäßigkeit wurde das Modell des demographischen Übergangs verschiedentlich für Prognosezwecke oder gar für normative Vorgaben im Sinne eines Entwicklungsziels verwendet. Dahinter steckt die modernisierungstheoretische Vorstellung, es gebe im Verlauf der Modernisierung universelle Gesetzmäßigkeiten. Das Modell des demographischen Übergangs kann jedoch nicht ohne Weiteres von den westlichen Industriestaaten auf andere Länder der Erde übertragen werden. Vor diesem Hintergrund wird das Modell mittlerweile sehr kritisch diskutiert. Verwiesen wird auf neuere theoretische Erklärungsansätze, die sowohl Entwicklungen auf globaler (z. B. aufgrund von Prozessen wie Globalisierung und Fragmentierung) als auch auf individueller Ebene in den Blick nehmen (Wehrhahn/Sandner Le Gall 2011, 45ff.).

9.2.2 Demographischer Wandel

Ein neues und grundsätzlich anderes Phänomen ist der demographische Wandel, der – in Anlehnung und Abgrenzung an den demographischen Übergang – auch als „zweiter demographischer Übergang“ oder „zweite Transition“ bezeichnet wird. Wir werden „weniger, grauer, vereinzelter, bunter“ (Gans et al. 2009, 67) – so wird das Szenario des demographischen Wandels plakativ aus dem Blickwinkel der Betroffenen beschrieben. Es werden in diesem Zitat die demographischen und sozialen Prozesse des Bevölkerungsrückgangs, der Alterung einer Population, der Singularisierung und der Heterogenisierung der Bevölkerung angesprochen. Die Ursachen für diese Veränderungen sind auf unterschiedlichen Maßstabsebenen angesiedelt. Im Folgenden wird vorwiegend auf die Schrumpfung und Alterung der Bevölkerung eingegangen. Die Singularisierung, das heißt die Tatsache, dass immer mehr Menschen allein leben, sowie die Heterogenisierung, die vorwiegend eine Folge der Zuwanderung darstellt, können an dieser Stelle nicht ausführlich thematisiert werden.

Als *second demographic transition* wurde der demographische Wandel 1986 erstmals von den Demographen Ron Lesthaeghe und Dirk van de Kaa beschrieben. Demzufolge verlagern sich bei zunehmenden Wohlstands auch die Bedürfnisse der Bevölkerung, was sich wiederum auf die natürliche Bevölkerungsentwicklung auswirkt. Sind die Grundbedürfnisse erst einmal gedeckt, rücken immaterielle Ansprüche in den Vordergrund, wie zum Beispiel Autonomie und Selbstverwirklichung (Lesthaeghe 2010). Der damit verbundene Wertewandel beinhaltet auch, dass Individualität und Selbstständigkeit in einer globalisierten Welt eine immer größere Rolle spielen. Auf diese Weise verändern sich die Ausbildungs- und Berufswege von Frauen, Formen der Partnerschaft, Lebensstile und Vieles mehr. Dies verdeutlicht, weshalb die Geburtenraten nicht nur in Mittel- und Nordeuropa, in Nordamerika und Australien, sondern auch im ehemals geburtenstarken Südeuropa deutlich gesunken sind. Auch wenn kulturelle

Schrumpfung und
Alterung der
Bevölkerung

Wertewandel

Unterschiede bezüglich der Wertorientierungen berücksichtigt werden müssen, so sind in anderen Regionen der Erde durchaus vergleichbare demographische Prozesse zu beobachten. Dies gilt etwa für die prosperierenden südostasiatischen Staaten Singapur und Thailand, deren Geburtenraten mittlerweile auch deutlich unter das sogenannte Bestandserhaltungsniveau abgesunken sind (Husa/Wohlschlägel 2009). Auch in der Volksrepublik China hat die rigide Ein-Kind-Politik zu massiven Auswirkungen auf die Bevölkerungsstruktur geführt. Da die sozialen Sicherungssysteme in den zuletzt genannten Ländern weit weniger gut ausgestattet sind als (derzeit noch) in Europa und die Altersversorgung bisher sowohl in materieller als auch in pflegerischer Sicht von der Großfamilie geleistet wurde, stehen die Gesellschaften und Regierungen hier vor großen Problemen.

9.3 Ausblick: Demographische Entwicklungen als Herausforderung für Politik und Planung

Die Entwicklung und Sicherung der Wohlfahrt einer Bevölkerung zählt zu den wichtigsten Aufgaben eines Staates. Es erscheint sinnvoll, dass entsprechende staatliche Bemühungen auf verschiedenen maßstäblichen und thematischen Ebenen ansetzen. Zwar fallen die meisten wohlfahrtsstaatlichen Aufgaben (z. B. Arbeits-, Familien- und Sozialpolitik) in Deutschland auf Bundesebene an. Gleichzeitig muss jedoch dem grundgesetzlich verankerten Anspruch auf „die Herstellung gleichwertiger Lebensverhältnisse im Bundesgebiet“ (Grundgesetz Artikel 72, Abs. 2, 2012; vgl. dazu das Raumordnungsgesetz der Bundesrepublik § 1, Abs. 2, 2008) Genüge getan werden. Damit rücken auch räumliche Disparitäten stärker ins Blickfeld. Wie Abbildung 9.2 verdeutlicht, sind viele Regionen von teilweise dramatischen Schrumpfungsprozessen betroffen. Dennoch wird es auch in den kommenden Jahrzehnten weiterhin Wachstums- und Zuwanderungsregionen in Deutschland geben.

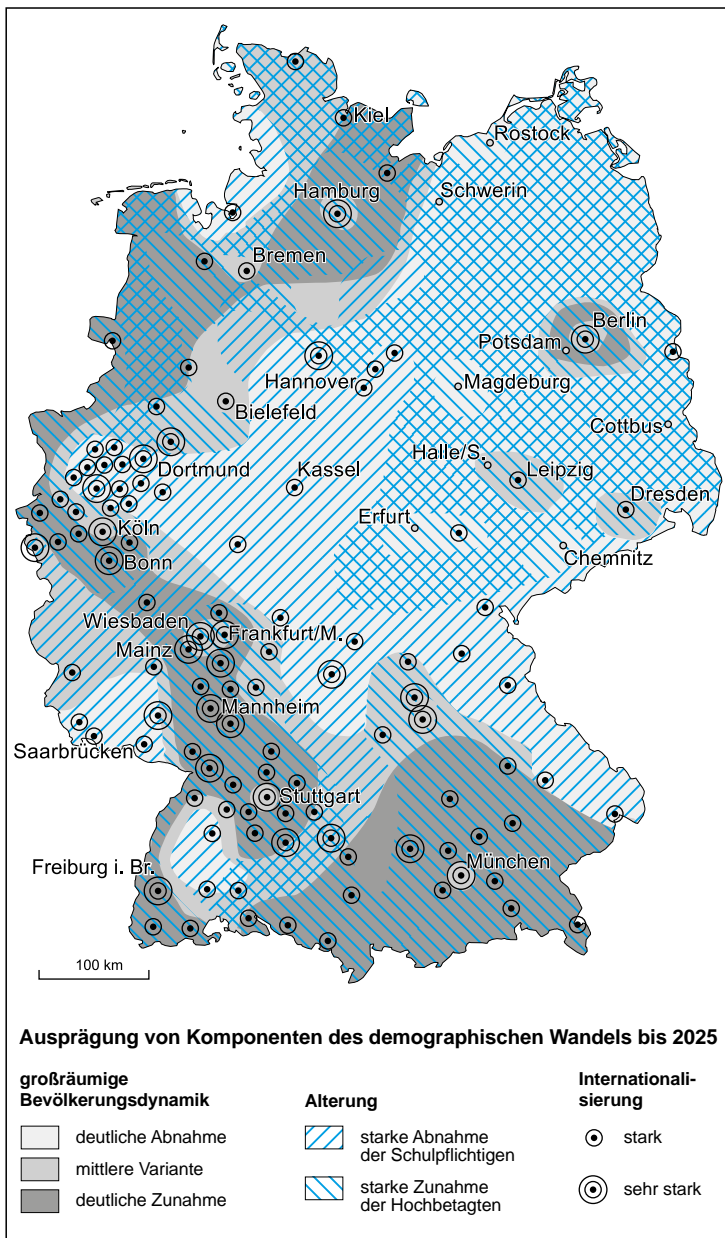
Es ist somit von einer raumbezogenen Fragmentierung im Hinblick auf die genannten demographischen Prozesse auszugehen, die sowohl auf der Ebene der Stadtteile als auch im gesamtdeutschen Maßstab ein Nebeneinander bzw. eine Gleichzeitigkeit von Wachstum und Schrumpfung erwarten lässt. Mit Blick auf Schrumpfungsprozesse steht die Raumordnung vor der besonderen Herausforderung, Konzepte für einen „geordneten Rückbau“ von Wohnraum und Infrastruktur zu entwickeln. Als Vorreiter für die Entwicklung von infrastrukturellen Anpassungsstrategien an eine schrumpfende Bevölkerung gilt zum Beispiel Schweden, wo bereits neue Konzepte zur Steuerumverteilung sowie zur kommunalen Kooperation unter anderem in regionalen Entwicklungsprogrammen erarbeitet wurden (Persson 2003).

gleichwertige Lebensverhältnisse

Rückbau von Wohnraum und Infrastruktur

Abb. 9.2

Regional differenzierte Komponenten des demographischen Wandels in Deutschland bis 2010 (Quelle: nach Wehrhahn/Sandner Le Gall 2011, 55)



Dieses Dokument wurde mit IP-Adresse 160.45.242.40 aus dem Netz der USEB UB FU Berlin am 16.04.2018 um 10:24 Uhr heruntergeladen. Das Weitergeben und Kopieren dieses Dokuments ist nicht zulässig.

9 Demographie und Bevölkerung

9.1 Grundbegriffe und ihre Geschichte

„Deutschland wird älter“ – diesen Satz liest und hört man immer wieder dort, wo es um die Bevölkerungsentwicklung in Deutschland geht. Die Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 8. Februar 2010 titelte sogar: „Frankreich altert, Deutschland vergreist“. Aber wie kommt es, dass ein Land ebenso wie eine lebende Person altern oder vergreisen kann? Und woher weiß man, dass dies der Fall ist? Diese Fragen verweisen zum einen auf den Begriff Bevölkerung und zum anderen auf die Demographie als moderne Wissenschaft.

9.1.1 Bevölkerung

Die Bezeichnung Bevölkerung hat eine lange Geschichte, die durch die Verwandtschaft mit den Begriffen Volk, Nation und Gesellschaft geprägt ist (Anderson 2005; Foucault 2004; Poovey 1995). Während alle vier Begriffe auf eine Gruppe von Menschen verweisen, unterscheiden sie sich hinsichtlich des gedanklichen Prinzips, das die Gruppe jeweils zusammenhält: So wird einem „Volk“ unterstellt, dass es alle zur Gruppe gehörenden Individuen durch gemeinsame Kulturelemente (z. B. Sprache, Religion und Traditionen) und historische Erfahrungen vereint. Der Ausdruck „Nation“ bezeichnet hingegen eine Gruppe, die sich vor allem als politische Einheit versteht (obwohl auch die Nation oft einen ethnisch-kulturellen Beigeschmack hat). Das Wort „Gesellschaft“ bezeichnet die Mitglieder eines sozialen Systems, das weit über den Maßstab der Familie und der lokalen Gemeinschaft hinaus durch relativ stabile Normen und Regeln der Interaktion sowie eine alltägliche ökonomische Ordnung gekennzeichnet ist.

Das Prinzip, das die Klammer für eine „Bevölkerung“ liefert, ist wiederum ein anderes. Das Wort „bevölkern“ verweist bereits darauf, denn was als bevölkert verstanden wird, ist ein definiertes geographisches Territorium. Die Gruppe aller sich in einem Territorium befindlichen Personen mag als ethnisches „Volk“, als politische „Nation“ oder als organisierte „Gesellschaft“ verstanden werden – in jedem Fall kann sie aufgrund ihres bloßen Daseins als Bevölkerung bezeichnet werden. Die Frage, ob dies in einem gegebenen Fall geschieht oder nicht, leitet über zu einer zweiten wichtigen Eigenschaft des Bevölkerungsbegriffs: Das Ausweisen einer Gruppe als „Bevölkerung“ dient – ebenso wie die darauf folgenden Operationen der Registrierung oder

Beobachtung, wie insbesondere das Zählen – üblicherweise einem praktischen Zweck. Existenz, Größe und Charakteristika einer Bevölkerung sind in der Regel nur von Interesse, sofern sie hinsichtlich der kulturellen, ethnischen, politischen, sozialen oder ökonomischen Welt etwas potenziell Nützliches oder Relevantes auszusagen vermögen. Dies kann anhand des oben genannten Beispiels verdeutlicht werden: Die Feststellung, dass „Deutschland (das heißt die Bevölkerung, die innerhalb der Grenzen von Deutschland wohnt) altert“, ist hauptsächlich von Interesse, weil damit sozioökonomische und politische Auswirkungen verbunden sind. Je größer der Anteil von Rentnerinnen und Rentnern in einer Bevölkerung, desto kleiner ist der Prozentsatz derjenigen, deren Arbeitsleistung und Einkommen das wirtschaftliche Wachstum aufrechterhalten und deren Steuergelder den Staatshaushalt finanzieren müssen.

Existenz, Größe und Charakteristika einer Bevölkerung

Eine dritte Eigenschaft des Begriffs Bevölkerung – zumindest in dem Sinn, wie er heutzutage verwendet wird – ist ein Anspruch auf Vollständigkeit. Anders als die Bezeichnungen Volk oder Nation, die manchmal unter Ausschluss von bestimmten Minderheiten verstanden werden, schließt der Ausdruck Bevölkerung alle Menschen ein, die ein Territorium bewohnen – auch wenn dies nicht immer so war, wie unten weiter ausgeführt wird.

9.1.2 Das statistische Instrument der Volkszählung

Im Rahmen der Volkszählung, die auch als Zensus bezeichnet wird, werden statistische Bevölkerungsdaten erfasst. Diese Zählungen können dadurch erfolgen, dass Personen vom Staat beauftragt werden, in jeder Siedlung jeden Haushalt aufzusuchen und die dort wohnhaften Personen zu zählen und meist zu bestimmten soziodemographischen Merkmalen zu befragen. In der jüngeren Zeit werden in verschiedenen europäischen Ländern die vorhandenen Register der Einwohnermeldeämter und anderer Einrichtungen (in Deutschland z. B. Bundesagentur für Arbeit) als Grundlage genutzt und nur wenige Personen direkt gezählt und befragt (Grohmann 2009).

Seit der Antike werden Menschen gezählt. Wie im neuen Testament überliefert ist, ordnete König Herodes eine Volkszählung an. Auch im 21. Jahrhundert spielen Volkszählungen noch eine wichtige Rolle. Sie liefern vor allem Informationen darüber, wie viele Individuen in einem Territorium leben. Diese Individuen werden jedoch nicht nur als allgemeine Personen erfasst, sondern auch als „qualifizierte“ Träger bestimmter politisch, sozioökonomisch oder kulturell relevanter Merkmale. Je nachdem, was als relevant gilt, werden die einer Bevölkerung zugehörigen Menschen anhand einer bestimmten Liste von Merkmalen gezählt oder befragt; diese korrespondiert stets mit dem spezifischen historischen und geographischen Kontext. Das führt dazu, dass auch „die Bevölkerung“ stets in einem spezifischen Sinn erfasst wird (Anderson 1988; Levitan 2011).

Individuen als Träger politisch, sozioökonomisch oder kulturell relevanter Merkmale

Geschichte der modernen Bevölkerungsstatistik

Schon sehr lange ist es üblich, im Rahmen von Volkszählungen die Anzahl der für das Militär tauglichen Männer festzustellen – und zwar entweder als Bestandteil der Kriegsvorbereitung oder (wie in der römischen Antike), um die Kontrolle über ein größeres Territorium aufrechtzuerhalten. Daher wurden oft nur Männer erfasst, während Frauen, Kinder und ältere Menschen buchstäblich „nicht zählten“. Ebenfalls schon lange dienen Volkszählungen dazu, die Einnahme von Steuern zu ermöglichen. Für diesen Zweck benötigt der Staat unter anderem Angaben über Besitzverhältnisse. Diese historischen Beispiele verweisen darauf, dass es vor allem Staaten sind, die Volkszählungen durchführen, um Wissen über die Bevölkerung zu sammeln. In diesem Sinne verweist auch der bereits im 18. Jahrhundert gebräuchliche Begriff der Statistik auf die führende Rolle von Staaten bei der systematischen Durchführung numerischer Erhebungen und der Auswertung der gesammelten Daten (Desrosières 2005; Porter 1986).

Seit dem Ende der Antike entwickelte sich der Stand des statistischen Wissens über die Bevölkerung nur sehr langsam. Bis ins 18. und teilweise ins 19. Jahrhundert hinein waren die von staatlicher Seite gesammelten Informationen sowie die Art und Weise ihrer Erfassung nicht immer zuverlässig; die Erhebungen wurden mehr sporadisch als regelmäßig durchgeführt, und es wurden meist nur wenige Merkmale dokumentiert (z. B. die Anzahl der Menschen, ihr Geschlecht, das Alter und gegebenenfalls ihre Besitzverhältnisse). Dies ist auf zwei Faktoren zurückzuführen: Zum einen waren die modernen statistischen Verfahren und Theorien, anhand derer große Datenmengen sehr detailliert und aufschlussreich erforscht werden können (Probabilitätstheorie, Distributionsanalyse, Korrelationsanalyse, Stichprobenverfahren usw.), noch nicht entwickelt bzw. systematisiert. Zum anderen wurden Bevölkerungsstatistiken noch nicht als allgemein verbreitetes, flexibles und nützliches Regierungswerkzeug anerkannt. Es ist kein Zufall, dass sich dies im Laufe des 19. Jahrhunderts allmählich änderte: Gerade weil Staaten in dieser Zeit neue Machttechniken hervorbrachten und in Verbindung damit neue Verantwortung übernahmen, wurde in diesem Zusammenhang auch die Entwicklung von Methoden zur statistischen Analyse vorangetrieben (Hannah 2000; Desrosières 2005).

Die Geschichte der modernen Bevölkerungsstatistik ist ebenso interessant wie zweifelhaft. Wie der französische Philosoph Michel Foucault (2004) aus einer machtkritischen Perspektive festhält, lassen sich die ersten Impulse für eine detaillierte und systematische Registrierung der Bevölkerung auf die sogenannte „merkantilistische Phase“ des Kapitalismus zurückführen. Im 17. und 18. Jahrhundert führte die rasante Ausbreitung des Handels zwischen den europäischen Staaten dazu, dass die absolutistischen Herrscher Europas begannen, möglichst günstige Handelsbilanzen anzustreben. In dieser Zeit war es üblich, die nationale Bevölkerung als ökonomische

17. und 18. Jahrhundert

Ressource zu betrachten, die ein Überangebot von Lebensmitteln produzieren sollte, damit dieses für den Export genutzt werden konnte (Foucault 2004, 134–173).

Das staatliche Verlangen, mehr Wissen über Bevölkerungen anzusammeln, wuchs in den Jahrzehnten des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts, als der europäische (und zunehmend auch der nordamerikanische) Kapitalismus allmählich in die Phase der Industrialisierung übergang. Zum einen benötigte man exakte Informationen über die vorhandene Arbeitskraft (d. h. Anzahl, geographische Verteilung, Mobilität und „Tauglichkeit“ der arbeitsfähigen Bevölkerung), um die Entwicklungsmöglichkeiten der nationalen Industrie richtig einschätzen zu können. Zum anderen wurden die problematischen Begleiterscheinungen der Industrialisierung immer deutlicher sichtbar: Trotz des beispiellosen ökonomischen Wachstums waren weite Teile der Bevölkerung von bitterer Armut betroffen; gleichzeitig stellten die Infektionskrankheiten Tuberkulose und Cholera, die sich in den schnell wachsenden Industriestädten sehr leicht ausbreiten konnten, neue Gefahren für die öffentliche Gesundheit dar.

spätes 18. und frühes
19. Jahrhundert

9.1.3 Wohlfahrt und Biomacht

Im 19. Jahrhundert vollzog sich im Kontext der oben skizzierten Entwicklung eine historische Verschiebung in der Bedeutung von Politik. So bestand die Form der politischen Macht seit der Vormoderne im Modell der Souveränität, dessen wichtigstes Ziel die Machterhaltung darstellte. Während der Phase der Industrialisierung sahen sich die Regierungen in Europa und Nordamerika jedoch zunehmend mit Herausforderungen konfrontiert, die allenfalls indirekt die Machterhaltung und vor allem die Wohlfahrt der Bevölkerung betrafen. Daher setzte sich allmählich ein Komplex an Regierungsaktivitäten durch, die Michel Foucault (2004, 105f.) als Biomacht bezeichnet. Mit diesem Begriff verweist er darauf, dass das Hauptziel des Regierens fortan nicht mehr in der direkten Sicherung von Herrschaft bestand, sondern in der Bereitstellung guter Lebensbedingungen für die Bevölkerung, die wiederum ein gesundes und produktives Leben führen sowie für möglichst gesunden und zahlreichen Nachwuchs sorgen sollte. Dieser neue Schwerpunkt staatlichen Handelns hatte zur Folge, dass der Befindlichkeit und Wohlfahrt von Frauen als tatsächliche oder potenzielle Mütter ein besonderes Interesse entgegengebracht wurde (Donzelot 1980). Darüber hinaus begannen Regierungen, sich zum Beispiel mit Ernährungspolitik, Wasserqualität und Transportnetzen zu befassen, anstatt – wie bisher – ihre Hauptaufgaben lediglich in der Verfolgung und Bestrafung von Kriminellen zu sehen (Foucault 1977a).

Bereitstellung guter
Lebensbedingungen für
die Bevölkerung

Es mag zunächst etwas seltsam klingen, wenn staatliche Aktivitäten der oben beschriebenen Art als Biomacht bezeichnet und mit der Ausübung von „Macht“ in Verbindung gebracht werden, denn es han-

Eingriffe in die Lebensweise

delt sich dabei um gemeinhin als gut und positiv angesehene Errungenschaften. Aber auch wenn damit ein „guter“ Zweck verfolgt wird, so gehen mit der Biomacht doch Eingriffe in die Lebensweise einher, die auf der Ebene des Einzelnen oft unerwünscht oder zumindest lästig sind. Dass diese Eingriffe auch in unserer Zeit beobachtet werden können, verdeutlichen Anordnungen, Regulierungen oder Anreize und Maßnahmen aller Art, wie zum Beispiel Gesundheitsinspektionen, wohnungsamtliche Anordnungen zur Mindestwohnungsfläche pro Kopf, Rauchverbote in Kneipen sowie Versicherungsvergünstigungen für Nichtraucher. Wie unten weiter ausgeführt wird, können derartige Interventionen im Extremfall sogar lebensbedrohlich sein. Darüber hinaus zielen biopolitische Eingriffe häufig auf eine Normierung der Lebensführung des Einzelnen ab, die sich am Modell eines „gesunden“ bzw. „verantwortlichen“ Lebens orientiert. Zum Beispiel kann ein Rauchverbot in Gebäuden die Wahrscheinlichkeit erhöhen, dass Raucher/innen die „freie“ Entscheidung treffen, das Rauchen aufzugeben. Dieses Beispiel verdeutlicht, dass Biomacht nicht nur vom Staat ausgeübt wird: Versicherungen und andere Organisationen können sich ebenfalls an der biopolitischen Regulierung des Lebens beteiligen.

Biomacht

Die Biomacht bezeichnet einen Komplex von Rationalitäten und Techniken zur Sicherung und Kultivierung der Wohlfahrt der Bevölkerung bzw. einzelner Menschen. Unterstützt wird diese Form der Macht durch detailliertes Wissen über die Bevölkerung bzw. Individuen. Auf der Grundlage dieses Wissens werden vielfältige, teils subtile Regulierungen und Anreizmechanismen entwickelt, um die produktive, „verantwortungsvolle“ Ausübung von „Freiheit“ zu fördern (nach Foucault 1977b, 165–166).

Wie in der Kompaktinformation zur Biomacht bereits angedeutet, stützt sie sich auf (insbesondere statistisches) Wissen. So überrascht es kaum, dass im Laufe des 19. Jahrhunderts mehr und mehr statistische Daten erfasst wurden. Ebenfalls erheblich detaillierter wurde aber auch der Fragenkatalog, der im Rahmen von Volkszählungen und anderen Erhebungen zur Anwendung kam (Anderson 1988). Ende des 19. Jahrhunderts begann schließlich die Systematisierung moderner statistischer Verfahren, mit deren Hilfe es möglich ist, auf der Basis roher Daten nicht ersichtliche Muster oder Korrelationen anschaulich herauszuarbeiten. Wie wichtig die Entwicklung dieser Techniken war, zeigt sich nicht zuletzt daran, dass die statistischen Verfahren der empirischen Sozialforschung heute noch im Modulkatalog vieler sozialwissenschaftlicher Bachelor-Studiengänge vertreten sind, auch wenn die mit ihnen verbundene Rationalität nur selten kritisch hinterfragt wird.

moderne statistische Verfahren

Dabei sind die historischen Zusammenhänge der Entwicklung und vor allem der Anwendung dieser Verfahren durchaus problematisch. So wurde zum Beispiel das statistische Instrumentarium der Biomacht nicht zuletzt entwickelt, um den Zwecken der rassistisch motivierten Eugenik zu dienen. Darunter versteht man bevölkerungs- und gesundheitspolitische Maßnahmen, die das Ziel verfolgen, die genetischen Erbanlagen einer Bevölkerung zu optimieren. So enthalten die modernen Volkszählungen, wie sie zum Beispiel seit 1790 in den USA ausgeführt werden, üblicherweise Daten zur „Rassenzugehörigkeit“. Auch in den europäischen Kolonien spielten Volkszählungen und andere Erhebungen zu „rassebezogenen“, ökonomischen und militärischen Themen eine wichtige Rolle (Cohn 1987). In der Regel wurden diese Statistiken benutzt, um die Herrschaft von Weißen über Nicht-Weiße „wissenschaftlich“ zu rechtfertigen (Gould 1988). Zwei Pioniere der modernen statistischen Methoden, Karl Pearson und Francis Galton, entwickelten Verfahren wie beispielsweise die Korrelationsanalyse im Rahmen des Versuchs, die „Minderwertigkeit der Nicht-Weißen“ wissenschaftlich zu belegen (Hacking 1990; Porter 1986). Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass wichtige Grundlagen der modernen statistischen Bevölkerungsanalyse in zentralen Punkten zu rassistischen Zwecken entwickelt wurden (Gould 1988) und die frühen Forschungen zur Bevölkerungsstruktur im Dienst der „Rassenforschung“ standen (Hannah 2000).

Daten zur „Rassenzugehörigkeit“

Eugenik

In unterschiedlichen historisch-politischen Zusammenhängen ist es zur Herausbildung von Eugenik-Bewegungen gekommen. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wandten sich beispielsweise weiße Eliten in europäischen und nordamerikanischen Ländern – im Zusammenhang mit dem Ausbau großer Industriegebiete in den eigenen Staaten – gegen die damaligen Einwanderungswellen aus Asien, Süd- und Osteuropa. Im Dritten Reich wurde die Eugenik zu einer bevölkerungspolitischen Leitlinie, die eng mit dem Holocaust und der Verfolgung von Minderheiten und behinderten Menschen verknüpft ist. Im Kern sah das eugenische Programm vor, die Fortpflanzung der „schwächeren Rassen“ sowie deren genetische Vermischung mit den angeblich „überlegenen weißen Rassen“ zu verhindern. Konkret führte die Eugenik in zahlreichen Ländern zu Einwanderungsverboten und Sterilisationsprogrammen.

Vor dem Hintergrund der Geschichte der Bevölkerungszählungen und ihrer ethisch durchaus bedenklichen Motive werden auch mögliche Bedenken und Widerstände gegen Volkszählungen verständlich (Hannah 2010). Die westdeutsche Volkszählung von 1987 etwa wurde – vor dem Hintergrund der zu diesem Zeitpunkt diskutierten

Bedenken und Widerstände gegen Volkszählungen

Rasterfahndung als Maßnahme gegen den RAF-Terrorismus – als weiterer Eingriff in die Bürgerrechte empfunden und zum Teil sehr emotional bekämpft. Die sogenannten Volkszählungsgegner formulierten Parolen wie beispielsweise „Lass Dich nicht erfassen“ oder „Zählt nicht uns, zählt Eure Tage“, womit sie auf die begrenzte Amtszeit der damals verantwortlichen Bundesregierung anspielten. Die jüngste deutsche Volkszählung wurde auch aus Furcht vor dem Widerstand der Bevölkerung lange hinausgezögert. Unter dem werbewirksamen Motto „Wissen, was morgen zählt“ fand sie schließlich erst im Jahr 2011 statt. Vor dem Hintergrund des deutlich milderen politischen Klimas formierte sich jedoch nur wenig Protest; zum Beispiel die noch junge Piratenpartei machte Einwände geltend. Grundsätzlich kann der Widerstand gegen Volkszählungen als Misstrauensvotum gegenüber der Institution Staat verstanden werden, wobei es von Land zu Land große Unterschiede gibt, die teilweise historisch begründet sind: Während beispielsweise in Schweden, einem klassischen Wohlfahrtsstaat, bereitwillig umfangreiche Auskünfte gegeben werden, gibt es in Deutschland – auch durch die Bevölkerungspolitik des Dritten Reichs begründet – größere Vorbehalte gegen staatliche Erhebungen.

9.2 Bevölkerungsentwicklung

Ergänzend zu Volkszählungen werden von staatlicher Seite auch Geburten- und Sterberegister geführt sowie Fortschreibungen unternommen, auf deren Grundlage die künftige Bevölkerungsentwicklung eingeschätzt werden kann. Damit verbundene Fragen, wie zum Beispiel die eingangs erwähnte Vorstellung eines vergreisenden Deutschlands, stoßen auf großes öffentliches Interesse. Da die Werkzeugkiste der Demographie heute sehr viel feinere Analysen ermöglicht als noch vor einem Jahrhundert, stützt sich die aktuelle Biomacht auf eine erheblich präzisere Datenbasis.

In politischen Diskussionen in Deutschland wird manchmal der Eindruck erweckt, es handle sich um eine neue Erkenntnis, dass der demographische Wandel und die „schrumpfende Nation“ die Finanzierung der Rentensysteme vor gewaltige Herausforderungen stellen. Dabei sind die Geburtenraten in Westdeutschland bereits 1969 bzw. Anfang der 1970er-Jahre unter das Niveau des sogenannten Bestandserhalts von weniger als 2,1 Kindern je Frau abgesunken – das heißt, es werden nicht so viele Kinder geboren, wie für den Erhalt der aktuellen Bevölkerungszahl erforderlich wären (vgl. Abbildung 9.1). In der DDR führten familienpolitische Maßnahmen dazu, dass die Zahl der Geburten ab Mitte der 1970er-Jahre bis zur Wende nicht so stark zurückging wie in Westdeutschland (Gans/Kemper 2010, 18ff.). Nach der Wende wurde Ostdeutschland jedoch von einem „demographische Schock“ erfasst, in dessen Folge die Geburtenrate in einem bis dahin kaum gekannten Tempo und Ausmaß absank (Mau/Zapf 1998).

Geburtenraten in Deutschland

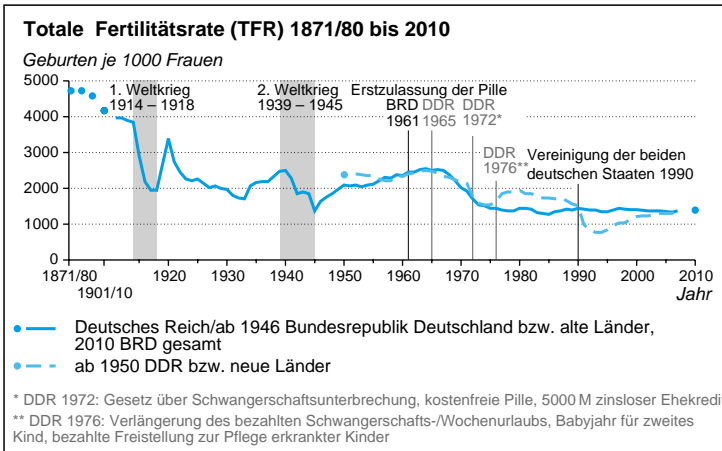


Abb. 9.1

Die zusammengefasste Geburtenziffer (Fertilitätsrate TFR) in Deutschland 1871–2010 (Quelle: Gans/Kemper 2010, 19, ergänzt)

In diesem Prozess wirkten ein politischer Wandel, soziale Umbrüche und demographische Veränderungen beispielhaft zusammen. Zum einen führte die Abwanderung jüngerer Jahrgänge dazu, dass weniger Frauen im sogenannten gebärfähigen Alter in den neuen Ländern verblieben. Zum anderen hatte die plötzliche Konfrontation mit einer Vielzahl von Unsicherheiten (Arbeitslosigkeit, Schließung von Kindertagesstätten) zur Folge, dass die Entscheidung für eine Elternschaft, die von den potenziellen Eltern oft als langfristige Weichenstellung begriffen wird, häufig ausgesetzt oder zumindest aufgeschoben wurde (Mau/Zapf 1998). Mittlerweile haben sich die Geburtenraten in beiden Teilen Deutschlands auf fast dem gleichen niedrigen Niveau von 1,4 Kindern je Frau angenähert, wobei der Anteil der nichtehelichen Geburten in den neuen Bundesländern mehr als doppelt so hoch ist wie in den alten Bundesländern, was unter anderem mit der früher einsetzenden Säkularisierung in der DDR erklärt werden kann.

9.2.1 Modell des demographischen Übergangs

Dass fast alle Industrienationen seit Beginn der Industrialisierung erst einen Prozess des Sterblichkeits- und dann des Geburtenrückgangs durchlaufen haben, ist die Grundaussage des – auch als erste demographische Transition bezeichneten – Modells des demographischen Übergangs (vgl. Bähr 2010, 209ff.). Dieses Modell wurde in den 1920er-Jahren am Beispiel der demographischen Veränderungen im Zuge der Industrialisierung vor allem in Großbritannien und Nordeuropa entwickelt. Die dort beobachteten Phasen eines Absinkens von Sterbe- und später auch Geburtenrate lassen sich in ähnlicher Weise auch in zahlreichen anderen Staaten erkennen. In Anbetracht einer

demographische Veränderungen im Zuge der Industrialisierung

vermeintlichen Gesetzmäßigkeit wurde das Modell des demographischen Übergangs verschiedentlich für Prognosezwecke oder gar für normative Vorgaben im Sinne eines Entwicklungsziels verwendet. Dahinter steckt die modernisierungstheoretische Vorstellung, es gebe im Verlauf der Modernisierung universelle Gesetzmäßigkeiten. Das Modell des demographischen Übergangs kann jedoch nicht ohne Weiteres von den westlichen Industriestaaten auf andere Länder der Erde übertragen werden. Vor diesem Hintergrund wird das Modell mittlerweile sehr kritisch diskutiert. Verwiesen wird auf neuere theoretische Erklärungsansätze, die sowohl Entwicklungen auf globaler (z. B. aufgrund von Prozessen wie Globalisierung und Fragmentierung) als auch auf individueller Ebene in den Blick nehmen (Wehrhahn/Sandner Le Gall 2011, 45ff.).

9.2.2 Demographischer Wandel

Ein neues und grundsätzlich anderes Phänomen ist der demographische Wandel, der – in Anlehnung und Abgrenzung an den demographischen Übergang – auch als „zweiter demographischer Übergang“ oder „zweite Transition“ bezeichnet wird. Wir werden „weniger, grauer, vereinzelter, bunter“ (Gans et al. 2009, 67) – so wird das Szenario des demographischen Wandels plakativ aus dem Blickwinkel der Betroffenen beschrieben. Es werden in diesem Zitat die demographischen und sozialen Prozesse des Bevölkerungsrückgangs, der Alterung einer Population, der Singularisierung und der Heterogenisierung der Bevölkerung angesprochen. Die Ursachen für diese Veränderungen sind auf unterschiedlichen Maßstabsebenen angesiedelt. Im Folgenden wird vorwiegend auf die Schrumpfung und Alterung der Bevölkerung eingegangen. Die Singularisierung, das heißt die Tatsache, dass immer mehr Menschen allein leben, sowie die Heterogenisierung, die vorwiegend eine Folge der Zuwanderung darstellt, können an dieser Stelle nicht ausführlich thematisiert werden.

Als *second demographic transition* wurde der demographische Wandel 1986 erstmals von den Demographen Ron Lesthaeghe und Dirk van de Kaa beschrieben. Demzufolge verlagern sich bei zunehmenden Wohlstands auch die Bedürfnisse der Bevölkerung, was sich wiederum auf die natürliche Bevölkerungsentwicklung auswirkt. Sind die Grundbedürfnisse erst einmal gedeckt, rücken immaterielle Ansprüche in den Vordergrund, wie zum Beispiel Autonomie und Selbstverwirklichung (Lesthaeghe 2010). Der damit verbundene Wertewandel beinhaltet auch, dass Individualität und Selbstständigkeit in einer globalisierten Welt eine immer größere Rolle spielen. Auf diese Weise verändern sich die Ausbildungs- und Berufswege von Frauen, Formen der Partnerschaft, Lebensstile und Vieles mehr. Dies verdeutlicht, weshalb die Geburtenraten nicht nur in Mittel- und Nordeuropa, in Nordamerika und Australien, sondern auch im ehemals geburtenstarken Südeuropa deutlich gesunken sind. Auch wenn kulturelle

Schrumpfung und
Alterung der
Bevölkerung

Wertewandel

Unterschiede bezüglich der Wertorientierungen berücksichtigt werden müssen, so sind in anderen Regionen der Erde durchaus vergleichbare demographische Prozesse zu beobachten. Dies gilt etwa für die prosperierenden südostasiatischen Staaten Singapur und Thailand, deren Geburtenraten mittlerweile auch deutlich unter das sogenannte Bestandserhaltungsniveau abgesunken sind (Husa/Wohlschlägel 2009). Auch in der Volksrepublik China hat die rigide Ein-Kind-Politik zu massiven Auswirkungen auf die Bevölkerungsstruktur geführt. Da die sozialen Sicherungssysteme in den zuletzt genannten Ländern weit weniger gut ausgestattet sind als (derzeit noch) in Europa und die Altersversorgung bisher sowohl in materieller als auch in pflegerischer Sicht von der Großfamilie geleistet wurde, stehen die Gesellschaften und Regierungen hier vor großen Problemen.

9.3 Ausblick: Demographische Entwicklungen als Herausforderung für Politik und Planung

Die Entwicklung und Sicherung der Wohlfahrt einer Bevölkerung zählt zu den wichtigsten Aufgaben eines Staates. Es erscheint sinnvoll, dass entsprechende staatliche Bemühungen auf verschiedenen maßstäblichen und thematischen Ebenen ansetzen. Zwar fallen die meisten wohlfahrtsstaatlichen Aufgaben (z. B. Arbeits-, Familien- und Sozialpolitik) in Deutschland auf Bundesebene an. Gleichzeitig muss jedoch dem grundgesetzlich verankerten Anspruch auf „die Herstellung gleichwertiger Lebensverhältnisse im Bundesgebiet“ (Grundgesetz Artikel 72, Abs. 2, 2012; vgl. dazu das Raumordnungsgesetz der Bundesrepublik § 1, Abs. 2, 2008) Genüge getan werden. Damit rücken auch räumliche Disparitäten stärker ins Blickfeld. Wie Abbildung 9.2 verdeutlicht, sind viele Regionen von teilweise dramatischen Schrumpfungprozessen betroffen. Dennoch wird es auch in den kommenden Jahrzehnten weiterhin Wachstums- und Zuwanderungsregionen in Deutschland geben.

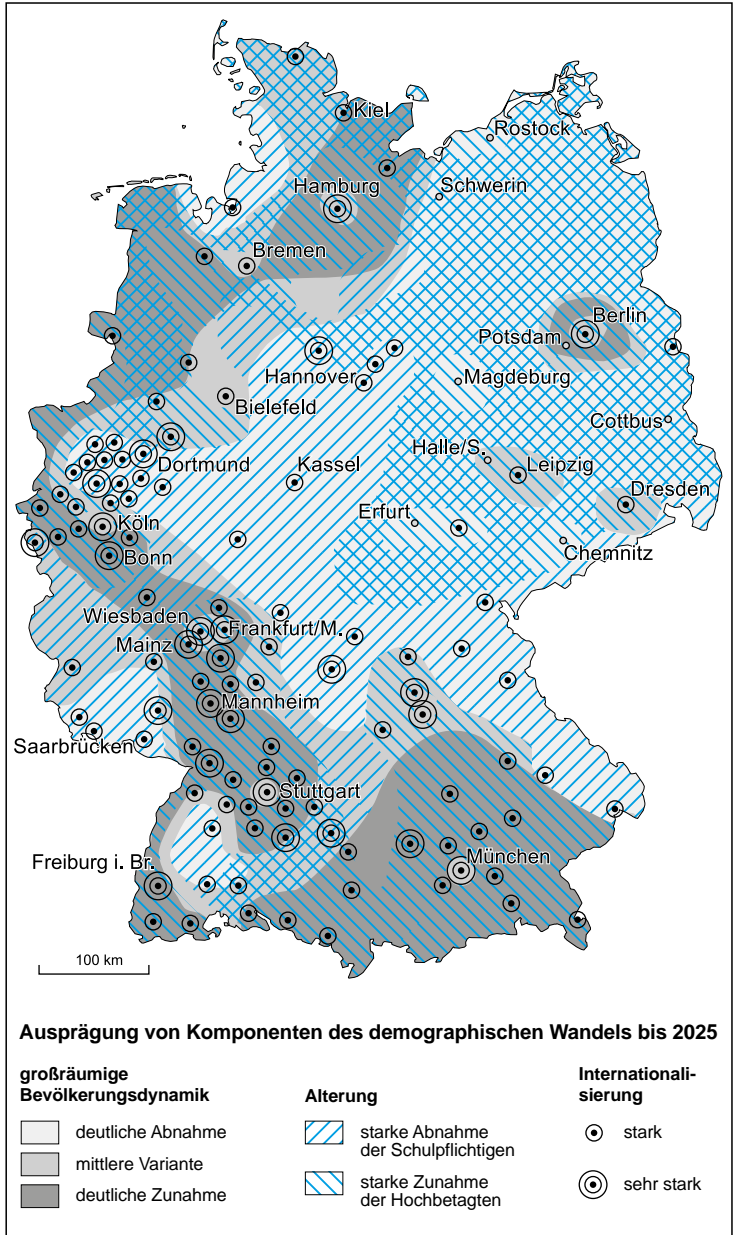
Es ist somit von einer raumbezogenen Fragmentierung im Hinblick auf die genannten demographischen Prozesse auszugehen, die sowohl auf der Ebene der Stadtteile als auch im gesamtdeutschen Maßstab ein Nebeneinander bzw. eine Gleichzeitigkeit von Wachstum und Schrumpfung erwarten lässt. Mit Blick auf Schrumpfungprozesse steht die Raumordnung vor der besonderen Herausforderung, Konzepte für einen „geordneten Rückbau“ von Wohnraum und Infrastruktur zu entwickeln. Als Vorreiter für die Entwicklung von infrastrukturellen Anpassungsstrategien an eine schrumpfende Bevölkerung gilt zum Beispiel Schweden, wo bereits neue Konzepte zur Steuerumverteilung sowie zur kommunalen Kooperation unter anderem in regionalen Entwicklungsprogrammen erarbeitet wurden (Persson 2003).

gleichwertige Lebensverhältnisse

Rückbau von Wohnraum und Infrastruktur

Abb. 9.2

Regional differenzierte Komponenten des demographischen Wandels in Deutschland bis 2010 (Quelle: nach Wehrhahn/Sandner Le Gall 2011, 55)



Dieses Dokument wurde mit IP-Adresse 160.45.242.40 aus dem Netz der USEB UB FU Berlin am 16.04.2018 um 10:24 Uhr heruntergeladen. Das Weitergeben und Kopieren dieses Dokuments ist nicht zulässig.

Bevölkerungspolitik kann in zahlreichen Bereichen wirken, wie zum Beispiel in der Familien-, Wirtschafts-, Arbeitsmarkt- und Bildungspolitik. Insbesondere die Familienpolitik setzt in Deutschland auf Anreizsysteme, die dem Geburtenrückgang entgegensteuern sollen. Es bleibt zwar fraglich, inwieweit die private Entscheidung für oder gegen eine Elternschaft überhaupt politisch gestaltbar ist. In Umfragen zeigt sich aber, dass die Anzahl der Menschen bzw. Paare mit Kinderwunsch größer ist als die Anzahl der späteren Eltern (Bundesministerium des Innern 2011, 54) und dass ein Kinderwunsch umso seltener verwirklicht wird, je höher das Bildungsniveau der Frauen ist (ebd., 20). Als Vorbild für pronatalistische Maßnahmen – also Maßnahmen, die Anreize für steigende Geburtenzahlen schaffen – wird häufig das Nachbarland Frankreich herangezogen, das über deutlich bessere Betreuungsmöglichkeiten für Kinder unter drei Jahren verfügt und infolgedessen auch gegenüber Deutschland eine höhere Vollzeiterwerbsquote der Mütter kleiner Kinder aufweist (Bauer-Hailer/Wezel 2007). Überlagert wird die Entscheidung für oder gegen Kinder von sehr persistenten Rollenzuschreibungen: Unter anderem durch Drohbegriffe wie den der „Rabenmutter“ (den es nur in der deutschen Sprache gibt) werden konservative Erwartungen an die Mutterrolle geknüpft. Die traditionellen Rollenbilder von Müttern und Vätern scheinen sich in Westdeutschland nur sehr langsam zu verändern, während es in den neuen Ländern auch abweichende Vorstellungen gibt (Blohm/Walter 2011).

Aufgrund der räumlichen Unterschiede der Bevölkerungsentwicklung verlangt die Frage nach dem Altern von Deutschland eine differenzierte Antwort. Die Feststellung, dass „Deutschland vergeist“, greift jedenfalls zu kurz. Dies gilt auch und erst recht für die Feststellung, dass „die Deutschen aussterben“. Wie der Historiker Thomas Bryant (2011) zeigt, ist die Rede vom „Aussterben der Deutschen“ ein Bedrohungsszenario, das im deutschen Demographie-Diskurs bereits seit hundert Jahren eine wichtige Rolle spielt. Allerdings muss darauf geachtet werden, dass dieses Szenario nicht dazu missbraucht wird, eine Konfliktlinie entlang der Altersgrenzen entstehen zu lassen. Derzeit zeichnet sich mit zunehmender Alterung der Gesellschaft noch keine Verschärfung der Generationenkonflikte ab, sondern es ist eine breite Solidaritätsbereitschaft zwischen den Generationen zu erkennen (Sachweh 2011, 13). Um sie zu erhalten, ist es wichtig, Bevölkerungspolitik nicht isoliert, sondern in enger Abstimmung mit anderen Politikfeldern zu betrachten. In der Verbindung von Familien- und Zuwanderungspolitik mit Arbeitsmarkt-, Gesundheits- und Bildungspolitik liegen große politische Herausforderungen. Mit ihnen verbindet sich einerseits dringender Handlungsbedarf, andererseits aber auch die Notwendigkeit zum maßvollen Umgang mit Kontrolle und Einflussnahme im Sinne der Biomacht.

pronatalistische
Maßnahmen

Solidaritätsbereitschaft
zwischen den Genera-
tionen

Literatur

- Anderson, B. (2005): Die Erfindung der Nation: zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Frankfurt a. M.: Campus.
- Anderson, M. (1988): The American Census: A Social History. New Haven: Yale University Press.
- Bähr, J. (2010): Bevölkerungsgeographie. 5. Aufl., Stuttgart: Ulmer.
- Bauer-Hailer, U.; Wezel, H. U. (2007): Frankreich: ein Staat, der Lust auf Kinder macht. Familienpolitik in Deutschland und Frankreich. In: Statistisches Monatsheft Baden-Württemberg 5, 15–17.
- Blohm, M.; Walter, J. (2011): Einstellungen zur Rolle der Frau. In: Statistisches Bundesamt (Destatis)/Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB) (Hg.): Datenreport 2011. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 393–398.
- Bryant, T. (2011): Alterungsangst und Todesgefahr – der deutsche Demographie-Diskurs (1911–2011). In: Aus Politik und Zeitgeschichte 10/11, 40–46.
- Bundesministerium des Innern (Hg.) (2011): Demographiebericht: Bericht der Bundesregierung zur demographischen Lage und künftigen Entwicklung des Landes. Berlin.
- Cohn, B. (1987): The census, social structure and objectification in South Asia. In: Cohn, B. (Hg.): An Anthropologist among the Historians and other Essays. Oxford: Oxford University Press, 224–254.
- Desrosières, A. (2005): Die Politik der großen Zahlen: Eine Geschichte der statistischen Denkweise. Heidelberg: Springer.
- Donzelot, J. (1980): Die Ordnung der Familie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1977a): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1977b): Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, M. (2004): Geschichte der Gouvernementalität I. Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Gans, P.; Schmitz-Veltin, A.; West, C. (2009): Bevölkerungsgeographie. Braunschweig: Diercke Spezial.
- Gans, P.; Kemper, F.-J. (2010): Die Bevölkerung und ihre Dynamik. In: Hänsgen, D.; Lentz, S.; Tzschaschel, S. (Hg.): Deutschlandatlas. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 15–37.
- Gould, S. J. (1988): Der falsch vermessene Mensch. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Grohmann, H. (2009): Von der Volkszählung zum Registerzensus: Paradigmenwechsel in der deutschen amtlichen Statistik. In: Wirtschafts- und Sozialstatistisches Archiv 3, 3–23.
- Hacking, I. (1990): The Taming of Chance. Cambridge: Cambridge University Press.
- Hannah, M. G. (2000): Governmentality and the Mastery of Territory in Nineteenth-Century America. Cambridge: Cambridge University Press.

- Hannah, M. G. (2010): *Dark Territory in the Information Age: Learning from the West German Census Controversies of the 1980s*. Farnham, Surrey: Ashgate.
- Husa, K.; Wohlschlägel, H. (2009): Südostasien „ergraut“. Demographischer Wandel und Alterung der Bevölkerung in Südostasien. In: *Geographische Rundschau* 10, 4–12.
- Lesthaeghe, R. (2010): *The Unfolding Story of the Second Demographic Transition*. Research Report 10-696 (January 2010). Population Studies Center. University of Michigan, Institute for Social Research.
- Levitan, K. (2011): *A Cultural History of the British Census: Envisioning the Multitude in the Nineteenth Century*. New York: Palgrave Macmillan.
- Mau, S.; Zapf, W. (1998): Zwischen Schock und Anpassung. Ostdeutsche Familien im Übergang. In: *Informationsdienst Soziale Indikatoren* 20, 1–4.
- Persson, L. O. (2003): Anpassungsstrategien für Regionen mit starkem Bevölkerungsrückgang – Gibt es solche Strategien in Schweden? In: *Informationen zur Raumentwicklung* 12, 719–723.
- Poovey, M. (1995): *Making a Social Body: British Cultural Formation, 1830–1864*. Chicago: University of Chicago Press.
- Porter, T. (1986): *The Rise of Statistical Thinking 1820–1900*. Princeton: Princeton University Press.
- Sachweh, P. (2011): Wohlfahrtsstaatliche Generationensolidarität und demographischer Wandel. Szenarien, Befunde, Perspektiven. In: *Bevölkerungsforschung Aktuell* 5, 8–15.
- Wehrhahn, R.; Sandner Le Gall, V. (2011): *Bevölkerungsgeographie. Geowissen kompakt*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Lager spiegelt den übergeordneten Konflikt zwischen dem Anspruch der Menschenwürde jedes Menschen und den Prinzipien der Nationalstaatlichkeit wider. Wie bei AGAMBEN theoretisch beschrieben, wird die Ausnahme in der Praxis zur Regel, das Lager zur strukturierenden Größe (vgl. Kapitel 2.4.1.)

Unter diesem Blickwinkel der zunehmenden Abschottung von Nationalstaaten rückt auch der heute beobachtbare große Zuwachs an transnationalen Lebensformen der Migranten in ein anderes Licht. Wo es keine Lösungen gibt, werden Zwischenlösungen willkommen geheißen. Transitorte, eine Grauzone zwischen Ort A und Ort B, werden ausgedehnt, Transitphasen werden für die Menschen bedeutsamer. Oft durchleben die Menschen auf ihrem Weg nach Europa lange Phasen der Immobilität und verlieren ihre ursprünglichen Pläne den Augen. Ganze Länder werden zu Pufferzonen, zu Wartesälen, in denen man keine Nummer ziehen kann.

In Teilen des subsaharischen Westafrikas waren die Menschen es gewohnt, frei zwischen den verschiedenen Ländern unterwegs zu sein. Der Wunsch der EU nach einer stärkeren Regulierung der Migration und die Außenverlagerung der Grenzkontrollen bedeuten für diese Länder und ihre Bevölkerungen einen Eingriff in deren angestammte Mobilitätsmuster. Viele der Migranten mit dem Ziel Europa werden im Laufe ihrer Migration immobil, weil ihnen die finanziellen Ressourcen ausgehen. Im Vorfeld der Wanderung und unterwegs mussten sie Schleuser bezahlen und Grenzposten bestechen. Im Transitland finden sie vielleicht keine Arbeit, müssen hohe Mieten bezahlen und verfügen sehr oft – anders als in der Forschungsliteratur immer wieder beschrieben – nicht über tragende persönliche Netzwerke. „Bleiben“ ist für sie nur die zweitbeste Option (SCHAPENDONK 2008: 135). Neue Untersuchungen zeigen, dass viele Menschen in Afrika bis zu 18 Jahre lang unterwegs sind, bevor sie in Europa ankommen.

Transitorte und -phasen werden bedeutsamer

Wartesäle auf dem Weg nach Europa

Behinderung traditioneller Mobilität

Netzwerke helfen oft nicht

5. Migration in globaler Perspektive

Mit der beschleunigten Globalisierung seit den 1990er Jahren geriet die weltweite Gewichtung von Zentren und Peripherien ins Wanken, indem Schwellenländer wie China und Indien als neue Player an die Verhandlungstische traten. Wie auch bei der Industrialisierung im 19. Jahrhundert wirkte die Globalisierung auf die Lebensrhythmen und Biographien der Menschen ein, Normen und Risikoeinschätzungen wurden neu ausgehandelt, sichtbare und unsichtbare Grenzen neu errichtet. Migranten funktionieren als Vorboten und Vorreiter dieser allgemeinen Veränderungen: Sie dienen als Projektionsfläche für Wünsche und Ängste der Mehrheitsgesellschaft, sie selbst suchen aktiv nach einem besseren Leben für sich und probieren neue Wege, neue Rationalitäten aus. Migranten erkunden aktiv neue (Über-) Lebensweisen, lernen sich in neue und andere Denkweisen einzufinden. Ihr Umfeld verhält sich dabei alles andere als passiv: Es unterstützt oder behindert, es strukturiert sich um, weil ein Platz leer bleibt. Migration verändert Räumlichkeiten, sie ermächtigt die Handelnden, kontrolliert, schafft Erzählungen und produziert Vorstellungsräume. Das folgende Kapitel konzentriert sich auf die globalen Veränderungen und beleuchtet deren Einfluss auf Migrationen, deren Umfang und Richtungen (5.1), thematisiert die bevorzugt durch Migranten bedienten, globalisierten Arbeitsmärkte (5.2) und stellt regionale Antworten auf Migration und Entwicklung vor (5.3). Die veränderten Migrationswege selbst stehen im Mittelpunkt (5.4), außerdem die lokalen Auswirkungen des globalen Umweltwandels (Kapitel 5.5).

Neue Gewichtung von Zentren und Peripherien

Migranten als Projektionsfläche für die Mehrheitsbevölkerung, Kundschafter neuer (Über-) Lebensweisen

Umfeld der Emigranten

5.1 Eine Welt der Ströme und Knoten

Seit den 1990er Jahren veränderten sich zunächst die weltweiten Ströme des Kapital- und Warenverkehrs, und die Zahl der ausländischen Direktinvestitionen in den Entwicklungsländern stieg (GIESE et al. 2011: 88f.). In den 1980er Jahren hatten viele der großen Unternehmen aus den Industriestaaten begonnen, ihre arbeitsintensive Produktion in Billiglohnländer auszulagern und auf den Ausbau von Freihandelszonen zu drängen. Schwellenländer wie Brasilien, Indien und China industrialisierten sich, es formte sich eine neue, auf globalisierten Handelsketten basierende Arbeitsteilung. Schnelle Technologien, allen voran die Computerisierung und das Internet, ermöglichten die weltweite Vernetzung der Finanz- und Warenströme. Große transnationale Unternehmen profitierten von dieser Vernetzung außerhalb nationaler Grenzen, organisierten sich um und gliederten

Herausbildung globalisierter Handels- und Produktionsketten

sich in die sich herausbildende weltweite Netzwerkgesellschaft ein. Diese durch Ströme und Knoten strukturierte *new economy* hing vollständig von ihrer Einbindung in globale Informationsflüsse ab (CASTELLS 2011). Durch diese Neukonturierung von Waren- und Kapitalströmen waren auch regionale Neusortierungen vorprogrammiert: Ehemals bereits mächtige Knotenpunkte innerhalb der Kreisläufe konnten ihre Position weiter stärken, wurden zu *Global Cities*, zu Großstädten mit global steuernder Bedeutung. Abgesehen von ihrer herausragenden globalen Zentralität wiesen sie eine interne Sozialstruktur auf, die einerseits auf die Rekrutierung von Hochqualifizierten zurückgriff und andererseits ein Heer von Migranten in billigen Dienstleistungsjobs beschäftigte (SASSEN 1991 sowie 1996). Die Zunahme informeller Teilarbeitsmärkte bis hin zu *sweatshops* in den *Global Cities* war Teil dieser Umstrukturierung. *Sweatshops* produzierten nun informell für einen globalen Markt und beschäftigten vor allem Migranten. Sie unterliefen alle üblichen Arbeitsstandards wie angemessene Vergütung, Ruhezeiten und Beschäftigungs- und Arbeitsplatzsicherheit. Fast immer wurden hierfür *co-ethnics*, Landsleute, angeheuert. Durch dieses *downgraded manufacturing* konnten jetzt zusätzlich auch die Konsumbedürfnisse der unteren Schichten befriedigt werden. Umgekehrt ermöglichte die Globalisierung die gezieltere Ausbeutung kollektiver Ressourcen durch private Akteure. Ein Beispiel hierfür sind die über thailändische Heiratsmigrantinnen in Schweden organisierten, aus Thailand „importierten“ Waldbeerpflocker, die gegen geringes Entgelt die schwedischen Wälder abernten und danach wieder in ihr Herkunftsland zurückkehren (ERIKSSON und TOLLEFSEN 2013).

Liberaler Denker interpretierten die Globalisierung positiv als Chance einer zusammenwachsenden Welt und entwarfen die Vision einer postmodernen Risikogesellschaft (BECK 1986). Viele Entwicklungsforscher blieben skeptisch und betonten die sozialen Risiken und die Gefahr der Herausbildung einer abgekoppelten Restwelt durch die wirtschaftliche Globalisierung. Sie vermuteten eine Entstehung von Inseln des Reichtums in einem Meer der Armut, und zwar in den Ländern sowohl des Globalen Nordens als auch des Globalen Südens (SCHOLZ 2002). Durch diese Abkopplung von den globalen Kreisläufen wurden Menschen zu „Überflüssigen“, nicht mehr gebraucht und an verlorenen Orten versammelt (BAUMAN 2005). Die Globalisierung, die unaufhörliche räumliche und soziale Expansion des Kapitalismus, schaffte und vergrößerte Migrationspotentiale und gleichzeitig Immobilität. Am Beispiel Mexikos belegte PARNREITER (1999), dass immer dann Entwurzelungswellen der ländlichen Bevölkerung erfolgten, wenn sich die agrarische Produktion in übergeordnete Kreisläufe neu einordnen musste. Migration, so zeigten seine Studien, resultierte direkt aus der Globalisierung und war Teil der Neuordnung (PARNREITER 1999: 131 ff.).

In den Ländern des Südens entstanden arme und reiche *Megacities*. Reiche *Megacities* (z.B. Mumbai in Indien, Guangzhou in China) profitierten

Die *new economy* ist abhängig von der Einbindung in Informationskreisläufe

Sweatshops heuern *co-ethnics* an

Konsum für alle durch Migrantenarbeit

Die Abkopplung produziert Überflüssige

Migration als Teil der Neuordnung

von der Einbindung in die weltweite Arbeitsteilung und erfuhren eine stärkere Einbeziehung in globale wirtschaftliche und politische Netzwerke. Teilweise gelang es ihnen, Steuerungsfunktionen zu übernehmen. Die armen *Megacities* (etwa Manila auf den Philippinen) dagegen dienten als Auffangbecken für die ländliche Abwanderung und verzeichnen bis heute einen hohen Bevölkerungsanteil, der dauerhaft unterhalb der Armutsgrenze lebt (KRAAS 2007: 81). Typisch für *Global Cities* und *Megacities* ist, dass so gut wie immer bestimmte Viertel existieren, die als Eingangstore für die neu zuwandernde Bevölkerung dienen. Diese Stadtteile sind auf die Neuankömmlinge ausgerichtet und wirken für diese als Katalysatoren in die Gesellschaft hinein, sie erlaubten die Herausbildung einer (prekären) Mittelschicht in den *Megacities* (SAUNDERS 2010). Gerade für ökonomisch aktive Regionen, wie beispielsweise das Pearl River Delta, bekräftigen die Forschungen über die sozialräumliche Transformation die enge Verbindung zwischen regionaler Entwicklung und internen Migrationen. Lange bildeten dort die internen, unqualifizierten Migranten die Mehrheit der Arbeitsbevölkerung. Mit dem Aufkommen vorteilhafterer Beschäftigungsbedingungen und neuer Ansprüche der zweiten Generation stand für die Migranten aber nicht mehr allein die Unterstützung der eigenen Familie im Vordergrund. Neue Migrationsmotive und -strategien wurden sichtbar (HARTMANN et al. 2012: 62 f.). Die Provinzhauptstadt Guangzhou im Pearl River Delta besaß durch ihre Nähe zu Hongkong, Macau und Taiwan bereits eine lange Tradition als Messeplatz für die internationalen Händler und regulierte seit den 1990er Jahren durch die *waishi*-Strategie auch den Zuzug von Ausländern in die Stadtentwicklungspolitik. Diese Politiken bestimmten in den chinesischen Städten, wo Ausländer wohnen, welche Geschäfte sie eröffnen können, wie und wen sie heiraten und welche Bildungseinrichtungen sie nutzen dürfen. Eine Verschärfung der Visapolitiken, aber auch eine gezielte Ansiedlungspolitik für erwünschte Migranten war Teil dieser aus dem *hukou*-System heraus entwickelten politischen Strategien (BORK-HÜFFER 2012). Heute leben zahlreiche afrikanische Migranten, z.B. aus Nigeria, in der Stadt. Sie sind Studierende, manchmal Diplomaten, vor allem aber auch Kleinunternehmer, die – wie dies für die migrantischen Ökonomen typisch ist – in einigen Straßenzügen ihre Geschäfte abwickeln und anderswo leben (BORK et al. 2012: 160 f.). Remigranten stellten sich als ideale Akteure für den Anstoß von wissensbasierten Regionalentwicklungsprozessen heraus (SCHALAND 2012: 118).

Durch den massiven Zuwachs an Land-Stadt-Wanderern gerät vor allem auch das Gesundheitssystem der *Megacities* unter Druck. Die schnelle Urbanisierung führt zu starker sozialer Polarisierung und räumlicher Segregation, außerdem zu großen Verlusten an Ackerland und Biodiversität (BORK-HÜFFER 2012: 87): Der starke Druck auf die Wasserressourcen und die ungenügende Abwasser- und Müllentsorgung bedeuten die Gefahr von Seuchen und Infektionskrankheiten.

Megacities entstehen weltweit

Arrival cities sind Normalität

Pearl River Delta

Spezielle Ausländerpolitiken als Teil regionaler Entwicklungsstrategien

Überlastete städtische Infrastrukturen



Foto 5: Rasantes Wachstum von neuen Stadtteilen, hier Istanbul, Hillmann 2013

Anders als Waren- und Kapitalkreisläufe erweist sich die Mobilität von Menschen nur als schwer kontrollierbar. Sie entwickelt eigene Dynamiken und unterliegt wechselnden Spielregeln unterschiedlichster und immer wieder wechselnder Akteure und Interessen. Dieses komplexe Zusammenspiel von gesetzlichen Regulierungen, dem politischen Umgang mit Migration, der Migrationstradition und den Kulturen der Migration in den verschiedenen Regionen der Welt resultiert in unterschiedlichen „Migrationsregimen“, die sich in vielen Teilen der Welt herausgebildet haben.

Weltweite Migrationsregime mit/durch die Globalisierung

Autonomie der Migration

Die Kontrolle und Disziplinierung von Migration und Migranten ist ein wesentliches Element von Migrationsregimen, das sich mit der „Autonomie der Migration“, der Selbständigkeit der Migration gegenüber den Regulierungsversuchen, reibt (MOULIER BOUTANG 2002).

Hier setzt die migrationsbezogene Verwundbarkeitsforschung an, sie konzentriert sich auf die Haushalte und deren Ausstattung, deren Aktiva und deren Einfluss auf Migrationshandlungen. Eben weil Migrationen mit erheblichen Investitionen verbunden sind, sind es nicht die Ärmsten der Armen, die sich auf den Weg machen, sondern die mit einem gewissen Startkapital Ausgestatteten – wie dies beispielsweise bi- und multilokale Studien über translokale Formen der Überlebenssicherung und *livelihoods* in Thailand zeigen (ETZOLD und SAKDAPOLRAK 2012: 139).

Exkurs: Weltweite Migrationsströme

Aktuelle Zahlen zu den internationalen Wanderungen belegen einen deutlichen Anstieg der internationalen Migranten von 1990 bis 2012 (von 175 Millionen auf 232 Millionen Menschen) (IOM 2013, UN-DESA 2013), besonders in der Dekade von 2000 bis 2010. Gemessen an der Zunahme der Weltbevölkerung in diesem Zeitraum von 5,3 auf 7,1 Milliarden bleibt der Anteil an internationalen Migranten an der Weltbevölkerung jedoch nahezu konstant und liegt 2013 bei 3,2% (vgl. Abb. 3). Von diesen internationalen Migrationen spielt sich ein gutes Fünftel, 22 Prozent, zwischen den Industriestaaten auf der Nordhalbkugel ab. Laut UN lebt einer von sechs Migranten in den Ländern der entwickelten Welt. Süd-Nord-Wanderungen stellen 40% aller Wanderungen dar, Wanderungen von Nord nach Süd hingegen lediglich 5%. Besonders bedeutsam sind die Wanderungsbewegungen zwischen den Ländern des Südens. Sie machen zumindest ein Drittel aller registrierten internationalen Wanderungen aus (IOM 2013), wenn nicht sogar inzwischen die Hälfte (OECD 2013). Hinzu kommen die vielen Binnenwanderer und die nicht-dokumentierten Wanderungsbewegungen in den Ländern des Südens. Auch sind die Migranten in den Ländern des Südens im Schnitt neun Jahre jünger als die Migranten in den Regionen des Globalen Nordens und sehr viel öfter unter 20 Jahre alt.

Eine weltweit wachsende und extrem vulnerable Migrationsgruppe besteht aus den sogenannten *internally displaced persons* (IDPs), den Binnenflüchtlingen, rund 26,4 Millionen Menschen im Jahr 2011 (UNHCR 2013). Weil diese Menschen im eigenen Land auf der Flucht sind, fallen sie nicht unter den Schutz der Genfer Flüchtlingskonvention und müssen sich notgedrungen in dem Land arrangieren, in dem sie vorher von Armut, Hunger, Gewalt oder durch Umweltkatastrophen bedroht waren. Meist leben die IDPs in notdürftig errichteten Flüchtlingslagern aus Zelten oder Planhütten: Provisorien, die mitunter jahrelang bestehen. Die Kinder gehen dort zur Schule, die Erwachsenen sind zur Immobilität gezwungen. Seit 2013 versucht der UNHCR auf diese Problematik der Perspektivlosigkeit der Lagerbewohner zu reagieren und immer häufiger werden Flüchtlinge in schon bestehenden Dörfern angesiedelt.

Weltweit konzentriert sich die Hälfte aller internationalen Migranten auf nur zehn Länder: die USA (45,8 Millionen), Russland (11 Millionen), Deutschland (9,8 Millionen), Saudi-Arabien (9,1 Millionen), die Vereinigten Arabischen Emirate sowie Großbritannien, Frankreich, Kanada, Australien und Spanien. 48% der internationalen Wanderer sind Frauen (vgl. Schaubild 1 im Anhang).

50% aller Migranten in nur zehn Ländern

Unterschiedlich
dynamische
Migrationssysteme

Hoch dynamische Migrationssysteme finden sich im transatlantischen Raum, in den ostasiatischen Ländern und auch in Westafrika. Man kann in diesen Migrationssystemen wiederum besonders aktive Auswanderungs- und Einwanderungsregionen unterscheiden und einen starken Austausch zwischen einzelnen Regionen feststellen.

Migration als Teil
des Alltagshandelns,
des Lebensmodells

Manchmal legen sich ganze Staaten auf die Rolle des „Lieferanten“ für einen bestimmten Typus von Migranten fest. In Staaten mit besonders aktiven Migrationsregimen entstehen *cultures of migration*, d.h. Migration ist längst selbstverständlicher Teil alltäglicher Praxen und Lebensplanung geworden, und Sesshaftigkeit bildet nicht zwangsläufig die (angestrebte) Norm des gesellschaftlichen Zusammenlebens. In den Kulturen der Migration besteht ein ständiger Aushandlungsprozess aller beteiligten Akteure über die Migration und ein entsprechend ausgeprägter gesellschaftlicher Diskurs zu dieser Thematik. Die Aushandlungsprozesse über die *cultures of migration* finden zwischen den Migranten und ihrem gesellschaftlichen Umfeld statt (HAHN und KLUTE 2007: 16). Die Philippinen, Mexiko, aber auch Indonesien gehören zu den Ländern, die mit staatlichen Programmen die Auswanderung ihrer Landsleute unterstützen und in denen *cultures of migration* in die Gesellschaft eingewoben sind. Ein großer Teil der Wirtschafts- und Sozialstruktur dieser Länder ist auf den Export von Migranten ausgerichtet, es existieren Institutionen, die die Auswanderung lenken und erleichtern.

Institutionell
verankerte Migration

Exkurs: *Cultures of migration* auf den Philippinen

Migrant nurseries,
ausgerichtet auf den
Export von Migranten

Die Philippinen stellen das aktivste Migrationsland der ASEAN-Staaten dar und werden gelegentlich auch als *migrant nursery*, als Kinderstube zukünftiger Migranten, bezeichnet. Staatliche Programme und eine tief in die Gesellschaft eingeschriebene Kultur der Migration tragen zu ihrer Verstetigung bei. So nahm die Zahl der TOFWs (*Temporary Overseas Filipino Worker*) seit der Einrichtung des *Overseas Programme*, 1974 im Arbeitsgesetz der Philippinen verankert, kontinuierlich und rasch zu. Ursprünglich sollte das Programm der Marcos-Regierung nur vorübergehend eine Wirtschaftskrise überbrücken. Doch dabei blieb es nicht. Die Philippinen mutierten zu einem Exportland der Migration. Im Land wirkende *Push*-Faktoren wie die fehlende wirtschaftliche Entwicklung, die politische Instabilität, das Bevölkerungswachstum und niedrige Beschäftigungsraten kombiniert mit niedrigen Löhnen verstärkten die Auswanderung. Gleichzeitig wirkte der Bedarf an Arbeitskräften für den Ausbau der riesigen Infrastrukturprojekte in den erdölproduzierenden arabischen Staaten als *Pull*-Faktor. Bis in die 1980er Jahre wanderten jährlich bis zu 50.000 Menschen aus, dann jährlich Hunderttau-

Wirtschaftliche
Stagnation führt
zu Wanderungen

sende. Ab 2004 wanderten pro Jahr bereits eine Million Menschen aus – die Hälfte von ihnen Frauen. Die Auswanderungsziele bleiben seit einer Dekade stabil: Saudi-Arabien, die Vereinigten Arabischen Emirate, Singapur und Hongkong. In Europa stellt Italien eines der wichtigsten Ziele dar. Die Behörde POEA (*Philippine Overseas Employment Administration*) überwacht die Lizenzierung, die Regulierung und die privaten Rekrutierungsagenturen zur Unterstützung der Auswanderungswilligen. Die Verwaltung untersteht dem Arbeitsministerium und ist mit weiteren Behörden, so auch den Konsulaten und Botschaften im Ausland, vernetzt. Im Herkunftsland existieren tausende kleiner Rekrutierungsbüros, die sich in einer Grauzone zwischen Legalität (in den Philippinen) und Illegalität (in der internationalen Wahrnehmung) bewegen (s. u. Migrationsindustrien). Es gehört zur Kultur der Migration, dass junge und alte Menschen wandern und alle Qualifikationsstufen vertreten sind. Auf den Philippinen gehört jeder sechste Auswanderer zu den über 45-jährigen und jedes zweite Kind zwischen 10 und 12 Jahren wünscht sich, eines Tages ebenfalls im Ausland zu arbeiten. Die Kinder von *overseas foreign workers* rechnen sogar mehrheitlich damit, später ebenfalls zu migrieren (ASIS 2006). In der Herkunftsgesellschaft werden die Auswanderer als „Helden“ gefeiert – der *global filipino* ist von einer Rhetorik der Professionalisierung und Überhöhung geprägt (MICHEL 2012: 101 f.). In den USA, dem ehemaligen kolonialen Mutterland, finden sich zahlreiche philippinische *Nurse Associations*, die an der Formulierung von Regulierungen und Lizenzen direkt beteiligt sind (CHOY 2003: 166); der Traum junger *Filippinas* ist es, in New York City als Krankenschwester zu arbeiten (CHOY 2003: 103 f.). Weil in den meisten Haushalten Migrationserfahrungen vorhanden und transnationale Haushalte üblich sind, fällt die Entscheidung für eine Auswanderung entsprechend leicht (PARRENAS 2003). Auch wenn die Frauen eigentlich gar nicht unzufrieden an ihrem Herkunftsort sind, wirken die Narrative der bereits emigrierten Landsleute stimulierend, Rücküberweisungen suggerieren glänzende Aussichten anderenorts (CAPONES 2013).

Eine Million
Auswanderer im Jahr

Direkte Verbindungen
zwischen Regierung
und Agenturen

Der Lebensraum der
Auswanderung

Der *global filipino*

Narrative stimulieren
zusätzlich

5.2 Migration in der internationalen Arbeitsteilung – neue Geographien

Die sich verändernde Arbeitsteilung zwischen den Nationen ließ die Nachfrage nach mobiler Arbeit ansteigen. Es wurden „Köpfe“, Hochqualifizierte, gebraucht. Weltweit gehören drei Sektoren zu den besonders aufnahmefähigen für diese mobilen Arbeitskräfte. Teilweise hängen sie völlig von der Beschäftigung eingewanderter Arbeitskräfte ab: der Bausektor,

Wanderarbeiter im
Bausektor, in der
Nahrungsmittel-
produktion, im
Dienstleistungssektor

die Nahrungsmittelproduktion (Feldarbeiten und Schlachthöfe) und das Dienstleistungsgewerbe. So arbeiten in Saudi-Arabien massenhaft Wanderarbeiter aus Indonesien, den Philippinen und Bangladesch in sklavenähnlichen Verhältnissen, in den südeuropäischen Ländern pflücken Scharen von Feldarbeitern aus Nordafrika Obst und Gemüse, in Deutschland zählt die polnische Pflegekraft im Haushalt der pflegebedürftigen Alten zur gängigen Praxis. Dieses „Bodenpersonal der Globalisierung“ (HESS 2002) wird überwiegend von Migranten gestellt. Wie in der Industrialisierung, als sich die Arbeitsmöglichkeiten für das Gesinde in den Haushalten der Reichen vervielfachten (als Sekretäre, Verwalter, Gärtner, Kutscher, Kammerzofen und -diener, livrierte Lakaien und Dienstmädchen), bringt die Globalisierung in vielen Industriestaaten eine Ausweitung des bezahlten Haushalts- und Pflegesektors mit sich. Das „Dienstmädchen vom Lande“ gab es lange, jetzt aber internationalisierten sich diese Dienstleistungsketten. Viele der notwendigen sozialen reproduktiven Arbeiten (Pflege, Betreuung, Versorgung, Reinigung) in den ökonomisch besser gestellten Ländern wurden an Migrantinnen aus Entwicklungsländern weitergereicht. Es entstanden weltumspannende Pflege-Dienstleistungsketten (HILLMANN 1996). Die Migrantinnen aus Entwicklungsländern ließen ihre eigenen Kinder in ihren Herkunftsländern zur Betreuung bei der Verwandtschaft zurück. Stattdessen kümmerten sie sich in den reicheren Ländern um die Kinder anderer Leute oder übernahmen die Pflege älterer Menschen. Soziale Dienstleistungen entwickelten sich so zu einer internationalen Ware, wurden kommodifiziert. Für die häufig illegal Beschäftigten bedeutete diese Internationalisierung wegen ihrer Herauslösung aus den nationalen Bezugssystemen eine noch größere Unsicherheit. Bei einem Fehlverhalten der Arbeitgeber konnten sie keinen Schutz erwarten. Allerdings verdienten sie viel besser als sie dies je im eigenen Land hätten tun können. Diese Kommodifizierung der Reproduktionsarbeit bezeichnet einen bedeutsamen Teil der Neoliberalisierung der weltweiten Arbeitsmärkte (HONDAGNEU-SOTELO 2002, STRÜVER 2011). Bekannte Beispiele dieser globalen *care chains* sind Mexiko-USA oder Philippinen-Japan. Die internationale Vernetzung der *care worker* läuft fast wie immer über schon bestehende Netzwerke professioneller oder persönlicher Natur. So siedelten in den 1990er Jahren ganze Krankenschwester-Abschlussklassen aus Lima nach Mailand über. Sie entflohen einem Land, das ihnen keine Sicherheit gab und keine Perspektive bot (HILLMANN 1996: 174f.).

Auch im Falle der internationalen Dienstleistungsketten verlief die Migration nach einem in regionale Hierarchien eingebetteten Schlüssel-Schloss-Prinzip. Für die italienische Gesellschaft bedeutete der Import von ausländischem Hauspersonal, dass bestehende Betreuungs- und Dienstleistungslücken im nationalstaatlichen Rahmen schnell und flexibel geschlossen werden konnten. Es mussten nicht extra Betreuungsplätze für Kinder oder Heimplätze für Alte geschaffen werden. Die bedürftigen

Sklavenähnliche
ArbeitsverhältnisseDas Bodenpersonal
der Globalisierung

Global care chains

Kommodifizierung von
ReproduktionsarbeitGanze Abschluss-
klassen siedeln um

Haushalte konnten maßgeschneiderte Dienstleistungen einfach einkaufen. Grund für diese veränderte Nachfrage war das neue Erwerbsverhalten der jungen Italienerinnen. Sie hatten bessere Bildungsabschlüsse erworben, sie drangen auf eine stärkere Teilhabe am Arbeitsmarkt. Gleichzeitig änderten sich die Rollenerwartungen an Frauen und Männer kaum, die Frauen blieben weiterhin für Haushalt und Kinder zuständig. Der Einkauf von Dienstleistungen bedeutete Konfliktvermeidung, weil die traditionellen Rollenverständnisse der Arbeitsteilung von Frauen und Männern unangetastet blieben. Auch für die „importierten Dienstleisterinnen“ war das eingegangene Arbeitsverhältnis zunächst günstig. Dadurch, dass sie sich mit dem Arbeitsplatz zugleich eine Unterbringung und teilweise Verpflegung bei ihrem Arbeitgeber sicherten, konnten sie relativ schnell vergleichsweise hohe Summen an Geld zurücklegen und an die Angehörigen im Heimatland zurücksenden. Sie selbst hatten kein Interesse an einer längerfristigen Perspektive im Zielland, denn eine entsprechende Rente oder Sozialversicherung würden sie sich im Zielland nicht erarbeiten können. Sie waren überzeugt, dass sie nach einer gewissen Zeit, wenn die Ausbildung der Kinder bezahlt oder genug Kapital für den Bau eines Hauses gesammelt war, in ihre Heimat zurückkehren würden. Außerdem waren ihnen die minimalen Beschäftigungschancen im Heimatland bewusst. Mittelfristig war beiden Seiten durch diese Konstellation gedient, langfristig lagen die Risiken in der Regel bei der Hausarbeiterin, die in vielen Fällen miterleben musste, wie die Wünsche der Familienangehörigen zuhause ins Unermessliche wuchsen oder wie Schicksalsfälle im Heimatland immer neue Geldforderungen nach sich zogen und schließlich eine Entfremdung von der Familie unvermeidlich war. Rückreisen nach Hause waren für die meisten Migrantinnen nicht möglich. Sie erwiesen sich nicht nur als teuer, sondern aufgrund der fehlenden Aufenthaltsgenehmigung auch als gefährlich, denn eine erneute Einreise konnte fehlschlagen.

Die mit der Wanderung verbundenen emotionalen Kosten lassen sich geschlechtsspezifisch zuordnen. Die Kinder im Heimatland leiden unter der permanenten Abwesenheit eines Elternteils, die Eltern unter der Trennung von den eigenen Kindern. Die Migrantinnen müssen sich am Zielort neu erfinden, meist sprechen sie die Landessprache nicht. Diese in jedem Migrationsprozess entstehenden „sozialen Kosten“ unterscheiden sich in ihrer Ausprägung individuell, werden jedoch immer wieder mit dem Grundmotiv der Einsamkeit und der emotionalen Vernachlässigung verbunden. Auch die Räume, die von den Migrantinnen genutzt werden, lassen sich geschlechtsspezifisch zuordnen. In der Regel haben alle Hausarbeiterinnen an bestimmten (halben) Tagen frei und versammeln sich in der Stadt an immer denselben Plätzen. Die Geschlechtsspezifität der Migration erklärt sich durch eine Kombination mehrerer Faktoren: durch eine in der Regel geringere Bildung und niedrigere soziale Position der Frauen im Vergleich zu Männern im Heimatland, durch erlernte Rollenmuster, durch meist

Maßgeschneiderte
Dienstleistungen
einkaufenVermeidung von
RollenkonfliktenMittelfristig vorteilhaft,
langfristig nachteiligTeure und
gefährliche RückreisenEmotionale und soziale
Kosten der Migration

geringere zur Verfügung stehende finanzielle und materielle Ressourcen, durch das Erleiden von körperlicher Gewalt (im Migrationsprozess), durch andere Erwartungen des Aufnahmekontextes an Frauen und Männer. Mancherorts, wie in Bangladesch, können Frauen erst seit 2006 offiziell selbstständig ausreisen (DANNECKER 2015). In islamischen Gesellschaften koppelt sich die soziale Position der Frau oft direkt an den Ehemann/den Vater/den Bruder, eine autonome Entscheidung über eine Migration ist für diese Frauen ausgeschlossen.

Genderkategorien
strukturieren den
Migrationsprozess

Aufgrund des geringeren Status der Frau in den vielen Gesellschaften ist die Teilhabe von Mädchen und Frauen an Bildung und Ausbildung stark beschränkt – was deren Zugang und die eigenständige Beurteilung von Migrationsmöglichkeiten und -risiken verringert (HILLMANN und WASTL-WALTER 2011).

Die oben beschriebenen Dienstleistungsketten können als Teil von Regionalisierungsprozessen interpretiert werden (WILLIS und YEOH 2002). Die internationale Kommodifizierung reicht bis in die intimsten Beziehungen hinein. Am Beispiel vietnamesischer Frauen, die über eine kommerzielle Ehevermittlung einen Ehemann in Singapur gefunden hatten, untersuchen YEOH et al. (2014) die Auswirkungen dieser Vermittlung auf die Liebesbeziehungen. Im Mikrokosmos zwischen Eheleuten verstärkten sich strukturelle Ungleichheiten und ließen sich vor allem am Umgang mit Geld festmachen. Die Autorinnen bezeichnen die Erweiterung der Kommodifizierung der sozialen Dienstleistungen als *global householding*. Besonders häufig kam dies bei binationalen Ehen vor, die sehr stark in existierende patriarchale Strukturen eingebettet waren. Auch wenn die nationale Gesetzgebung für Frauen und Männer egalitär sein kann, muss dies für die Einwanderungsgesetzgebung nicht der Fall sein. Die oder der mitreisende Ehepartner besitzt beispielsweise in vielen Ländern nicht das Recht, selbstständig eine Arbeit aufzunehmen und bleibt damit von seinem Ehepartner komplett abhängig. Es gibt kein Anrecht auf *economic citizenship*, d.h. keine eigenständige Einbindung in das sozialversicherungspflichtige System (RIANO 2011b).

Im Mikrokosmos
der Ehe wirken
Migrationshierarchien

Global householding

Economic citizenship

5.3 Migration und Entwicklung – vom Braindrain zum Entwicklungsinstrument

Die globale Migrationsarchitektur unterscheidet sich regional durch den Umfang und die Richtungen der Migrationen und auch durch die unterschiedliche Qualifikation der Wandernden. Lange galt in der Migrationsforschung die Faustregel: Je größer die Distanz der Wanderung, desto höher

Globale Migrations-
architektur

der Bildungsgrad der Wandernden. Im Zeitalter weltumspannender Kommunikations- und Verkehrsnetze gilt dies nicht länger. So kommt es, dass in den OECD-Staaten der Anteil der hochqualifizierten Wanderer generell schnell wächst, der Anteil von weniger qualifizierten Wanderern in der vergangenen Dekade allerdings ebenfalls zunimmt (OECD 2013). Es wurden mehr unqualifizierte Arbeitskräfte benötigt und es reisten mehr unqualifizierte Wanderer als Familienangehörige mit in die OECD-Länder ein.

Verglichen mit der Masse der Migranten und Flüchtlinge handelte es sich bei den hochqualifizierten Wanderern um eine quantitativ zu vernachlässigende Größe, eine Elite. Im Zuge der globalen wirtschaftlichen Umstrukturierungen nach 1990 gewann sie jedoch stark an Bedeutung (FINDLAY 1991, GOULD und FINDLAY 1994, SALT 1992). Prinzipiell verläuft die internationale Mobilität von Hochqualifizierten vergleichsweise stark institutionalisiert und wird durch Visa- und Arbeitsmarktpolitiken der Nationalstaaten kanalisiert. In vielen Fällen besteht sie als Teil firmeninterner Arbeitsmärkte oder internationaler Austauschprogramme. In multinationalen Unternehmen gehört die Entsendung von Fach- und Führungskräften zur Personalentwicklung – als Karrieresprungbrett für vielversprechende Nachwuchskräfte oder aber als elegante Versorgung überflüssig gewordener (älterer) Arbeitnehmer. PETHE (2007) wendet diese Perspektive der Kanalisierung der Migration über interne Arbeitsmärkte auf die IT-Arbeiter in Deutschland an und bestätigt die Annahmen der internationalen Studien. Gemäß ihrer Studie hatte ein großer Teil der angeworbenen Arbeitskräfte zuvor schon bei dem entsprechenden Arbeitgeber gearbeitet. Mit der Globalisierung internationalisierten sich die Stammsitze, sie ordneten sich jetzt einem weltweiten Markt unter, Englisch wurde zur neuen *Lingua franca* (RUDOLPH und HILLMANN 1998).

Einen Sonderfall der Hochqualifiziertenwanderung bildet der Braindrain – die prononcierte Abwanderung von gut oder sehr gut ausgebildeten Migranten aus weniger entwickelten Ländern in Länder mit einem höheren sozioökonomischen Standard. Erstmals kam der Begriff des Braindrain auf, als sich die Konturen der heutigen Migrationssysteme der Nachkriegszeit herausbildeten und die Abwanderung von hochqualifizierten Arbeitskräften von Großbritannien in die USA in einem dramatischen Licht erschien. Doch allmählich rückte immer deutlicher das Ausmaß der Wanderung von hochqualifizierten Eliten aus Entwicklungsländern in die Industrieländer (beispielsweise in die USA, Kanada und Großbritannien), allen voran aus den asiatischen Staaten, in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Stark politisiert bezeichneten die Forscher diese Wanderungen als Abwanderung von „Hirnen“.

In der Perspektive der Entwicklungsländer handelte es sich bei der aktiven Abwerbung von qualifizierten Fachkräften aus den Entwicklungsländern durch die Industrieländer um eine intellektuelle Ausblutung des Südens (der Buchtitel „Die offenen Adern Südamerikas“ von E. GALANEO,

Distanzen spielen eine
untergeordnete Rolle

Mehr hochqualifizierte,
und auch mehr
unqualifizierte
Wanderer

Kanalisierte
Wanderungen

Internationale
Stammsitze, *Lingua
franca* Englisch

Kampfbegriff
Braindrain

Auslagerung von
Ausbildungskosten

1988, bringt diese Sichtweise zum Ausdruck), und es wird argumentiert, dass die Industrieländer auf diese Weise auch die Ausbildungskosten für Teilbereiche des Arbeitsmarktes umgehen könnten. Eine Zeitlang wurde von den Regierungen der Zielländer über finanzielle Entschädigungen diskutiert, beispielsweise durch die Einführung einer Braindrain-Steuer (vgl. BHAGWATI, 1976). In manchen Entwicklungsländern, beispielsweise in Ägypten, bestanden kurzzeitige Auswanderungsverbote zur Unterbindung der Abwanderung von Hochqualifizierten.

Im Gegensatz zu dieser dependenztheoretischen Perspektive steht die neoklassische, modernisierungstheoretisch orientierte Argumentationsweise, nach der die Produktivfaktoren (in diesem Falle die Hochqualifizierten) so verteilt werden sollten, dass sie im ökonomischen Verteilungsprozess optimal genutzt werden können bzw. für sich als Arbeitskräfte selbst die besten Bedingungen suchen. Ein weiteres Argument der Befürworter des Braindrain war, dass es in den Entwicklungsländern ohnehin keine ausreichende Zahl an hochqualifizierten Arbeitsplätzen gäbe und auf diese Weise *brain waste* (sic!) vermieden werden könne, eine Entlastung des heimischen Arbeitsmarktes eintreten könnte (vgl. HUNGER 2003b: 10 ff.).

Fehlende Arbeits-
möglichkeiten
im Herkunftsland

Exkurs: Ausbildung in Ghana, Arbeit in den USA

Die Auswertung aller in der Datenbank *AMA Physician Masterfile* (AMAPM) verzeichneten Ärzte zeigt, wie problematisch der Brain-drain von Ärzten aus Afrika in die USA nach wie vor ist. Im Jahr 2011 emigrierten insgesamt über 17.000 Ärzte aus Afrika in die USA. Zwei Drittel aller Ärzte aus Subsahara-Afrika erhielten ihren Abschluss in Nigeria und Südafrika, auch Liberia war von dem Exodus betroffen. Die Verluste von Ärzten aus Äthiopien, Ghana, Kenia oder Nigeria waren schon lange hoch und nahmen weiter stark zu. Hinzu kam die Abwanderung von ausgebildeten Ärzten aus Kamerun und Sudan. Der Nachschub an Ärzten wurde in einigen wenigen Zentren ausgebildet, die seit den 1970er Jahren durch Austauschprogramme zwischen den USA und diesen Ländern aufgebaut worden waren. Seit 2005 wanderten anteilig auch immer mehr Ärztinnen aus. Ab 2001 verkürzte sich der Zeitraum, den die Ärzte nach ihrer Ausbildung in ihrem Heimatland verbrachten, weiter. Durchschnittlich nur 2,4 Jahre arbeiteten die ausgebildeten Ärzte in ihrem Heimatland, dann wanderten sie in die USA ab. Diese Abwanderung hat Konsequenzen für die Länder des Südens: „Wenn nur die Hälfte der in Ghana ausgebildeten Ärzte, wie sie in der AMA-Datenbank von 2011 registriert sind, und der ghanaisch-stämmigen Absolventen der besten US-Ausbildungsstät-

ten zum Praktizieren nach Ghana zurückkehren würden, würde die dortige Ärzteschaft um 30% zunehmen. Und es ist sehr wahrscheinlich, dass sich auch die Qualität des Gesundheitssystems, die Ausbildung und die Forschung dort durch diese zurückkehrende Expertise erhöhen würden. Solche Annahmen bleiben allerdings [...] problematisch und höchst romantisch, wenn die zurückkehrenden Doktoren nicht mit dem nötigen Handwerkszeug ausgestattet werden“ (TANKWANCHI 2012: 46).

Die Mobilitäten von Hochqualifizierten wurden wesentlich auch über die Netzwerkarbeit einzelner Berufsverbände in der Diaspora gesteuert. Netzwerke wie CALDAS (*The Colombian Network of Researchers and Engineers Abroad*) und SANSAs (*The South African Network of Skills Abroad*) organisierten Konferenzen zum Thema Wissenstransfer und internationale Kooperation in den Herkunftsländern. Die Internationale Organisation für Migration (IOM) lancierte 2001 in Kooperation mit der Afrikanischen Union (OAU) die Programme MIDA (*Migration for Development in Africa*) und TOKTEN (*Transfer of Knowledge Through Expatriate Nationals*), die in Zusammenarbeit mit dem UNDP (*United Nations Development Programme*) durchgeführt wurden. Diese Programme starteten mit dem Aufbau einer Datenbank und integrierten regelmäßige Aufenthalte der ausgewanderten Hochqualifizierten im jeweiligen Heimatland. Allein über das Programm TOKTEN wurden zwischen 1977 und 1997 5.000 qualifizierte Arbeitskräfte mit Kurzzeitverträgen in 49 Länder vermittelt. Alle diese Versuche, eine endgültige Abwanderung der Hochqualifizierten aus ihren Herkunftsländern durch vorgesehene Heimataufenthalte zu verhindern, erwiesen sich als schwierig. Diese Rückkehroptionen empfanden die meisten Auswanderer als kaum attraktiv (GOETHE und HILLMANN 2008).

Ende 2010 koppelte sich die Braindrain-Debatte von einer breiteren Diskussion über „Migration und Entwicklung“ ab. In vielen Entwicklungsländern schnellten die Rücküberweisungen der Migranten in die Höhe, teilweise waren sie bedeutsamer als die Entwicklungshilfe. Ganze Staatshaushalte von Entwicklungsländern, beispielsweise der Philippinen oder Mexikos, basieren auf diesen Rücküberweisungen. Dieser Trend eines Kapitalabflusses von den Migranten in die Entwicklungsländer zurück – vielfach durch die Diaspora kanalisiert – lässt sich auch in der räumlichen Struktur vieler Entwicklungsländer ablesen. In manchen Orten mit starken Auslandsgemeinden kann man große Bauten, prächtige Tempel und eine gut ausgebaute Infrastruktur finden. In Mexiko veränderte sich durch die von den Auswanderern errichteten Gebäude sogar die Alltagsarchitektur (LOPEZ 2010).

Die möglichen Antworten der Politik auf Fragen von Migration und Entwicklung werden gelegentlich auch als die 6 Rs der Migrationspolitik

Internationale
Programme leiten
die Mobilität von
Hochqualifizierten

Rückkehrprogramme
fruchten nicht

Staatshaushalte sind
auf Rück-
überweisungen
angewiesen

Die Kapitalflüsse der
Migration verändern
Baustruktur und
-architektur

Die sechs Rs der Politik

bezeichnet: *Return* (Rückkehr der Migranten in ihr Herkunftsland); *Restriction* (Eindämmung von internationaler Mobilität zugunsten der eigenen Staatsangehörigen und der ausländischen Arbeiter); *Recruitment* (Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte); *Reparation* (Kompensationen für die Abwanderung von Humankapital); *Resourcing* (Hilfestellungen für die Diasporagemeinden); *Retention* (das Zurückhalten von Migranten durch Politiken im Bereich des Bildungssektors und durch ökonomische Entwicklung).

Der seit Anfang der 2000er Jahre schnelle weltweite Anstieg der Rücküberweisungen von Migranten hat sich seit 2010 nochmals beschleunigt. Die WELTBANK (2013) rechnet mit einem Geldfluss von 550 Milliarden US-Dollar im Jahr 2013 und erwartet ein weiteres Anwachsen um 8% bis 2016. Die Rücküberweisungen der Migranten übersteigen die internationale Entwicklungshilfe um das Dreifache. In vielen Ländern, insbesondere in Südasien, gehören sie zu den wichtigsten Devisenquellen. Zu den Top-Empfängerländern für Rücküberweisungen zählen Indien (71 Mrd. US-Dollar), China (60 Mrd. US-Dollar), die Philippinen (26 Mrd. US-Dollar), Mexiko (22 Mrd. US-Dollar), Nigeria (21 Mrd. US-Dollar) und Ägypten (20 Mrd. US-Dollar) – außerdem Pakistan, Bangladesch und Vietnam. Die Kosten, die von den Migranten für die Rücküberweisung entrichtet werden müssen, liegen bei etwa 9%. Manchmal entstehen außerdem Kosten beim Abheben des Geldes im Heimatland (= *lifting fees*). In einigen Ländern werden zusätzlich Steuern auf die Rücküberweisungen erhoben. Im Zielland müssen die Migranten auch die getätigten Reise- und Vermittlungsgebühren abtrottern. Eine Hausarbeiterin oder ein Bauarbeiter aus Bangladesch braucht im Schnitt 5 bis 14 Monateinkommen, um die in die Reise investierte Summe wieder zu erwirtschaften. Diese als Migrationskosten bezeichneten Finanzströme stellen eine feste Größe im Migrationsgeschäft dar, die Weltbank arbeitet zurzeit an Konzepten zur besseren Steuerung dieser Kosten bzw. der Kapitalströme.

Schaubild 4 illustriert, wie sich die legalen Rücküberweisungen global verteilen, Schaubild 5 zeigt dies für Europa. Umgekehrt nehmen die Geldüberweisungen ebenfalls zu: Im Ausland lebende Familienangehörige erhalten Hilfe. Man spricht in diesem Fall von *reverse remittances*. Dies lässt sich beispielsweise für die ghanaische Community in den Niederlanden nachweisen (MAZZUCATO 2010: 68f.).

5.4 Migrant industries and migrant trajectories

In den 2000er Jahren investierten viele Industrieländer massiv in den Ausbau von Systemen zur besseren Migrationskontrolle. Sie wollten dem Anspruch eines Migrationsmanagements durch den Aufbau eines *migration apparatus* (FELDMAN 2012, KOSLOWSKI 1998, PECOULD und GEIGER 2013), eines Ensembles aus Kontroll- und Überwachungstechniken, gerecht wer-

den. Kontrolle und Disziplinierung der Migranten sowie die räumliche Definitionsmacht über Mobilität sind die Kernstücke dieses *migration apparatus*. In dieser Konstellation kommen sichtbare und unsichtbare Kontrollsysteme zusammen: Zäune und Grenzstreifen werden von *border patrols* und Nachtsichtanlagen durchkämmt, Betonpfeiler sind in einem Abstand von ca. 20–30 cm in den Boden gesetzt, sodass sie nur für Tiere durchlässig sind, biometrische Verfahren zur Iriserkennung und digitale Fingerabdrücke gehören mittlerweile zum Standard der Grenzkontrollen (LEMBERG-PEDERSON 2013, vgl. auch Kap. 4.3.). Im Falle Bangladeschs wird ein gesamtes Land eingezäunt – und die Menschen, die diese Grenze überschreiten wollen, werden kriminalisiert. Durch die Verschärfung von Kontrolle entwickelte sich Migration zu einem Riesengeschäft – streckenweise mafios organisiert. Entstanden ist eine *migration industry*, ein eigenständiges Geschäftsfeld, das eine Palette nicht-staatlicher Akteure umfasst und migrationsbezogene Dienstleistungen anbietet. Auch die (kurzfristige) „Rettung“ von Migranten gehört dazu (NYBERG SÖRENSEN und GAMMELTOFT 2013: 9).

An den *migrant industries* beteiligen sich ganz unterschiedliche Akteure. Sie wissen oft nichts voneinander. Erstens große transnationale Unternehmen, die überhaupt erst die technische Logistik bereitstellen. So lieferte das italienische Unternehmen Finmeccanica das nötige Equipment für die Grenzsicherung und das Know-how nach Libyen und in andere Länder. Eine zweite große Gruppe von Akteuren setzt sich aus den verschiedenen Agenturen und Unternehmen zusammen, die den Zugang zur legalen Migration regeln. Drittens gehören *broker* dazu, Reisebüros mit echten oder gefälschten Papieren, *Allround*-Angebote (Übersetzung, Kredite, Arbeitsverträge, Unterbringung), die einmal von der Regierung zertifiziert sind und ein anderes Mal nicht. Oft überblicken die Migranten nicht einmal, dass es irgendwelche Schwierigkeiten geben könnte bzw. dass sie sich in der Logik des Ziellandes illegitim verhalten. Diese Migrationsindustrien, diese „kleinen Helfer“ der Migration, sorgen immer wieder für Nachschub an Migranten (SPAAN und HILLMANN 2013). Sie passen auf, dass die Migranten weiterkommen, sie bestimmen Richtung und Umfang der Wanderungen. Viertens findet man eine Reihe von kleineren Unternehmen, oft von den Migranten selbst geleitet, die ihre Dienste für den Transport, für Rechtsangelegenheiten und allgemeine Beratung anbieten. Viele von ihnen arbeiten im informellen Sektor, im Handel, manche als *people pusher*. Eine fünfte Gruppe innerhalb dieses „Geschäftszweiges“ besteht aus den zahlreichen informellen und teilweise kriminellen transnationalen Akteuren, die die aufwändige und meist langjährige Reise der Migranten befeuern. Es hängt vom Auge des Betrachters ab, ob die Dienste dieser „Dienstleistungen“ als kriminell oder als humane Geste zu bewerten sind, jedenfalls fallen diese unter die Kategorie des Menschenhandels. Sechstens setzen sich religiöse Verbände für die Migranten ein und nehmen sie zeitweise auf, helfen ihnen beim Transport. Andere Initiativen engagieren sich durch Anti-Im-

Anstieg der Rücküberweisungen

Hohe Gebühren, Migrationskosten

Konzepte der Weltbank

Reverse remittances

Migration apparatus

Ganze Länder werden eingezäunt

Migration industry

Hauchdünne Grenzen zwischen legitimen und illegitimen Verfahren

People pusher

Hilfsorganisationen
produzieren
das Feld mit

migrationskampagnen für das Gegenteil. Beide Arten von NGOs werden oft indirekt von den Staaten selbst finanziert, d.h. sie führen eine staatlich gewünschte Politik aus, ohne dass dies nach außen offensichtlich würde (NYBERG-SÖRENSEN und GAMMELTOFT 2013: 11).

Trafficking

Menschenhandel umfasst nicht nur ein Geschäft mit Profitspannen wie beim Drogenhandel, er stellt auch einen wachsenden Markt dar. Zwischen 2008 und 2010 verzeichnete EUROSTAT in den EU-Mitgliedsstaaten knapp 24.000 Personen, meist Frauen und Kinder, die als Opfer von Menschenhandel registriert wurden bzw. bei denen der Verdacht naheliegt, dass sie zu einem Opfer des Menschenhandels geworden sein könnten. Durch die genaueren Erfassungsmethoden und die verstärkte Aufmerksamkeit der Fahnder auf *trafficking* erklärt sich der Anstieg der Zahlen des Menschenhandels, d.h. von „Rekrutierung, Transport, Transfer, Beherbergung oder Empfang von Personen (...) durch die Androhung oder Anwendung von Gewalt (...) oder (...) Machtmissbrauch (...) zum Zweck der Ausbeutung“ (Richtlinie 2011/36/EU vom 5.4.2011, zit. nach NETZWERK MIGRATION IN EUROPA 2013: 7f.). Die meisten Opfer von Menschenhandel in der EU stammten aus Rumänien und Bulgarien. Beim Menschenhandel haben es Fahnder, Polizei- und Sozialbehörden, NGOs, Krankenhäuser sowie Auslandsvertretungen mit einer Grauzone zu tun, die sie nur durch enge Kooperation transparent machen können. Durch die striktere Abschottung der EU gegenüber den Drittstaaten und durch die Vermittlung einer *closed door policy* in die Drittstaaten hinein kam es in den vergangenen Jahren zu einer Verstärkung der Versuche von Migranten, sich mit Hilfe von Schleppern einen Weg in die EU-Staaten zu suchen. Innerhalb der „Kulturen der Migration“ in Westafrika gehört die Reise (nach Europa) nicht nur zu einer ökonomischen Strategie, sondern ist auch zum Teil fest verwurzelt als *rite de passage* – als Übergangsritus – der mit entsprechenden spirituellen und rituellen Handlungen aufgeladen wird. Im Senegal werden spirituelle Führer, *Marabouts*, damit beauftragt, durch die richtigen Talismane und durch Gebete die senegalischen Ausreisewilligen in ihrem Vorhaben zu unterstützen. Sozio-kulturelle Aspekte erlangen im Migrationsprozess eine enorme Bedeutung.

Rite de passage

Vom Fischerdorf
nach Europa

Heute sind zehntausende Afrikaner seit Jahren unterwegs zu ihrem Traumort Europa, sie nehmen Rückschläge und Umwege in Kauf. Keiner weiß, wie viele es sind. Aus ihrem kleinen Fischerdorf an der leer gefischten Küste Senegals oder Ghanas stranden sie, wenn es gut geht, irgendwann in den Peripherien Europas. Wie zum Beispiel John, der schließlich in Neapel landete und ins Drogengeschäft einstieg – immer weiter auf der Suche nach einem besseren Ort, leidend, ohne sich jedoch in diese gesuchten wirklichen Zentren der Mobilität einklinken zu können (LUCHT 2011: 66ff.). Mobiltelefone sind für diese Migranten überlebenswichtig, der Verlust der SIM-Karte eine Tragödie. Bereits Anfang der 1990er Jahre hatte DU TOIT (1990: 308) auf die Bedeutung von Migration als einem räumlich organi-

sierten, flüssigen Prozess hingewiesen. Nicht so sehr dem Herkunfts- oder dem Ankunftsort solle Beachtung geschenkt werden, sondern vielmehr der Reise an sich, die meist nicht-linear verläuft. Denn oft ist sie durch den Migranten nicht kalkulierbar, zumal dann nicht, wenn der Migrant oder die Migrantin über wenige Ressourcen und Kontakte verfügt. Da die meisten Migranten gar nicht ganz genau wissen, wo sie hinwollen und ob sie dann an dem Ziel auch unbedingt bleiben wollen, kommt es manchmal zu wirren Migrationswegen. Die Migranten loten immer wieder neue Ziele aus, gliedern sich in veränderte Abläufe und Situationen ein. Die neuere Literatur unterstreicht deshalb die Bedeutung dieser Nicht-Linearität und erkennt an, dass inzwischen neue translokale Kommunikationstechnologien und -strategien höchst bedeutsam in der Migration sind. Durch sie sind die Migranten in der Lage, ein Kontinuum zwischen dem Herkunfts- und dem Ankunftskontext herzustellen. SMS, E-Mail und soziale Netzwerke (persönliche, aber auch Facebook und andere Dienste) erweisen sich als eine wesentliche Komponente dieser *trajectories* (SCHAPENDONK 2010: 304f.).

Kontrolle über
Migration braucht
Ressourcen

Nicht linear,
Mobiltelefone
überlebenswichtig

Migration trajectories beschreiben Migrationen als nicht-lineare, flexible und in Mobilitätsregime eingebettete, wiederkehrende Abfolgen und Stationen des Wanderungsprozesses.

Mit dem Begriff der *trajectories* wird der Tatsache Rechnung getragen, dass jegliches Migrationsprojekt auf dem Zusammenspiel unterschiedlicher Motive basiert, dass allerdings der Migrant nicht über alle notwendigen Informationen zur Durchführung des Migrationsprojektes verfügt. Häufig ist sie oder er von Migrationsmythen geblendet bzw. lediglich über die eigenen sozialen Netzwerke informiert und damit abhängig von begrenzten Einblicken in komplexe Zusammenhänge. Immer wieder orientieren sich Migranten an Mythen. *Immigrant myths* sind so etwas wie „Gegenerzählungen“, die dabei helfen, die eigene Situation zu plausibilisieren und Schwierigkeiten, auch Illusionen, auszuhalten (VASTA und ERDEMIR 2010: 21).

Fehlende,
unzulängliche
Informationen

Jedes Migrationsvorhaben erscheint damit zwar höchst individuell und doch gleichen sich die Migrationsprojekte: Man kann kollektive Muster, bestimmte Pfade im Raum und biographische Übereinstimmungen identifizieren, den Einfluss von Genderregimes nachweisen. Migrationen verlaufen daher in der Regel entlang bestimmter Korridore, in ähnlichen raum-zeitlichen Konfigurationen. Migrationsindustrien, die den Migrationsprozess flankierenden informellen und formellen Dienstleistungen, sorgen für eine Perpetuierung und Verselbstständigung von Migrationsbewegungen.

Kollektive Muster,
biographische
Übereinstimmungen,
Pfade im Raum

5.5 Klimawandel und Migration

Wissenschaftler gehen heute davon aus, dass sich die durch den globalen Klimawandel ausgelösten Umweltveränderungen insbesondere auf die Länder des Globalen Südens, d.h. auf die Entwicklungs- und Schwellenländer, konzentrieren werden. Dies sind gleichzeitig auch die Länder, die über die geringsten Mittel zur Abfederung dieser Umweltveränderungen verfügen. Zusätzlich sind sie durch eine junge und weiterhin wachsende Bevölkerungsdynamik charakterisiert. Wann ist der Punkt erreicht, der *tipping point*, der Migration zu einer Option, zu einer Überlebensstrategie für die Betroffenen macht?

Knappe Ressourcen,
starke Bevölkerungsdynamik

Die zunächst in den Industrieländern geführte Debatte spiegelt zwei grundlegende Ängste wider: die Furcht davor, dass der Umweltwandel die erreichten Entwicklungsfortschritte in den Ländern des Südens wieder zunichte macht und dass die Verknappung von Ressourcen zu einer Ausweitung von Konflikten vor Ort führen könnte. Lange Zeit bestehende Konfliktlinien in vielen Regionen der Welt, etwa die zwischen Ackerbauern und mobilen Viehhirten, könnten sich weiter zuspitzen. Die Industrieländer fürchten außerdem, dass es durch die sich verschlechternden Lebensbedingungen zu Massenwanderungen kommen könnte.

Verschärfung
angelegter
Konfliktlinien

In der Literatur variieren die Schätzungen über die Zahl dieser Migranten seit 1995 zwischen 25 Millionen Umweltflüchtlingen bis hin zu 200 bis 300 Millionen Migranten (STERN 2007, MÜLLER et. al 2012: 33). Wissenschaftler stehen solchen Prognosen mehrheitlich skeptisch gegenüber, geben jedoch auch nicht Entwarnung (GEMENNE 2011). Hilfsorganisationen wie „Brot für die Welt“, „Misereor“ und viele andere NGOs sind mit zahlreichen Hilfseinsätzen direkt in den betroffenen Ländern tätig. Wenn ein Starksturm eine Schneise der Verwüstung hinterlässt, eine Überflutung die Lebensgrundlagen der Menschen, deren *livelihoods*, zerstört, dann helfen sie mit Nahrungsmitteln, technischer Unterstützung, gesundheitlicher Versorgung und Umsiedlungsprogrammen.

Schätzungen von
bis zu 300 Millionen
Migranten

Vor-Ort-Hilfe durch
NGOs

Doch besonders dann, wenn es sich um die Auswirkungen langsamer Umweltveränderungen auf die Migrationsentscheidung handelt oder wenn Mobilität bereits traditionelle Anpassungsstrategie ist, ist der Zusammenhang zwischen Umweltwandel und Migration schwer zu identifizieren. In diesem Kapitel werden die verschiedenen regionalen Formen des Umweltwandels diskutiert, die entsprechenden Definitionen beleuchtet und ausgewählte regionale Beispiele skizziert.

5.5.1 Klimawandel und Umweltveränderungen in regionaler Perspektive

Die wichtigste Studie zum Klimawandel, der Bericht des Klimarates IPCC (*Intergovernmental Panel on Climate Change*), definierte Klimawandel bis 2014 vor allem auf Grundlage statistischer Messungen und differenzierte nach deren zeitlichen Verlauf. Erst der IPCC-Bericht 2014 verweist auf die UNFCCC-Definition (*United Nations Framework Convention on Climate Change*) von Klimawandel, der sowohl vom Menschen verursacht sein als auch natürliche Ursachen haben kann (vgl. UNFCCC, WGII Background Box SPM.2, SPM, in IPCC 2014: 5).

Im Gegensatz zu vorherigen IPCC-Berichten unterstreicht der 5. Bericht des Klimarats, dass alle Facetten des Klimawandels in steigendem Maße mit einer anthropogenen Verursachung verknüpft sind: Erderwärmung, veränderte globale Wasserkreisläufe, Abschmelzungen, Meeresspiegelanstieg. Auch die Erderwärmung seit Mitte des 20. Jahrhunderts ist in erster Linie menschengemacht (vgl. WGI D.3, SPM, in: IPCC 2013: 17).

Erhöhung des
Strahlungsantriebs

Die noch in den 2000er Jahren von vielen Wissenschaftlern gemachte Unterscheidung zwischen einem „natürlichen“ Klimawandel und den anthropogen, d.h. durch den Menschen, erzeugten Veränderungen (vgl. CARIUS, TÄNZLER und WINTERSTEIN 2007: 14) wird zurückgenommen. Als „natürlicher Klimawandel“ wurden häufig wiederkehrende Temperaturschwankungen der Erdatmosphäre sowie zu einem gewissen Grad auch Klimaextreme bezeichnet. Zu den ursprünglich rein auf höherer Gewalt beruhenden Naturkatastrophen gehören etwa Vulkanausbrüche und Erdbeben. Zu den anthropogen verursachten Veränderungen durch den Klimawandel zählt auf globaler Ebene der Anstieg der Treibhausgase durch erhöhte CO₂-Emissionen. Auf regionaler Ebene fallen darunter beispielsweise die Abholzung von Wäldern, auf lokaler Ebene die Übernutzung von natürlichen Ressourcen, insbesondere Boden und Wasser. Zusätzliche Probleme der Umweltdegradationen können auch klimaunabhängig sein, z.B. Überreste eines Tagebaus oder Minen, in Form von Verseuchung mit toxischen und radioaktiven Stoffen (wie im Falle von Tschernobyl und Fukushima) oder etwa Vermüllung. Unterschieden wird außerdem zwischen erneuerbaren und nicht erneuerbaren natürlichen Ressourcen, wobei zwischen begrenzt vorhandenen materiellen Gütern (Öl, Diamanten, Gold u.a.) in Form von Rohstoffen und prinzipiell wieder erneuerbaren Ressourcen der Natur (Trinkwasser, Boden, Wald, Luft, Meere, Biodiversität u.a.) differenziert wird.

Vorrang
anthropogener
Verursachung

Eine weitere gängige Unterscheidung von Umweltveränderungen in der Literatur klassifiziert nach deren zeitlicher Dynamik (*slow onset* vs. *rapid* oder *sudden onset* und Naturkatastrophen [*disaster*] als Teil der schnellen Veränderungen) sowie deren räumlichem Ausmaß (lokal, regional, national, global). Die Anpassungskapazitäten an diese Veränderungen sind regional unterschiedlich, besonders vulnerabel sind dicht besiedelte Gebiete. Aktuell

Slow onset und
sudden onset

werden in der Forschung insbesondere die Auswirkungen des Anstieges des Meeresspiegels (= *sea-level rise*), der Temperaturanstieg der Atmosphäre und veränderte Regenfallmuster, außerdem Starkwinde und Stürme untersucht. Abb. 18 fasst die wichtigsten Formen des Klima- und Umweltwandels in einem Überblick zusammen.

Umweltveränderungen		
	Slow onset	Rapid onset
Anthropogene Verursachung (= Man made)	Desertifikation Bodendegeneration Luftverschmutzung	Landrutschungen, Trinkwasserkrisen, Erdbeben, Kontamination (=Vermüllung, Verseuchung, Überfischung, Entwaldung, Folgen von Infrastrukturmaßnahmen (z.B. Dammbau)
Natürliche Verursachung	Slow onset	Rapid onset
klimatisch	Meeresspiegelanstieg veränderte Niederschlagsmuster	Dürren Hitzeperioden Überflutungen Zyklone
tektonisch (= Disaster)		Tsunamis Erdbeben Vulkanausbrüche

Quelle: Hillmann und Kronauer 2010; Affit und Warner 2008, Peduzzi 2004

Abb. 18: Die zeitliche Dynamik von Klima- und Umweltveränderungen

Die lineare Wärmeentwicklung seit Mitte der 1950er Jahre belegt eine deutliche Beschleunigung des polaren Temperaturanstiegs (WGI 3.2, SPM; in IPCC 2007: 30). Die Zeitspanne 1983–2012 umfasst laut IPCC sogar die wahrscheinlich wärmsten 30 Jahre in der nördlichen Hemisphäre in den letzten 1400 Jahren überhaupt. Der Temperaturanstieg verteilt sich über den ganzen Globus, wirkt jedoch am höchsten in den höheren bzw. nördlichen Breitengraden sowie in Südamerika und Teilen Nordafrikas (vgl. WGI B.1, SPM, in: IPCC 2013: 5f.). Angestiegen sind ebenfalls die durchschnittlichen arktischen Temperaturen, wobei sich das Festland schneller aufgewärmt hat als die Ozeane. Doch auch die Durchschnittstemperatur der Ozeane hat sich in den Tiefen von mindestens 2000 m erhöht (vgl. WGI B.2, SPM, in: IPCC 2013: 8).

Regionalisierte Prognosen zeigen, dass insgesamt betrachtet der Einfluss des Klimawandels auf Wasserknappheit in Afrika im Vergleich zu anderen Faktoren wie Bevölkerungswachstum, Urbanisierung, Veränderung der Landnutzung relativ gering ausfallen wird. Enorme regionale Unterschiede finden sich vor allem in Gebieten, die heute schon von Wasserknappheit betroffen sind und unter verstärkter Trockenheit leiden wie z.B. Nordafrika oder Teile des südlichen Afrikas (vgl. WGII 22.3.3, Chapter 22, in: IPCC

Erderwärmung

Regionalisierte Prognosen des IPCC

2014: 1216f.). Der IPCC-Bericht 2014 prognostiziert für Nordafrika bis 2050 zwar eine Zunahme der Wasserknappheit, allerdings in erster Linie aus sozioökonomischen Gründen und „nur“ zu knapp einem Viertel aufgrund des Klimawandels (vgl. DROOGERS et al. 2012, zitiert in WGII 22.3.3, Chapter 22, in: IPCC 2014: 1217).

Aufgrund von Reduktionen in der durchschnittlichen Niederschlagsmenge, im Abfluss und in der Bodenfeuchte wird im südlichen, nördlichen und westlichen Afrika insbesondere die Desertifikation zunehmen (IPCC 2001: 14). In Afrikas Nahrungsmittelproduktion besteht eine besondere Abhängigkeit vom Regenfeldbau, und sie weist eine starke intra- und intersaisonale Variabilität mit periodischen Dürren und Fluten auf. Die weitverbreitete Armut schränkt die Anpassungsmöglichkeiten zusätzlich ein. Erwartet werden daher mit fortschreitendem Klimawandel geringere Erträge bei den Hauptanbauprodukten. Als Anpassungsszenarien werden Verkürzungen in den Anbau- und Erntezeiten sowie eine stärkere Konzentration auf Viehhaltung anstelle von Ackerbau erwartet – vor allem in der westafrikanischen Sahelzone sowie in Teilen Ost- und Südafrikas (JONES und THORNTON 2009, in WGII 22.3.4, Chapter 22, in: IPCC 2014: 1218). Bis 2080 wird für Afrika ein Zuwachs von 5–8% an ariden bis semi-ariden Landflächen vorausgesagt (WGII Box TS.6, 9.4.4, in: IPCC 2007: 50). Der IPCC-Bericht rechnet für Zentral-, Süd- und Ostafrika mit einer Konterkarierung bisheriger sozioökonomischer Entwicklungserfolge (vgl. WGII 22.3.5.3, Chapter 22, in: IPCC 2014: 1222). Steigende Nahrungsmittelpreise, die Gefährdung von Transportinfrastruktur, z.B. durch Unterspülungen, und verringerte Lagerungsmöglichkeiten sorgen in den rasch wachsenden Städten Afrikas zusätzlich für Probleme (vgl. WGII, Chapter 22, in IPCC 2014: 1221).

In Asien hängen die Auswirkungen des Klimawandels auf die Bevölkerung stark vom Entwicklungsstand der einzelnen Länder ab. Die Anpassungssysteme an den Klimawandel in dieser Region werden als ungenügend, die Vulnerabilität der meisten dortigen Entwicklungsländer als hoch eingestuft (IPCC 2001: 14). Hauptrisiken des Klimawandels für Asien bestehen laut IPCC-Bericht 2014 aus vermehrten Fluten mit Schäden für Infrastruktur, *livelihoods* und Siedlungen, einem zahlreicheren Auftreten von Hitzeperioden und einem steigenden Risiko von Unterernährung durch Wasser- und Nahrungsknappheit bei Dürren (WGII, Box SPM.2 Table 1, in: IPCC 2014: 28). In den 2050er Jahren wird der Frischwasserzugang im ariden und semi-ariden Asien, d.h. in Zentral-, Süd-, Ost- und Südostasien, besonders in den großen Flussbecken, zurückgehen (WGII 10.4 SPM, in: IPCC 2007: 50, IPCC 2001: 14). Deltas sind von zunehmender Versalzung durch zurückgehende Zuflüsse in der Trockenzeit und steigende Meeresspiegel bedroht (WGII, Chapter 24, in: IPCC 2014: 12). Der Meeresspiegelanstieg und die Zunahme an Intensität und Häufigkeit von tropischen Zyklonen in tiefliegenden Küstengebieten des klimatisch gemäßigten und

Afrika

Veränderte Regenfallmuster und Anbaumöglichkeiten

Zuwachs an ariden Gebieten

Konterkarierung bisheriger Entwicklungserfolge

Asien

Gefahr für *livelihoods*

Erschwerter Frischwasserzugang

des tropischen Asiens werden viele Menschen zur Umsiedlung zwingen. Je nach Region sind die Hälfte bis zu zwei Drittel der asiatischen Städte mit einer Million oder mehr Einwohnern einer oder mehreren Gefahren (= *hazards*) ausgesetzt, wobei Fluten und Zyklone die größten Risiken darstellen (UN 2012, zitiert in: WGII 24.4.5.3, Chapter 24, in: IPCC 2014: 1346). Erwartet wird eine Zunahme von Krankheits- und Sterberaten aufgrund von Überflutungen und Dürren (beispielsweise Hitzebelastung, Überträger- und Durchfallerkrankungen) in Ost-, Süd- und Südostasien (WGII 10.4 SPM, in: IPCC 2007: 50, IPCC 2001: 14, WGII SPM.2 Table 1, in: IPCC 2014: 28). Aufgrund des Meeresspiegelanstiegs werden die Menschen massenhaft in die Städte wandern. Die Artenvielfalt wird weiter zurückgehen, es wird zu Schädigungen an den heute noch weitgehend intakten Ökosystemen der Mangroven und der Korallenriffe kommen. Küstenregionen mit ihren Lagunengebieten werden versalzen, Ackerflächen knapper werden. Außerdem wird die abzusehende Verschiebung der südlichen Grenze der Permafrostzonen Asiens eine Zunahme der thermokarstischen und thermalen Erosion zur Folge haben – mit den entsprechenden Konsequenzen für die dort verlaufende Infrastruktur (wie etwa Öl-Pipelines) (IPCC 2001: 14). Für 2100 prognostiziert IPCC einen 20–90%-Rückgang der Permafrostfläche und ebenfalls der Eisdecke (SCHAEFER et al. 2011, zitiert in WGII 24.4.2.3, Chapter 24, in: IPCC 2014: 1341). Als vom Klimawandel besonders stark betroffen gelten auch die asiatischen Megadeltas wie der Ganges-Brahmaputra und der Zhujiang (Perlfloss). Für den Himalaya wird durch die Gletscherschmelze eine Zunahme an Überflutungen und Steinlawinen sowie eine Störung des Wasserhaushalts erwartet.

Für Zentral- und Südamerika nennt IPCC 2014 drei Hauptrisiken des Klimawandels: Wasserknappheit in semi-ariden und von Gletscherschmelze abhängigen Regionen sowie Überflutungen und Erdbeben in urbanen und ländlichen Gegenden durch extreme Niederschläge, Rückgang der Nahrungsmittelproduktion und -qualität, Ausbreitung von durch Insekten übertragenen Krankheiten (= sogenannte *vector borne diseases*) (WGII Box SPM.2 Table 1, in: IPCC 2014: 29).

Der Temperaturanstieg und der damit zusammenhängende Rückgang der Bodenfeuchte wird Mitte des 21. Jahrhunderts in Ostamazonien tropische Wälder graduell durch Savannen, semiaride Vegetation durch aride Vegetation ersetzen (WGII 13.4 SPM, in: IPCC 2007: 50 ff., WGII 27.3.2.1, Chapter 27, in: IPCC 2014: 1524). Erwartet wird in den ersten Jahrzehnten des 21. Jahrhunderts ein moderater Klimawandel, der durch wärmere und feuchtere Bedingungen, kombiniert mit technologischer Weiterentwicklung der Landwirtschaft, zu einer (vorläufigen) Ertragssteigerung von z.B. 40% bis 90% im Mais- und Bohnenanbau in Brasilien führen kann – allerdings mit starken regionalen Unterschieden (WGII 27.3.4.1, Chapter 27, in: IPCC 2014: 1527). Bis zum Ende des 21. Jahrhunderts könnte Südamerika zwischen 1% und 21% seines fruchtbaren Bodens durch Klimawan-

Zyklone,
Überflutungen, Dürren

Rückgang der
Artenvielfalt

Auftauen der
Permafrostböden

Gletscherschmelze

Zentral- und
Südamerika

Ertragssteigerungen

del und Bevölkerungswachstum verlieren (WGII 27.3.4.1, Chapter 27, in: IPCC 2014: 1527).

Im industrialisierten Europa und in Nordamerika rechnet man in den Städten zukünftig mit stärkeren Hitzewellen (WGII 14.4 SPM, in: IPCC 2007: 52, WGII SPM.2 Table 1, in: IPCC 2014: 27). Küstengemeinden und -habitate werden verstärkt den Auswirkungen des Klimawandels wie zunehmender Verschmutzung und Überflutungen ausgesetzt sein (WGII 14.4 SPM, in: IPCC 2007: 52, WGII SPM.2 Table 1, in: IPCC 2014: 27). Außerdem droht Wasserknappheit durch sinkende Grundwasservorräte und Flusspegel sowie durch die steigende Nachfrage (WGII SPM.2 Table 1, in: IPCC 2014: 27).

Die Auswirkungen des Klimawandels führen zu einem erhöhten Risiko von Inlandblitzfluten und regelmäßigeren Küstenüberflutungen und zu einem Mehr an Erosion und größerem Artenverlust. In den Gebirgsregionen ziehen sich die Gletscher zurück, die jahreszeitliche Schneebedeckung verringert sich. Südeuropa, eine Region mit starken Klimaschwankungen, wird mit weit mehr Dürren konfrontiert sein, der Zugang zu Wasser wird schwieriger werden, die Ernteerträge werden abnehmen (WGII 12.4 SPM, in: IPCC 2007: 50).

Die hier umrissenen Prognosen über die Auswirkungen des Klimawandels auf die einzelnen Regionen der Erde machen die besondere Gefährdung der Entwicklungs- und Schwellenländer deutlich. Aufgrund geringerer Anpassungskapazitäten werden dort mehr Menschen von den Folgen des Klimawandels direkt betroffen sein, hungern, verarmen oder umkommen.

In der Forschung wurden auf Grundlage dieser vorhandenen Umweltdaten bestimmte Hotspots, Regionen, in denen sich die verschiedenen Risiken ballen, identifiziert.

Zu diesen Hotspots gehören vor allem vier als besonders vulnerabel eingeschätzte Landschaftstypen: die tiefliegenden Küstengebiete, vor allem auch die Flussdeltas, durch Regenfeldbau gekennzeichnete Landschaften sowie von Schneeschmelze abhängige Landwirtschaft an Flüssen, semihumide und trockene Gebiete (Sahel, Mexiko und Zentralamerika) und die tropischen Regionen in Südostasien (HUGO 2013).

5.5.2 Die Definition von Umweltmigration

Schon die frühen Bevölkerungsforscher, so beispielsweise RAVENSTEIN am Ende des 19. Jahrhunderts, erwähnten ein unattraktives Klima als Grund für anhaltende Migrationen. Doch die späteren Migrationsforscher ignorierten

Industrialisiertes
Europa und
Nordamerika

Mehr Hitzewellen,
Wasserknappheit

Inlandblitzfluten,
geringere Schnee-
decke

Abnehmende
Ernteerträge

Unterschiedliche
Anpassungs-
kapazitäten

Hotspots, Vulnerabilität

Klima spielte in der Migrationsforschung eine untergeordnete Rolle

meist die Rolle des Klimas und dessen Auswirkungen auf das Migrationsverhalten der Menschen. Erst seit etwa den 1980er Jahren spielt das Klima durch die aufkeimende Klimawandeldebatte wieder eine Hauptrolle in der Migrationsforschung. Allein schon in der Terminologie steckt politischer Sprengstoff. An den gewählten Begrifflichkeiten hängt der gesamte politische Umgang mit der Thematik.

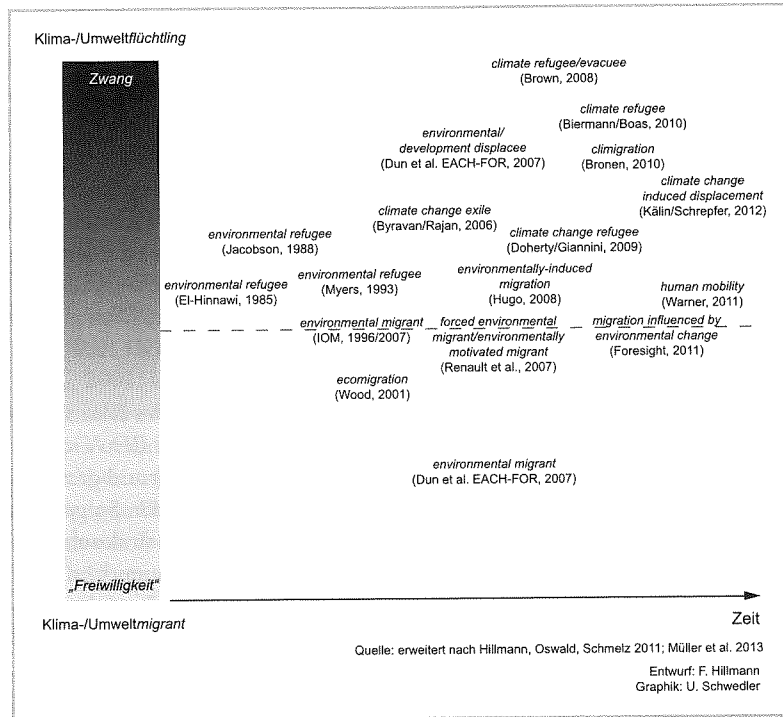


Abb. 19: Verschiedene Terminologien in ihrer zeitlichen Abfolge

Am Anfang: der environmental refugee

Bis Anfang der 1980er Jahre war der *environmental refugee* eine gängige Bezeichnung, die erstmals vom *International Institute for Environment and Development* (IIED) in London, später dann von EL HINNAWI im Rahmen eines UNEP-Berichts verwendet wurde. Im ersten UN-Bericht über den Klimawandel hieß es, dass „the gravest effects on climate change may be those on human migration as millions will be displaced“ (PIGUET 2011: 4). Der Begriff bezeichnete Menschen, die aufgrund deutlicher Umweltveränderungen gezwungen wurden, ihre Lebensräume vorübergehend oder langfristig zu verlassen. In diesen von der UN angeregten Debatten ging es in erster Linie darum, in der Öffentlichkeit ein Bewusstsein für die eventuell mit dem Klimawandel auftretenden Problematiken zu schaffen. Renommierte Migrationsforscher sprachen sich gegen eine solch einfach gestrickte

Interpretation des Zusammenhanges von Klimawandel und Migration aus und mahnten zur Vorsicht im Umgang mit Begrifflichkeiten. Derlei Analysen seien nur mit allergrößter Vorsicht zu verwenden – wenn überhaupt (s.u.). Der Begriff des *climate refugee* taucht erstmals im Jahr 2006 häufiger auf. Er soll die Unfreiwilligkeit der umweltbedingten Migration hervorheben und die Notwendigkeit zur Erstellung eines internationalen Handlungsplans, darunter humanitäre Hilfeleistungen, unterstreichen. Abb. 19 fasst die unterschiedlichen Begrifflichkeiten in der aktuellen Debatte zusammen. Die Debatte ist hochpolitisiert, weil der Begriff des Flüchtlings in der internationalen Politik lediglich für solche Menschen verwendet wird, die vor Gewalt fliehen. Rechtlich gesehen ist der Begriff Umweltflüchtling demnach irreführend, da er nicht durch das Abkommen über die Rechtsstellung der Genfer Flüchtlingskonvention gestützt wird (vgl. Kap. 1). Umweltveränderungen sind in der Genfer Konvention von 1951 nicht als Fluchtgrund aufgeführt. Sowohl UNHCR als auch die Organisation für Migration (IOM) lehnen deshalb den Begriff des Umweltflüchtlings ab und verweisen auf *environmentally displaced persons*, wenn sie sich auf eine durch die Umwelt induzierte Migrationsbewegung beziehen. Mit dieser Definition sprechen sie den Flüchtenden den Flüchtlingsstatus und die damit verbundenen Privilegien in der Behandlung im Aufnahmekontext ab. Hinter diesem Vorgehen steht die Angst, dass der internationale Flüchtlingsbegriff durch die Variable Umwelt eine weitere Schwächung erhalten könnte und die ohnehin schon sehr verwundbare Gruppe der Flüchtlinge noch weiter in Bedrängnis geriete.

Dann climate refugee

Flüchtlinge haben einklagbare Rechte

Die Anwendung des Flüchtlingsbegriffs bringt die moralische Dimension der Umweltveränderungen stark zum Ausdruck und mahnt gleichzeitig die globale Verantwortung der Länder des Nordens als (Haupt-)Verursacher des Treibhauseffekts an. Die Anerkennung von Umweltmigranten bedeutete dann das politische Eingeständnis der Verantwortlichkeit der den Klimawandel verursachenden Staaten (McNAMARA 2007, zitiert nach KLEPP 2012: 7).

Verwässerung des Flüchtlingsbegriffes

Die in ihrer Einschätzung deutlich skeptischere Gegenposition hinsichtlich des Einflusses der Umwelt auf die Migrationen wird am prominentesten von BLACK (2001, 2011) vertreten. Er hält die alarmistischen Prognosen für wissenschaftlich nicht haltbar. Diese ignorieren, dass in vielen Ländern bestimmte Formen der episodischen Migration (z.B. als Nomadismus) traditionell existierten. Außerdem flößen mögliche Anpassungsstrategien nicht in die Analyse ein (und verzerren damit die abgeleitete Prognose). Maßgeblich seien nicht die Umweltveränderungen an sich, sondern die Fähigkeit der verschiedenen Länder und Gesellschaften, auf diese Veränderungen zu

Alarmistische Prognosen

Fragwürdige Dualität
von Mensch-
Umwelt-Beziehungen

reagieren. Die wissenschaftlichen Einwände gegen solche Vorhersagen beruhen gedanklich auf einer Kritik, die sich gegen eine Konstruktion von Mensch-Umwelt-Beziehungen als einer Dualität, als voneinander separiert, richtet (vgl. TACOLI 2009). Auch die Umwelt gilt als sozial konstruiert und Umweltfaktoren beeinflussen Migration auf eine spezifische, besonders dynamische Weise (vgl. TACOLI 2009), und zwar: komplex, nicht linear, multipel, multi-dimensional (sowohl *push* als auch *pull*) und zeitgebunden (saisonal, wiederkehrend und allmählich). In der Praxis verbinden die verschiedenen Antriebsfaktoren (*drivers*) eine Vielfalt an Komponenten miteinander, die nur schwer voneinander zu trennen sind. Anders als in den deskriptiv vorgehenden *Top-Down*-Ansätzen, bei denen bestimmte Hotspots identifiziert werden, liegt in dieser Herangehensweise der Fokus auf den *Bottom-Up*-Ansätzen, d.h. auf den Anpassungsstrategien, auf der Risikowahrnehmung durch die Bevölkerung und auf der Frage nach der Verfügbarkeit von sozialen, kulturellen, politischen und ökonomischen Ressourcen sowie auf den Macht- und Geschlechterverhältnissen (vgl. GUTHATHAKURTA 2011). Eine Reihe von Autoren sieht außerdem die Gefahr, dass durch hohe Schätzungen über den Umfang umweltbedingter Migration politische Reglementierungen umgesetzt werden, die nicht primär die Rechte der besonders Verwundbaren schützen, sondern die im Gegenteil die etablierten Interessen und den weiteren Ausbau eines Systems der Abwehr von Migration gewährleisten (PIGUET 2008).

Einbeziehung von
Bottom-Up-Ansätzen

5.5.3 Der Nexus Umweltveränderungen – Migration in der regionalen Praxis

Detaillierte Studien zeigen, dass *rapid-onset*-Umweltveränderungen (z.B. durch Vulkanausbrüche oder Erdbeben) eher zu kurzzeitigen und internen Bevölkerungsverschiebungen führen als zu dauerhaften Migrationen in entfernter gelegene Gebiete. Häufig kehren die Menschen in die zerstörten Gebiete zurück und errichten dort ihre Häuser neu. Manchmal führen solche extremen Ereignisse paradoxerweise auch zu einer stärkeren Anziehungskraft: Durch Aufbauarbeiten sind zahlreiche Hilfsorganisationen mit ihrer Crew vor Ort und ziehen weitere Menschen an. Die Literatur zeigt auch, dass eine gewisse Regelmäßigkeit von Umweltkatastrophen die Menschen dazu treibt, abzuwandern und dass Desertifikation, Wasserknappheit, Bodenversalzung und Abholzung Migrationen zur Folge haben: „Environmental factors – except for floods – have a significant positive impact on the migration flows. [...] The most significant environmental factors are soil quality and availability of suitable water“ – wobei sich die Autoren auf Modellrechnungen beziehen (AFFIFI und WARNER 2008: 16).

Rapid-onset-Ereignisse
lösen kurzzeitige,
interne Migrationen
aus

Bodenversalzung und
Abholzung haben
Migrationen zur Folge

Als eher langfristiger und schleichender Natur gilt die Abnahme des Niederschlags im subsaharischen Afrika. Dieser Rückgang führte zu einer Abwanderung vom Land in die Stadt (vgl. BARRIOS 2006, zit. nach PIGUET

2011). Die Dürren in den 1980er und 1990er Jahren brachten Millionen von Umweltmigranten mit sich – wobei der Einfluss sozialer und politischer Konflikte, die den Ausschlag zur Migration gaben, stark sein dürfte. Bestimmte konflikthafte Vorbedingungen wie abnehmende Qualität und Quantität von erneuerbaren Ressourcen, Bevölkerungswachstum und Konsumsteigerungen oder ungleicher Zugang der Bevölkerung zu Ressourcen führen zu ökologischer Marginalisierung (= Verdrängung von Bevölkerungsgruppen in weniger fruchtbare Gegenden) und Ressourcenraub (z.B. zu einer Konstruktion von Dämmen, um privilegierten Zugang zu Wasser zu erlangen) (CLARK 2007: 12). Mit anderen Worten:

Entscheidende
Bedeutung von
konflikthafte
Vorbedingungen

Ressourcenraub

Wo die Umweltveränderungen in einem bereits konflikthafte regionalen *Setting* stattfinden, wirken sie konfliktverstärkend.

Weniger klar erscheinen die Ergebnisse von Studien, die sich auf einen Methodenmix stützen. Zwei Überblicksstudien im ländlichen Mali zeigen sogar, dass die Dürren zu einer Abnahme der Migration führten, weil die Menschen keine Finanzierungsmöglichkeiten mehr für die Reise aufbrachten. Ähnliche Ergebnisse lieferten historische Studien zu den Dürren in den mexikanischen Regionen Zacatecas und Durango. NAUDÉ (2008) kann in einer Studie zu 45 subsaharischen Ländern ebenso keine Korrelation zwischen Emigration und Wasserknappheit finden. PIGUET (2011) kommt zu dem Schluss, dass ein Zusammenhang zwischen Niederschlagsmangel und Migration zwar besteht, dieser jedoch hochgradig kontextuell ist. Schon deutlicher artikuliert sich der Zusammenhang zwischen dem Meeresspiegelanstieg und der Abwanderung der Bevölkerung in tiefliegenden Küstengebieten oder auf den Inseln. Im Pazifik sind einige Inseln bereits vom Meeresspiegelanstieg betroffen, die sogenannten *sinking islands*. So bereitet sich Kiribati, eine aus 32 Atollen bestehende Inselgruppe, schon auf den Untergang seiner Landfläche vor, indem es Auswanderungsprogramme in die umliegenden Regionen vorantreibt. „Move in dignity“ nennt die Regierung ihre Programme und bemüht sich darum, dass die vorgesehenen Maßnahmen gleichzeitig als Entwicklungsstrategien im Sinne der Pazifikstaaten selbst zu verwerten sind. Dazu vereinbart die Regierung des bisher überwiegend subsistenzwirtschaftlich orientierten und durch Entwicklungshilfe und Rücküberweisungen gestützten Staates Quoten mit anderen Pazifikstaaten wie Neuseeland und Australien über die Auswanderung in bestimmte Berufszweige (vgl. KLEPP 2012).

Methodenmix bringt
andere Ergebnisse

Sinking islands

Verschränkung von
Entwicklungshilfe und
Rücküberweisungen
als Anpassungs-
strategie

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass nach dem derzeitigen Forschungsstand der Klimawandel keinen singulären Auslöser für Migration darstellt, sondern dass hierdurch die Multikausalität des Migrationsprozesses verstärkt wird und dass die mit dem Klimawandel einhergehenden Um-

Klimawandel kein
singulärer Auslöser
von Migration

weltveränderungen eine zunehmend wichtige Rolle für die Migrationen insbesondere in Hotspots spielen. Ferner kann man sagen, dass die Mehrzahl der Migrationen auf kurze Distanz, temporär und als Binnenmigration erfolgt. Zukünftig werden die umweltinduzierten Migrationen daher vor allem internen, nicht internationalen Charakters sein. Migration zählte schon immer als ein bewährter Anpassungsmechanismus. Doch haben sich in den betroffenen Gegenden die traditionellen Anpassungsstrategien durch die veränderten sozioökonomischen und ökologischen Bedingungen grundlegend gewandelt (insbesondere land- oder viehwirtschaftliche Wirtschaftsweisen). Es zeichnet sich ab, dass die, die wandern, ein Mindestmaß an finanziellen Ressourcen besitzen. Die Migrationsmuster verändern sich und es werden neue Formen der Regulierung notwendig werden, höchstwahrscheinlich stärker partizipative und damit konfliktvermeidende Strategien (NEWLAND 2011).

Exkurs: Anpassung, Resilienz und Vulnerabilität

Eine Vielzahl von Studien betont die Funktion von Migration als einer Hilfe zur Anpassung an den Klimawandel. Die persönlichen Netzwerke der Migranten unterstützen zum Beispiel durch Geldüberweisungen oder die Organisationen der Diaspora kümmern sich um die Bereitstellung von Gerätschaften zur medizinischen Versorgung vor Ort etc. Migranten wirken so über den Transfer von Wissen, Technologie und Rücküberweisungen in ihre Herkunftsländer innovativ auf die Anpassungsstrategien ein. Solche Anpassungsleistungen können in Form von allgemein entwicklungsrelevanten Angeboten wie berufsbildendem Unterricht (Senegal), dem Bau fester Häuser anstatt einfacher Hütten (Ruanda) oder dem Bau von Wasserpipelines (Marokko) geschehen. Die Diasporagemeinschaft des jeweiligen Landes ist direkt in die Entwicklungszusammenarbeit eingewoben und zur Prävention von zukünftigen Migrationen angehalten (vgl. MARMER, SCHEFFRAN und SOW 2011). In vielen Handlungsstrategien schwingt mit, dass es ein „Zuhause“ gibt, in das die Menschen zurückgehen können (BAKEWELL 2008), Sesshaftigkeit wird nach wie vor als Norm des politischen Handelns gesehen. Diese Fokussierung, in der Fachliteratur als *sedentary bias* bezeichnet, bringt in der Entwicklungspraxis Probleme mit sich, weil sie eine positive Sicht auf Migration und die damit verbundenen gesellschaftlichen Ereignisse tendenziell verstellt. Lange Zeit war Migration in der Entwicklungsdebatte negativ konnotiert, wurde gar als das eigentliche Problem angesehen. Seit einigen Jahren schlägt das Pendel nun in die andere Richtung. Eine überaus positive Sichtweise, ein *mobility turn*, der vor allem darauf zielt,

Kurze Distanzen,
Binnenmigration,
temporär

Anpassung

Wer wandert, verfügt
über Ressourcen

Partizipative Strategien

Persönliche, Soziale
Netzwerke und die
Diaspora unterstützen

Sesshaftigkeit als
normativer Bezugs-
rahmen der
Entwicklungspolitik

Migranten in die Lage zu versetzen, weitere Migrationen zu verhindern, setze ein (vgl. hierzu VERNE und DOEVENSPECK 2012: 86).

Je nach Grad der Vulnerabilität, d.h. der jeweiligen Kombination von Stressfaktoren und der Verfügbarkeit und dem Zugang zu Ressourcen bei den verschiedenen Bevölkerungsgruppen, dient Migration als eine mögliche Form der Anpassung an die neuen Herausforderungen (NEWLAND 2011, HILLMANN, PAHL, RAFFLENBEUL und STERLY 2015). In dieser Forschungsperspektive werden die tatsächlichen Umweltveränderungen nicht als gegeben, sondern als sozial konstruiert aufgefasst (OLIVER-SMITH 2009: 12). Als wie riskant, als wie gravierend und andauernd werden die Umweltveränderungen von der ansässigen Bevölkerung wahrgenommen? Gerade wenn Rücküberweisungen von Angehörigen fehlen, werden Haushalte besonders anfällig für Krisen. Dann wird Immobilität zu einem Risikofaktor, zu einer Falle für die immobile Bevölkerung (BLACK 2011). Umweltwandel verstärkt den Wettbewerb um knappe Nahrungsmittel und den Zugang zu Trinkwasser immer, wenn nicht zeitweise auf mehr Hilfen von außen wie Nahrungsmittelhilfe, Rücküberweisungen oder andere Handelsbeziehungen zurückgegriffen werden kann (NEWLAND 2011: 5, FRITZ 2010: 5).

Stressfaktoren sozial
konstruiert

Trapped population

Nicht die Umweltfaktoren an sich, sondern die sozialen und politischen Einflüsse auf diese Faktoren bestimmen die Zusammensetzung, die Dauer und die Ziele der Migration.

Saisonale Mobilität überwiegt vor allem in vom Regenfeldbau abhängigen Gebieten, in denen es praktisch keine weiteren Erwerbsmöglichkeiten für die Bevölkerung gibt. Die akuten Umweltkrisen fielen genau in eine Zeit, in der ohnehin ein starker ökonomischer und sozialer Umbruch stattfand und dem sich Strukturanpassungsmaßnahmen anschlossen – dies zeigt sich bei der Analyse regionaler Fallbeispiele (TACOLI 2011: 20 f.). In der neuesten Literatur tritt immer deutlicher hervor, dass die heute sich auswirkenden und mit dem Klimawandel in Beziehung gesetzten Umweltveränderungen menschengemacht sind. In vielen Fällen repräsentieren sie lediglich den (vorläufigen) Endpunkt nicht-nachhaltiger Entwicklungsstrategien in der Vergangenheit.

Umweltkrisen sind Teil
ökonomischen und
sozialen Umbruchs

Menschengemachte
Umweltveränderungen
als Endpunkte ver-
fehlter Entwicklungs-
strategien

Von großen asiatischen Institutionen wie der *Asian Development Bank* werden Migranten inzwischen als Teil der Lösung von Klimaproblemen gesehen und die Politik wird als Ermächtiger solcher Lösungsstrategien identifiziert, beispielsweise durch die Einräumung eines Rechts auf Mobilität oder durch die Gewährung von finanziellen Hilfen zur vorüber-



Foto 6: Umweltveränderungen in Semarang, Indonesien, Hillmann 2014

Banken richten
cat bonds ein

Die Nansen-Initiative

gehenden Migration in Notunterkünfte. Durch die Einrichtung von *cat bonds* (Katastrophenbonds) und *weather derivatives* (Wetterderivate) streben die Banken eine stärkere Versicherungsdichte und Risikodiversifizierung in diesen Ländern an – angelehnt an die Kapitalmarktlogik (GEMENNE et al. 2011). Um in absehbarer Zeit eine einheitliche Strategie im Umgang mit regional grenzüberschreitenden, durch Umweltveränderungen ausgelösten Migrationsbewegungen einzuführen, riefen die UN 2013 die Nansen-Initiative ins Leben, deren Aufgabe zur Zeit in der Erhebung des Wissenstandes über die verschiedenen Verfahren der Umsiedlung von Bevölkerungsgruppen in Grenzregionen besteht.

6. Die Metaebene: Stadt und Migration, aktuelle Fragen

Ohne Migration gibt es keine Städte und Migranten wandern meistens in Städte. Der Umgang der Städte mit Migration erfolgte immer wieder in Form von Ausgrenzung, etwa indem den Migranten besondere Orte in der Stadt zugewiesen wurden, Kolonien, *Chinatowns* oder einfach Herbergen.

Besonders augenfällig erscheint die Segregation heute in den schnell wachsenden *Megacities* in den Ländern des Globalen Südens. Viele von ihnen besitzen migrantisch geprägte Stadtteile. Marginalsiedlungen am Stadtrand fungieren als erster Aufnahmeort für die Migranten (SAUNDERS 2012). Die *Favelas*, *Shantytowns*, *Banlieues* und *Gecekondu*s liegen häufig an Berghängen, an Flussufern oder in Nachbarschaft von Mülldeponien. Sie dienen den Migranten als Stadtteile mit bescheidenen Einstiegsjobs und bieten Überlebenschancen, die es anderswo nicht gibt. Paris, London und Berlin besaßen während der Industrialisierung ähnlich verwahrloste und verschmutzte Stadtteile, am Stadtrand von Barcelona stand eine riesige Hüttensiedlung. Die Großstädte wuchsen und mit ihnen die Gefahr von Epidemien und Seuchen, ständige Unruhen gehörten zum Alltag (MUMFORD 1961). In den aufstrebenden Industriestaaten des ausgehenden 19. Jahrhunderts sorgte die einsetzende soziale Fürsorge dafür, dass sich diese Stadtteile allmählich stabilisieren konnten. Anders als in den USA, wo ethnische Enklaven wie *Little Italy* und *Chinatown* als selbstverständlich galten, richteten sich die Stadtentwicklungspolitiken in Deutschland seit der Nachkriegszeit auf den Ausgleich sozialer und räumlicher Ungleichheiten. Die Entstehung von Polarisierung und Parallelgesellschaften wurde als Versagen des sozialen Zusammenhalts problematisiert (Kapitel 6.1). Später lieferte die europäische Diskussion über Multikulturalität Impulse für die bundesdeutsche Integrationspolitik (Kapitel 6.2), die demographische Zusammensetzung der Städte und die städtischen Realitäten änderten sich rasant (Kapitel 6.3). Inzwischen spaltet sich die Debatte über die Integration in eine stärker akademisch geprägte Diskussion über Partizipation, Diversität und postmigrantische Identitäten und in eine populistische, aufgeheizte Debatte über neue Einwanderer aus der EU, insbesondere aus Bulgarien und Rumänien und, seit 2014, über Flüchtlinge (Kapitel 6.4).

Marginalsiedlungen
bieten einen Zugang

Parallelgesellschaften
als Zeichen
versagenden sozialen
Zusammenhalts

Kultur und Politik

Benedikt Korf, Doris Wastl-Walter

5



Fusion culture: nepalesisches Königspaar mit deutschem Weihnachtsmann, Kathmandu, Nepal, 2014 (Foto: Christiane Brosius)

5.1	Von der traditionellen zur Neuen Kulturgeographie	90
5.2	Kulturgeographie heute	90
5.3	Politische Geographie	103
5.4	Fazit: Kultur- und Politische Geographie	111
	Literatur	113

Wastl-Walter, Doris & Benedikt Korf (2016): Kultur und Politik, in: Tim Freytag, Hans Gebhardt, Ulrike Gebhard, Doris Wastl-Walter (Hrsg.), *Humangeographie kompakt*, 1. Auflage, Berlin, Heidelberg: Springer Berlin Heidelberg, 89-103.

Die zeitgenössische Kulturgeographie setzt sich mit dem „Blick auf die Welt“ sowie den alltäglichen Praktiken der Menschen auseinander, mit den dahinterliegenden Normen und Werten, den jeweiligen Artefakten, der materiellen Dimension der gebauten Umwelt und damit Orten und räumlichen Strukturen. Diese werden kulturell mit Bedeutungen aufgeladen und zeigen eine Symbolik, die dann jeweils interpretiert wird. Das deutsche Wort „Weltanschauung“ umreißt im weitesten Sinne das Thema der Kulturgeographie: Wie sehen wir die Welt, wie und unter wessen Einfluss lernen wir die Welt zu sehen, wie sehen wir uns und andere in dieser Welt? Und wie nutzen wir die Welt entsprechend unserer Sichtweise? Solche Weltanschauungen haben immer auch einen politischen und normativen Kern – das Sehen auf die Welt ist von kognitiven Schemata, sozialen Normen und politischen Diskursen geprägt. Einem solchen Konzept von Kulturgeographie liegt eine konstruktivistische Perspektive zugrunde, also die Annahme, dass wir unsere materielle und immaterielle Umwelt so sehen, wie wir sie zu sehen gelernt haben. Die Gesamtheit aller bedeutungsgebenden Prozesse in einer Gesellschaft zu erforschen, ist das Konzept der Neuen Kulturgeographie, die sich von traditionellen kulturgeographischen Fragestellungen wesentlich unterscheidet. Darüber hinaus wird aber auch wieder über eine „Rematerialisierung“ der Kulturgeographie nachgedacht. Dabei soll die symbolische Dimension wieder stärker mit der materiellen verschränkt werden.

5.1 Von der traditionellen zur Neuen Kulturgeographie

Die Kulturgeographie war lange Zeit wesentlich vom kalifornischen Geographen Carl Sauer (1899–1975) geprägt, der die Wechselbeziehungen zwischen einer sozialen Gruppe und ihrer Umwelt untersuchte und sich insbesondere für die gegenständlichen und landschaftlichen Ausprägungen von Kultur interessierte. Sauer fokussierte aus einer grundsätzlich großstadtkritischen Perspektive auf ländliche Räume – eine Haltung, die heute mit der „Neuen Ländlichkeit“ eine Renaissance erlebt. Er prägte das Konzept der Kulturlandschaft, das auch im deutschen Sprachraum richtungsweisend wurde. Während in Frankreich Vidal de la Blache (1845–1919) die *genres de vie* (Lebensformengruppen) und ihre Lebensgewohnheiten thematisierte, schuf Hans Bobek (1903–1990) ein „logisches System der Geographie“, in dem er die „Hauptstufen der Gesellschafts- und Wirtschaftsentwicklung“ je nach Nutzung der physischen Umwelt durch unterschiedliche Kulturen typisierte. Wolfgang Hartke (1908–1997) wendet sich schließlich von Bobeks noch immer sehr landschaftsbezogenen Typisierung ab und etabliert die Sozialgeographie als Gesellschaftswissenschaft (Kap. 4).

Die Neue Kulturgeographie ist heute stärker sozialwissenschaftlich und kulturtheoretisch ausgerichtet und versteht sich weniger landschaftsbezogen und typisierend als vielmehr konstruktivistisch, kritisch und reflexiv auf der Basis von Autoren und Autorinnen wie Butler, Foucault, Derrida und de Saussure (Lossau 2008). Stellt man sich, wie diese Autorinnen und Autoren, Fragen

nach der Entstehung von Weltbildern, Normen und Werten, dann stellt sich auch rasch die Frage nach der Definitionsmacht, der Möglichkeit, die eigenen Normen und Interpretationen durchzusetzen. Nach dem *cultural turn* (Exkurs 5.1) kann Kulturgeographie nicht mehr unpolitisch betrieben werden. Daher versteht sich die Kulturgeographie heute genuin politisch und dem wird in diesem Kapitel Rechnung getragen, indem Kulturgeographie und Politische Geographie zusammengeführt werden.

5.2 Kulturgeographie heute

Der Begriff der „Kultur“ weist ein großes Bedeutungsspektrum auf und ist facettenreich, weshalb Kultur oft in Abgrenzung zu etwas anderem (Natur, Politik usw.) definiert oder analytisch in einzelne Teilaspekte von Kultur (Identität, Sprache, Religion usw.) aufgeteilt wird. Kultur wird heute als Gesamtheit der menschlichen kreativen und intellektuellen Leistungen verstanden, was sowohl Werte, Wissen, Regeln und Techniken einer Gesellschaft umfasst wie auch Artefakte wie Werkzeuge, Bauten oder Kunstgegenstände.

Hier soll sich dem Begriff und Phänomen der Kultur in drei Schritten genähert werden: zuerst durch eine Diskussion der (unmöglichen) Abgrenzung von Natur und Kultur, dann über eine intensive Auseinandersetzung mit dem Begriff der Identität und seinen vielfältigen Ausprägungen in Sprache, Geschlecht, Religion und Nation und schließlich über das Phänomen der Globalisierung.

5.2.1 Kultur und Natur

Kultur und Natur werden häufig als Gegensatzpaar und als weitgehend voneinander unabhängig oder getrennt verstanden. Beide Begriffe lassen zahlreiche Interpretationen zu und wurden im Laufe der Zeit einem starken Wandel unterworfen. So wurde Natur in der Antike und im Mittelalter als weit mächtiger als der Mensch gesehen. In der Renaissance wandelte sich dieses Bild: Der Mensch, der bis dahin als der Natur untergeordnet, gar unterworfen, galt, wird seitdem als die Natur ordnend und prägend wahrgenommen. Die Bedeutung, die Menschen der Natur bzw. Materie geben, ist kulturell geprägt und historisch stark wandelbar. Kulturgeographie untersucht deshalb nicht „Kultur“ in Abgrenzung zu „Natur“, sondern vielmehr gesellschaftliche Naturverhältnisse. Materialität und Diskurs definieren die gesellschaftlichen Naturverhältnisse, wobei die Art, wie wir Natur in der Moderne konstruieren, in der Regel dem entspricht, wie wir gesellschaftliche Beziehungen konzipieren (also ausbeuterisch, beschützend, kolonial, nachhaltig usw.). Heute zielen die gesellschaftlichen Naturverhältnisse vor allem auf die Kontrolle und die Nutzung der Natur ab, wobei die technischen Möglichkeiten diese Kontrolle und Nutzung sehr stark bestimmen.

Exkurs 5.1 Cultural turn

Der *cultural turn* beeinflusst die Humangeographie seit den 1990er-Jahren. In den Sozialwissenschaften bedeutet dies eine stärkere Fokussierung auf kommunikative und sinnstiftende Prozesse. Kerngedanke ist, Kultur als ein Produkt von Diskursen zu verstehen, die auch die materielle Welt um eine Sinn- bzw. symbolische Dimension erweitern. Durch diese Diskurse werden Identitäten und Erfahrungen immer neu ausgehandelt und (re-)interpretiert. Im *cultural*

turn wurden Fragen der Macht zur zentralen Analysekat­egorie – wobei Macht als ein alle Kapillare einer Gesellschaft durchziehendes Phänomen angesehen wird. Mit anderen Worten: Macht ist überall, also nicht nur „im“ Staat, sondern im gesellschaftlichen Alltag. Und der *cultural turn* betonte noch einen weiteren Punkt: Macht und Raum be­dingen sich gegenseitig: In der räumlichen Anordnung von Dingen erkennen wir gesellschaftliche Machtstrukturen.

In der klassischen Kulturgeographie gab es zwei gegensätzliche Haltungen, diese Verhältnisse zu konzeptionalisieren: eine (**na-tur- oder geo-)deterministische Haltung**, die davon ausgeht, dass die natürliche Umwelt Gesellschaften und Kulturen prägt oder bestimmt (Abschn. 2.2). Daraus folgt, dass alle Tätigkeiten der Menschen von ihrer physisch-materiellen Umwelt grundlegend beeinflusst sind, weshalb es als ein sehr materialistisches Konzept gilt. Dem gegenüber steht der **possibilistische Zugang**, der betont, dass die Entscheidungsmöglichkeiten der Menschen innerhalb gegebener physisch-materieller Rahmenbedingungen vor allem auf den im Laufe der Geschichte einer Gesellschaft oder Kultur entwickelten Möglichkeiten beruht und nicht Ausdruck der natürlichen Verhältnisse ist (Brunotte et al. 2002). Dieses Konzept geht auf Vidal de la Blache zurück.

Demgegenüber stehen in der aktuellen Forschung Ansätze, die den Dualismus von Natur und Kultur bzw. Technik und Gesellschaft aufheben möchten. Ein solcher Ansatz ist die vom französischen Soziologen Bruno Latour (1995) begründete **Akteur-Netzwerk-Theorie** (ANT), welche die Bedeutung der Verbindungen (*networks*) zwischen den Akteuren (Menschen, Tiere, Dinge) hervorhebt. Die ANT betont, dass es sowohl materielle wie auch semiotische Verbindungen gibt, und spricht den Dingen in einem Netzwerk auch Handlungseinfluss zu (Exkurs 2.1).

Politisch steht heute neben dem Anspruch auf Kontrolle und Nutzung der Natur auch vielfach ein Schutzgedanke im Vordergrund, der von vielen sozialen Bewegungen getragen wird. Globale soziale Bewegungen wie Greenpeace, Global 2000 oder der WWF sind diesem Naturschutzgedanken verpflichtet. Damit haben sie einen wertebasierten, zielorientierten und normativen Anspruch, ebenso wie das heute breit akzeptierte Postulat der **Nachhaltigkeit** bzw. der nachhaltigen Entwicklung. Dieses steht für eine inter- und intragenerationell gerechte Ressourcennutzung, bei der an einem Ort und zu einem gegebenen Zeitpunkt nur so viele Ressourcen verbraucht werden, dass auch andere in der Befriedigung ihrer Bedürfnisse (an einem anderen Ort oder spätere Generationen) nicht eingeschränkt werden. Dies impliziert einen schonenden und nicht ausbeuterischen Umgang mit der Natur und Respekt vor deren Eigenwert. Die Wechselbeziehung zwischen Kultur und Natur kann man als Motor kultureller Innovationen und als Reflexionsrahmen sehen. Dabei sind globale Krisen und die gerechte Nutzung natürlicher Ressourcen verknüpft zu denken und im Zusammenhang zu sehen.

5.2.2 Identität und Raum

Lange Zeit hat man Identität essentialistisch als angeborenes, unveränderbares Merkmal verstanden, durch welches man sozial und räumlich (und damit oft auch regional oder national) klar zugeordnet werden konnte. Heute wird Identität in der Wissenschaft als komplex und vieldimensional, sozial konstruiert und veränderlich verstanden und selbst intuitiv noch immer als natürlich verstandene Identitätsdimensionen wie Geschlecht werden durch kulturelle Praktiken hervorgebracht und immer wieder verändert.

Die klassische Kulturgeographie hat tendenziell ein essentialistisches Identitätsverständnis gefördert, indem die Vorkommen und grundlegenden Eigenschaften kultureller Identitäten kartiert und beschrieben wurden. Mit dem *cultural turn* hat sich das Erkenntnisinteresse der Neuen Kulturgeographie darauf verschoben, wie solche Identitäten politisch und sozial konstruiert und differenziert werden bzw. wie Identifikationsprozesse in unterschiedlichen Kontexten verlaufen.

Das sehr persönliche und individuelle Konzept von Identität wird auch eingesetzt, um politische, wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte für unterschiedliche Gruppen durchzusetzen. Dabei kommt zum Tragen, dass wir heute von **multiplen Identitäten** ausgehen, die jeweils situativ performiert werden. Das heißt, die gleiche Person kann an der Uni als Studentin agieren, im Sportverein als Trainerin, bei ihren Eltern als Tochter und abends im Club als Partybesucherin. Es ist immer die gleiche Person, aber ihre Identität wird sozial und räumlich differenziert gelebt: Ihre Performanz als Tochter ist an der Universität uninteressant und ihre Trainingsarbeit spielt in der Disco keine Rolle.

Im Folgenden werden zuerst zwei kulturelle Systeme vorgestellt, die sehr stark die jeweiligen Weltbilder und Sichtweisen prägen und als identitätsbildend gelten: Sprachen und deren räumliche Verteilung sowie die globalen Muster der Religionen. Schließlich werden in einem weiteren Punkt Identität und Differenz thematisiert, insbesondere bezüglich Geschlechtergeographien und nationalen Zuordnungen.

Tab. 5.1 Meistgesprochene Sprachen in absteigender Ordnung nach Größe der Bevölkerung mit der entsprechenden Erstsprache (Quelle: Lewis et al. 2013)

Rang	Sprache	Primäres Land	Länder insgesamt	Sprechende (Mio.)
1	Chinesisch	China	33	1197
2	Spanisch	Spanien	31	406
3	Englisch	Vereinigtes Königreich	101	335
4	Hindi	Indien	4	260
5	Arabisch	Saudi-Arabien	59	223
6	Portugiesisch	Portugal	11	202
7	Bengali	Bangladesch	4	193
8	Russisch	Russland	16	162
9	Japanisch	Japan	3	122
10	Javanisch	Indonesien	3	84,3
11	Deutsch	Deutschland	18	83,8
16	Französisch	Frankreich	51	68,5
20	Italienisch	Italien	10	61,1

5.2.3 Kulturgeographie der Sprachen

Sprache ist ein wichtiger Teil von Kultur und ermöglicht den Menschen Abstraktion und Kommunikation. Ohne Sprache wäre es nicht so effizient möglich, sich auszudrücken und auszutauschen, andererseits spiegeln Sprachen aber auch die materielle und natürliche Umwelt. Der Philosoph Ludwig Wittgenstein (1889–1951) schrieb in seinem Werk „Tractatus logico-philosophicus“: „Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt“ (1921, S. 118). Whorf (1963) formuliert in seinem Buch über das Verhältnis von „Sprache, Denken, Wirklichkeit“ die heute als linguistische Relativitätstheorie bezeichnete These, dass die Struktur der (Mutter-)sprache auch das Denken und damit die „Weltanschauung“ beeinflusst. Sprache formuliert und vermittelt den **Zugang zur Welt** und es zeigt sich, dass Menschen für jene Dinge, mit denen sie besonders viel zu tun haben – auch mit der Landschaft – eine größere und differenziertere Art von Wortschatz haben als jene, die das nicht tun. So stellen beispielsweise Benennungen wie Horn, Stock, Kamm, Hubel, Joch usw. im Oberwallis unterschiedliche Interpretationen der alpinen Landschaft dar (Werlen 2008). Sprache ist somit von Bedeutung als Medium unseres Wissens und Bewusstseins, aber auch der Fassbarkeit und Kommunizierbarkeit. Dies gibt ihr eine große bildungspolitische Bedeutung, da sich beispielsweise in mehrsprachigen Gesellschaften die Frage stellt, welche Sprachen unterrichtet werden. Gleichzeitig bedeutet dies, dass eventuell Jugendliche, deren Eltern aus einem anderen Sprachraum kommen, manchmal ihre Muttersprache und die Mehrheitssprache am neuen Wohnort nur im informellen Text beherrschen, ihnen aber in der formellen und schriftlichen Sprache die Möglichkeiten fehlen, ihr Weltbild differenziert zu formulieren und zu kommunizieren. So entstehen spezielle Jugendsprachen, wie man sie etwa im Deutschap findet. In der Sprachwissenschaft

kennt man dementsprechend neben **regionalen Sprachvarianten** (Dialekten) auch soziale Varianten (Soziolekte).

Die **Tab. 5.1** zeigt, dass die weltweit am meisten gesprochene Muttersprache Chinesisch ist, gefolgt von Spanisch und Englisch. Englisch ist aber die meist verbreitete Sprache, sie wird in 101 Ländern von einem Teil der Bevölkerung als Muttersprache angegeben. Bei dieser Zählung wurde nicht auf die unzähligen Dialekte und Soziolekte der einzelnen Sprachen geachtet, da hier Abgrenzungen sehr schwierig sind. Englisch gilt auch als wichtigste Verkehrssprache (*lingua franca*) weltweit, gefolgt von Französisch und Spanisch. Dies beruht vor allem auf deren Verbreitung in den ehemaligen Kolonialgebieten und zeigt, dass Sprache auch ein Machtinstrument ist, das die politische und wirtschaftliche Dominanz der westlichen Welt widerspiegelt. Spanisch oder Portugiesisch werden von weitaus mehr Menschen als „Muttersprache“ (nicht wie beim Englischen als *lingua franca*) gesprochen, aufgrund der kolonialen spanischen bzw. portugiesischen Vergangenheit in Südamerika. Die **europäischen Sprachen** konnten sich auch dort vor allem erhalten, wo es aufgrund der enormen sprachlichen und kulturellen Vielfalt auf nationaler Ebene immer wieder einer gemeinsamen Sprache bedarf. Oft wird dann auf die Sprache der ehemaligen Kolonialmacht zurückgegriffen, die häufig auch die Sprache der Bildungseliten geblieben ist. Die **Abb. 5.1** zeigt die Vielfalt der Sprachen in Afrika. Dies führt zu einer in Europa oder den USA oft unbekanntem Multilingualität der Bevölkerung, die neben ihrer jeweiligen eigenen Sprache auch noch die Sprachen der wichtigsten anderen Ethnien bzw. die Amtssprache beherrschen.

In vielen Schulsystemen Europas ist das Erlernen einer oder mehrerer Fremdsprachen ein zentrales Element der Schulbildung. **Tabelle 5.2** zeigt, wie viel Prozent der Einwohner verschiedener europäischer Länder wie viele Fremdsprachen beherrschen. Da-

Abb. 5.1 Sprachen in Afrika (Quelle: Knox und Marston 2008, S. 337)



bei zeigt sich eine große Varianz: In Irland sprechen 72,7 % der Bevölkerung keine Fremdsprache, in Luxemburg hingegen sind es nur 1,1 %. Zudem sprechen 72 % der Menschen in Luxemburg sogar drei oder mehr Fremdsprachen, in Irland (1,3 %) und Ungarn (1,7 %) sind diese Anteile deutlich geringer. Die Sprachkompetenz innerhalb eines Landes lässt sich zu einem großen Teil mit der Migrationsgeschichte eines Landes bzw. seiner Kolonialgeschichte und internationalen Verflechtung erklären.

In Europa gibt es verschiedene Staaten mit mehr als einer Amtssprache. Ein gutes Beispiel dafür ist die Schweiz die mit Deutsch, Französisch, Italienisch und Rätomanisch über vier Amtssprachen verfügt. Allerdings gibt es große Unterschiede in der Verbreitung der vier Amtssprachen (Abb. 5.2). Es ist zudem nicht zwingend, dass die Bevölkerung grundsätzlich mehr als eine dieser Amtssprachen beherrscht. Etwa 84 % der Menschen in der Schweiz bezeichnen sich als einsprachig, wobei es keinen Unterschied zwischen Männern und Frauen gibt. Interessant sind die Unterschiede

bei der Altersverteilung, denn die Menschen beherrschen umso eher eine oder mehrere Fremdsprachen, je jünger sie sind.

Es ist zu beachten, dass Sprachen als Ausdruck von Kulturen ebenso wie diese dynamisch sind und Entwicklungen und Dominanzverhältnisse widerspiegeln. So können einzelne Sprachen gefestigt und verbreitet werden, andere verschwinden. In der Schweiz geht der Anteil der Personen, die rätomanisch sprechen (die am wenigsten gesprochene Amtssprache), kontinuierlich zurück: im Zeitraum zwischen den 1970er-Jahren und 2012 von 0,8 auf 0,5 %.

Beispiele für den Rückgang von Minderheitssprachen gibt es auch aus anderen Ländern. In Deutschland zum Beispiel ist das Sorbische (das Niedersorbische in Brandenburg und das Obersorbische in Sachsen) stark gefährdet und wird nur noch von 20 000 bis 30 000 Menschen gesprochen (Gesellschaft für bedrohte Völker 2010). Auch in Nord- und Südamerika, Afrika

Tab. 5.2 Prozentualer Anteil der Bevölkerung ausgewählter europäischer Länder, der keine, eine, zwei bzw. drei oder mehr Fremdsprachen beherrscht (Quelle: Eurostat 2013)

Land	Keine Fremdsprache (%)	Eine Fremdsprache (%)	Zwei Fremdsprachen (%)	Drei oder mehr Fremdsprachen (%)
Luxemburg	1,1	5,0	22,0	72,0
Norwegen	4,4	24,7	23,9	46,9
Slowenien	7,6	15,0	32,6	44,9
Finnland	8,2	13,1	29,5	49,2
Schweiz	12,1	20,9	34,2	32,9
Slowakei	14,7	30,2	33,5	21,6
Zypern	16,1	56,7	19,2	8,0
Deutschland	21,5	41,9	26,3	10,3
Österreich	21,9	50,5	18,9	8,8
Europäische Union	34,3	35,8	21,1	8,8
Serbien	37,4	47,4	12,3	2,9
Frankreich	41,2	34,9	19,2	4,6
Portugal	41,5	26,6	20,5	11,5
Ungarn	63,2	25,9	9,2	1,7
Irland	72,7	20,8	5,2	1,3

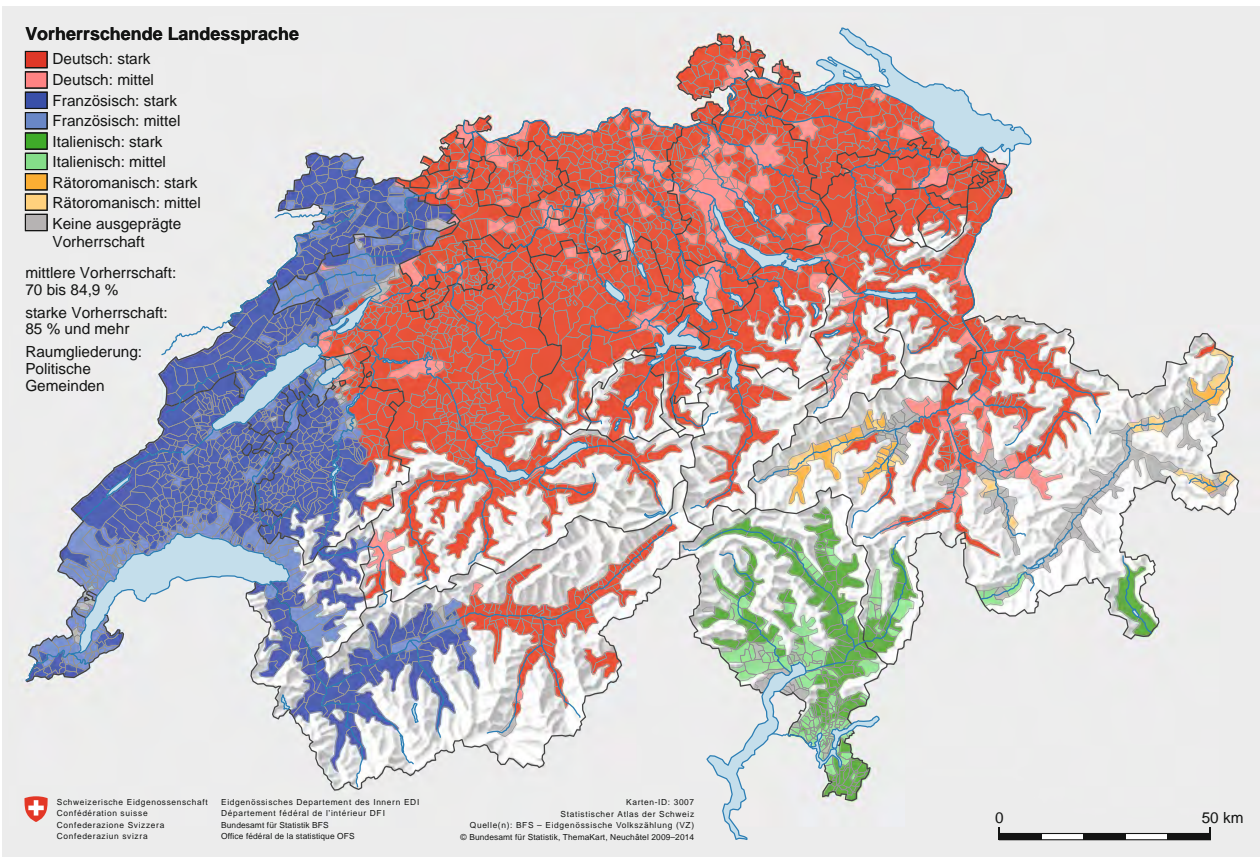


Abb. 5.2 Verbreitung der Landessprachen der Schweiz im Jahr 2000 (Quelle: Bundesamt für Statistik 2004)

und Asien sind viele Sprachen zunehmend weniger in Gebrauch – und dadurch verschwindet auch die in dieser Weise sprachlich gefasste Weltsicht (UNESCO 2010).

Die Darstellung der meistgesprochenen Sprachen bzw. der beispielhafte Rückgang von Minderheitensprachen zeigen, dass die jeweilige Verbreitung von Sprachen immer auch Ausdruck von kultureller Dominanz und (historischen) Machtverhältnissen ist. Dies manifestiert sich einerseits in der großen Bedeutung der ehemaligen Kolonialsprachen im globalen Süden, aber auch innerhalb der europäischen Staaten in der Dominanz bzw. politischen Unterlegenheit von (sprachlichen) Mehrheiten oder Minderheiten. In der Slowakei wurde beispielsweise 2009 während der Amtszeit einer stärker slowakisch-nationalistischen Regierung vom Parlament ein Gesetz erlassen, das den Nichtgebrauch der slowakischen Sprache bei Amtswegen unter Bestrafung stellte. Damit werden implizit die Rechte der ungarischen Minderheit (ca. 9% der Bevölkerung) beschnitten, deren Angehörige am ehesten von der Gesetzesänderung betroffen sind. Wir sind auch Zeitzeugen einer Entwicklung im ehemaligen Jugoslawien: Dort sprach man viele Jahre von „Serbokroatisch“, womit die Unterschiede zwischen Serbisch und Kroatisch minimiert werden sollten. Nach dem Zerfall Jugoslawiens und der Bildung neuer Nationalstaaten werden nun zunehmend die Unterschiede zwischen den beiden Sprachen betont und unter anderem durch das (Wieder-)Verwenden des kyrillischen Alphabets im Serbischen verfestigt und hervorgehoben. Hier kommt zum Ausdruck, dass die Grenzen zwischen Sprachen arbiträr und veränderlich sind, wie beispielsweise auch die schwierige Abgrenzung von Hochdeutsch, Holländisch, Flämisch oder Schweizerdütsch zeigt. Sprachenpolitik ist Identitätspolitik und wird daher auch von vielen Regierungen entsprechend eingesetzt. Gleichzeitig wird das Verschwinden von Sprachen durch Assimilation oder Unterdrückung besonders durch zivilgesellschaftliche Gruppen wie die „Gesellschaft für bedrohte Sprachen“ thematisiert und dokumentiert. Dabei spielen auch die (globalen) Medien eine bedeutende Rolle.

Nicht zuletzt durch die (elektronischen) Medien entwickeln sich Sprachen laufend weiter, sie beeinflussen einander und vermischen sich, wie das französische Bonmot „*Parlez-vous franglais?*“ so schön zeigt (eine Kombination aus français und anglais/französisch und englisch). „*Parlez-vous franglais?*“ betitelte René Etiemble 1964 seine Schrift gegen eine von englischen Wörtern und Anglizismen durchsetzte Sprache. Auch eine kritische Reflexion unseres eigenen alltäglichen Sprachgebrauchs macht die Hybridisierung und Weiterentwicklung der Sprachen deutlich.

5.2.4 Kulturgeographie der Religionen

Religionen sind eine wichtige Einflussgröße von Kulturen und die religiöse Zugehörigkeit der Menschen prägt ihre Normen und Werte. Selbst jene, die sich nicht als gläubig oder praktizierend bezeichnen, leben in einem **religiös geprägten Umfeld**, das sich in kulturellen Manifestationen, aber auch der gebauten



Abb. 5.3 Die römisch-katholische Kirche der Ungarn, die griechisch-katholische und die rumänisch-orthodoxe Kirche der Rumänen rund um den zentralen Platz in Oradea (Nagyvárad, Grosswardein), Rumänien, im Jahr 2010. Nicht auf dem Foto sichtbar sind die Synagoge am Fluss und die reformierte Kirche (Foto: Agnes Eröss)

Umwelt zeigt. So sind in Europa die christlichen Feste Weihnachten und Ostern auch für jene bedeutsam, die dies nur als Gelegenheit für Geschenke und einige freie Tage sehen. Ebenso finden wir in unserer gebauten Umwelt viele religiöse Symbole, mancherorts auch solche unterschiedlicher Religionen in unmittelbarer räumlicher Nähe. Gotteshäuser sind in allen Kulturen Ausdruck auch der weltlichen Macht der Kirche und dort, wo die Kirche auch Staatsreligion ist, sind es repräsentative Bauten an dominanten Orten, die das Stadtbild prägen. Die Abb. 5.3 zeigt die drei Kirchen der ethnisch-religiös dominanten Bevölkerungsgruppen (Ungarn und Rumänen) in der multiethnischen Stadt Oradea (Nagyvárad, Grosswardein) in Rumänien.

In einzelnen Fällen werden diese **Repräsentationsbauten** der einen Religion auch durch Eroberer in Besitz genommen und symbolisch (manchmal auch materiell) konvertiert, wie die Hagia Sophia in Istanbul oder die Mezquita-Kathedrale in Cordoba, Andalusien, bzw. die Omajaden-Moschee in Damaskus (Abb. 5.4). Dieses Bauwerk war ursprünglich ein Jupiter-Tempel, dann eine christliche Kirche und schließlich die Hauptmoschee in Damaskus.



Abb. 5.4 Omajaden-Moschee in Damaskus, 2001 (Foto: Hans Gebhardt)

Religiöse Minderheiten, die oft auch ethnische Minderheiten sind und diskriminiert oder bedroht werden, müssen dagegen diskret und eher im Verborgenen bleiben. Die Auseinandersetzung um Sichtbarkeit bzw. Vorherrschaft religiöser Symbole im öffentlichen Raum fand in der Schweiz beispielsweise in der sogenannten „Minarettbauverbotsinitiative“ (auch Minarettinitiative) 2009 ihren Ausdruck, in der eine Mehrheit des Schweizer Stimmvolkes einer Volksinitiative zustimmte, die den Bau von Minaretten in der Schweiz verbietet. Ähnliche Debatten finden auch an anderen Orten statt, zum Beispiel wenn es um den Bau von Moscheen geht. Aktuell werden christliche Kirchen und sunnitische Heiligtümer im Islamischen Staat (Syrien, Irak) zerstört; auch um den Tempelberg in Jerusalem als wichtigen symbolischen Ort gibt es immer wieder heftige Auseinandersetzungen. Zusätzlich zur baulichen Infrastruktur können auch religiöse Manifestationen wie **Prozessionen oder rituelle Waschungen** den öffentlichen Raum zu bestimmten Anlässen prägen bzw. zum Konfliktfall werden.

Die Abb. 5.5 zeigt die aktuelle globale Verteilung der Weltreligionen. Es ist zu beachten, dass mit diesem Kartenmaßstab kleinere Religionsgemeinschaften unberücksichtigt bleiben bzw. nicht graphisch dargestellt werden können. Die einzelnen Darstellungen der fünf wichtigsten Weltreligionen verweisen darauf, dass selbst in Staaten, die aufgrund der Mehrheiten einer Religion zugeordnet werden, ein durchaus bemerkenswerter Anteil an anderen Religionen vertreten ist (beispielsweise Muslime in den USA). Ein spannendes Beispiel ist Britisch-Indien, das nach seiner Unabhängigkeit 1947 nach religiösen Kriterien in einen hinduistischen (Indien) und einen muslimischen Teil (Pakistan mit Ostpakistan, das heutige Bangladesch) geteilt wurde und wo aus diesem Grund ein teilweise dramatischer Bevölkerungsaustausch stattfand (ungefähr 10 Mio. Hindus und Sikhs wurden aus Pakistan vertrieben, etwa 7 Mio. Muslime aus Indien. Etwa 1 Mio. Menschen kamen ums Leben). Heute leben 144 Mio. Muslime in Indien (13,1 % der indischen Bevölkerung; Pulsfort 2010).

Die Abb. 5.6 zur Verbreitung der Religionen nach Mitgliedern (und nicht nach Fläche) zeigt ein anderes Bild als die Abb. 5.5 und spiegelt die Bevölkerungsverteilung und damit die religiöse Dominanz viel deutlicher wider. In dieser stark schematisierten Darstellung wurde aber immer nur die dominante Religion dargestellt, nicht die immer auch vorhandenen weiteren Religionsgemeinschaften, wie beispielsweise Moslems in Europa oder Buddhisten in Amerika. Auch verändern sich die relativen Zahlen zwischen den einzelnen Religionen über die Zeit, unter anderem aufgrund der unterschiedlichen Bevölkerungsdynamik der einzelnen Gruppen, aber auch aufgrund von **wachsendem Atheismus** in bestimmten sozialistischen und postsozialistischen Ländern (Osteuropa oder China), da dort Religionen politisch diskriminiert und eine säkulare, anti-religiöse Identität politisch forciert wurden.

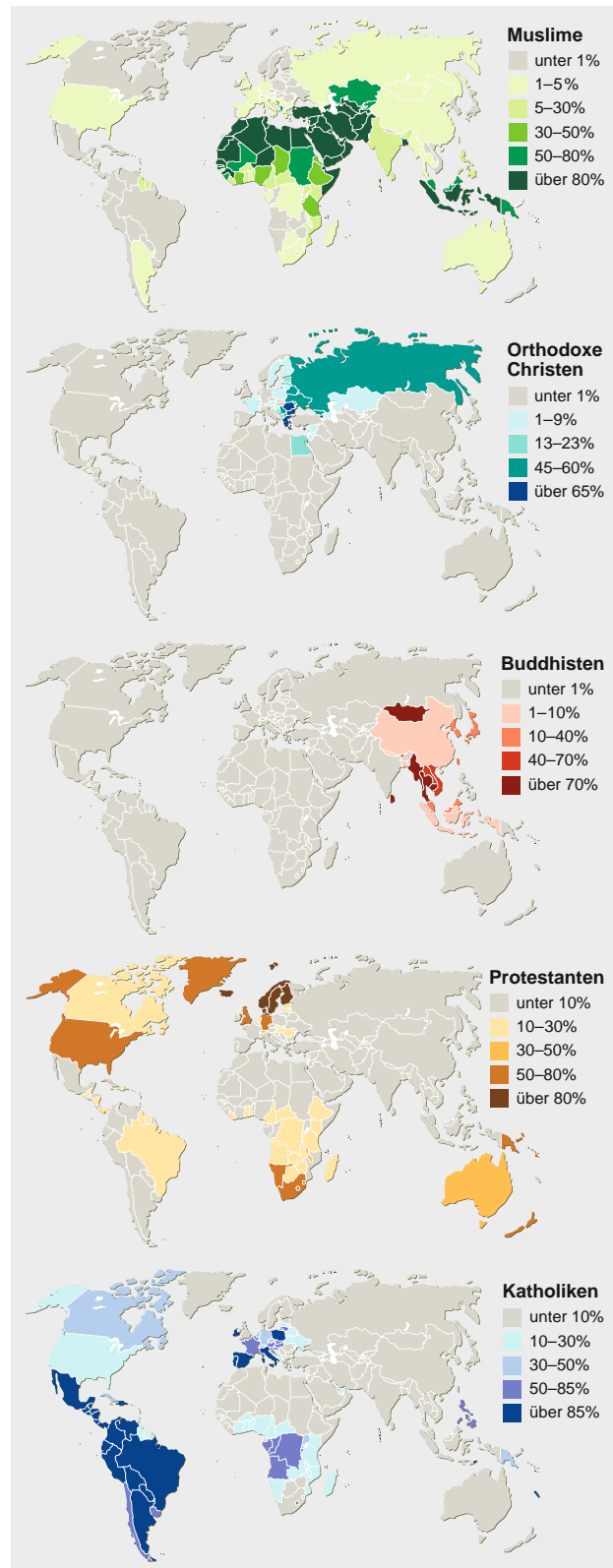


Abb. 5.5 Verbreitung der fünf wichtigsten Weltreligionen (Quelle: Le Monde diplomatique 2007, S. 69)

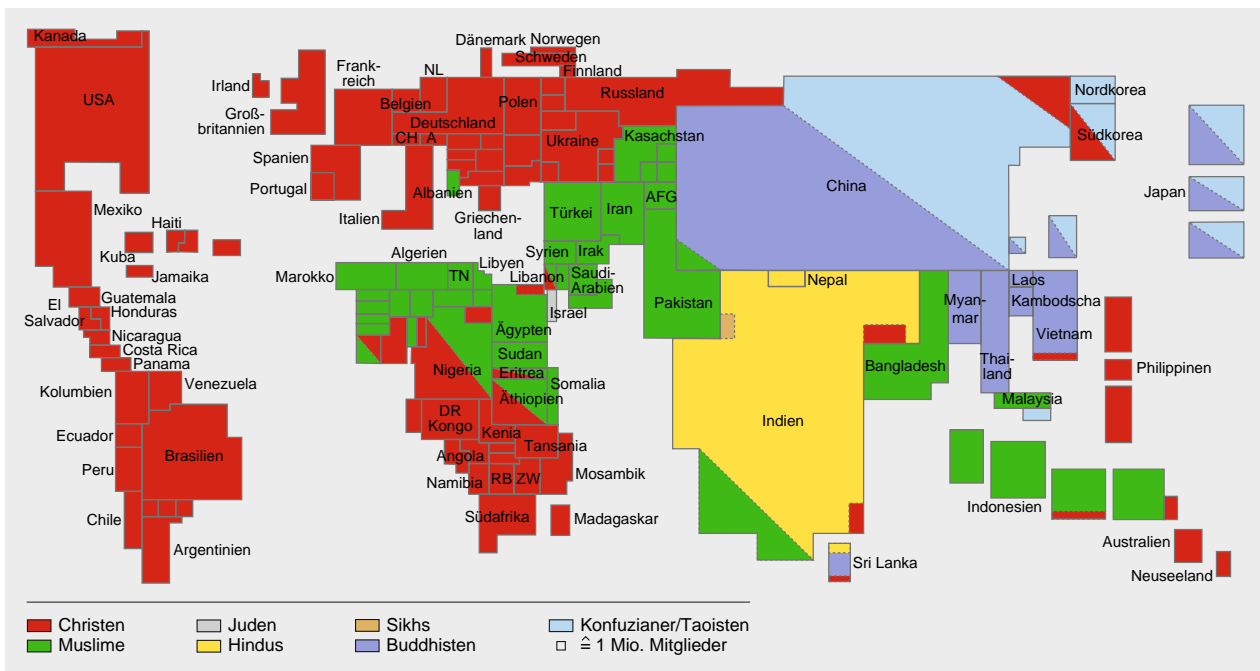


Abb. 5.6 Verbreitung der Religionen nach Mitgliedern (Quelle: Pulsfort 2010, S. 16 f.; Copyright: Ernst Pulsfort, Claudia Piloth)

Die aktuelle weltweite Verbreitung der Religionen ist das Ergebnis einer jahrhundertelangen Entwicklung, die von Eroberungen, Missionierungen, Kolonialisierungen und Migration geprägt war. Sie ist damit ebenso wie die Verbreitung der Sprachen Ausdruck von wirtschaftlichen und kulturellen historischen und aktuellen Machtverhältnissen. Auch in sozialer und wirtschaftlicher Hinsicht spielt die religiöse Zugehörigkeit oft eine große Rolle und wiederholt wurden soziale oder politische Konflikte oder Machtkämpfe an der Religion bzw. der religiösen Zugehörigkeit festgemacht. Die Abb. 5.7 zeigt die aktuelle Verbreitung der wichtigsten Glaubensgemeinschaften in Afrika. Ergänzend dazu bildet die Abb. 5.8 das komplexe kleinteilige ethnisch-religiöse Mosaik Nigerias ab. Auch dort, insbesondere im Norden, führen Verteilungs- und Machtfragen immer wieder zu gewalttätigen Konflikten, wobei religiöse und ethnische Aspekte instrumentalisiert werden.

Repräsentationen auf Karten sind aber nicht politisch neutral oder „unschuldig“. Mit Karten kann auch Politik gemacht werden, denn bei einer Darstellung müssen immer Entscheidungen getroffen werden, was Karteninhalt, Schwellenwerte, Projektion, Darstellungsform, Farben, Intensität usw. betrifft (Monmonier 1996). Dabei werden oft problematische Akzente gesetzt, die im Sinn einer Kritischen Kartographie zu hinterfragen sind.

Ein weitverbreitetes gesellschaftliches Phänomen wird in diesen Karten nicht erkennbar: der Prozess der **Säkularisierung**. Mit Säkularisierung wird der Rückgang der individuellen Gläubigkeit, aber auch die geringere öffentliche Rolle von Religionsgemeinschaften bezeichnet. Dieser Säkularisierungsprozess drückt

sich in einem wachsenden Anteil an Konfessionslosen aus: War dieser um 1970 in Deutschland noch unter 5 %, so liegt er heute zwischen 20 und 40 %. Dazu kommt, dass für viele Menschen, die sich noch einer Religion zugehörig sehen (und nicht aus der Glaubensgemeinschaft ausgetreten sind), die Religion im Alltag keine Rolle mehr spielt, sie Letztere nicht praktizieren oder den religiösen Autoritäten nicht folgen. Für Deutschland zeigen jüngste demoskopische Daten, dass sich nur 43 % als religiös bezeichnen, 47 % in Westdeutschland und 25 % im Gebiet der ehemaligen DDR. Hier ist auch ein Altersgradient zu beobachten: Je älter, desto eher sehen sich die Befragten als religiös. Unter den 16- bis 29-Jährigen bezeichnen sich nur knapp mehr als ein Viertel der Befragten als religiös. 64 % der befragten Personen mit einem Alter über 16 Jahren gehen selten bis nie in die Kirche (Fowid 2013).

Die Vermutung liegt nahe, dass Religion für viele Menschen in Europa kein identitätsstiftendes Merkmal mehr ist. Allerdings ist dieser Trend zur Säkularisierung vor allem auf Westeuropa konzentriert. In anderen Weltregionen boomt die Religiosität. Dies zeigt sich zum Beispiel im weltweiten **Wachstum der Freikirchen**, beispielsweise in Brasilien. Gleichzeitig kann man eine Radikalisierung Einzelner bzw. kleiner Gruppen in vielen Religionsgemeinschaften feststellen, die eine fundamentalistische Glaubensrichtung, oft auch mit gewalttätigen Mitteln, verbreiten wollen.

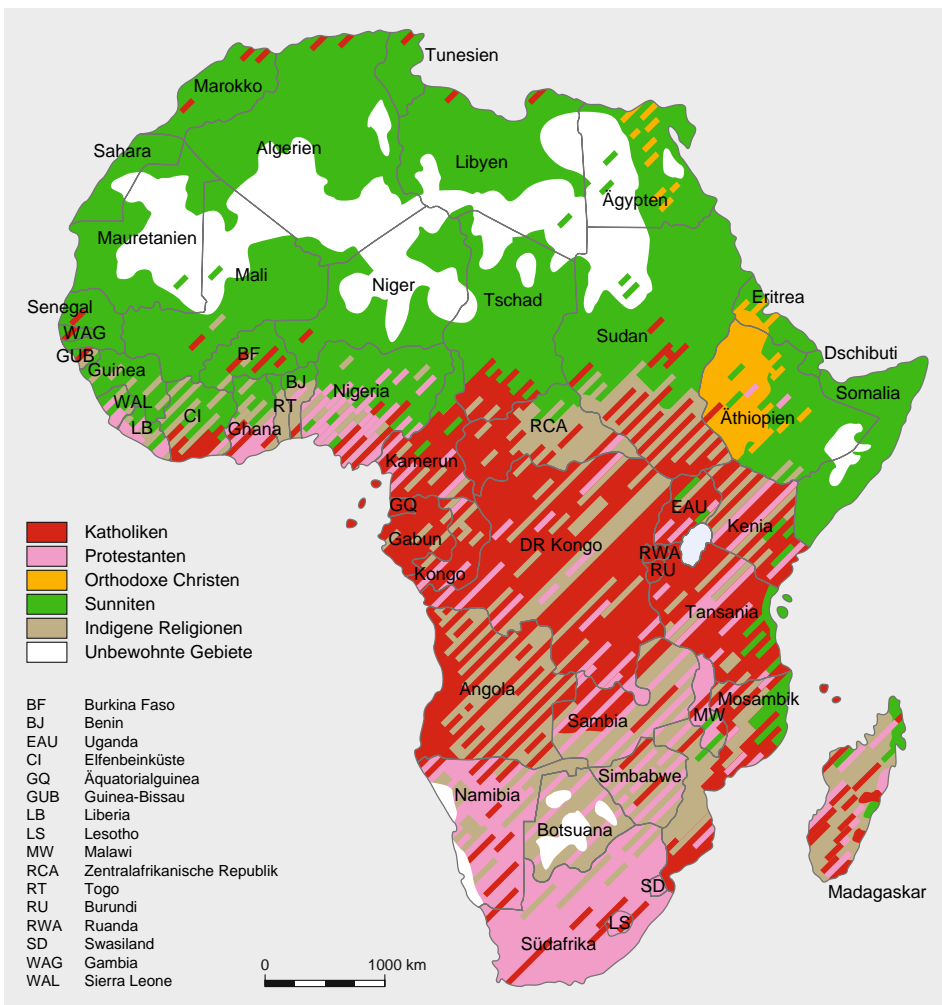


Abb. 5.7 Verbreitung der vorherrschenden Religionsgemeinschaften in Afrika 2008 (Quelle: Pulsfort 2010, S. 55; Copyright: Ernst Pulsfort, Claudia Piloth)

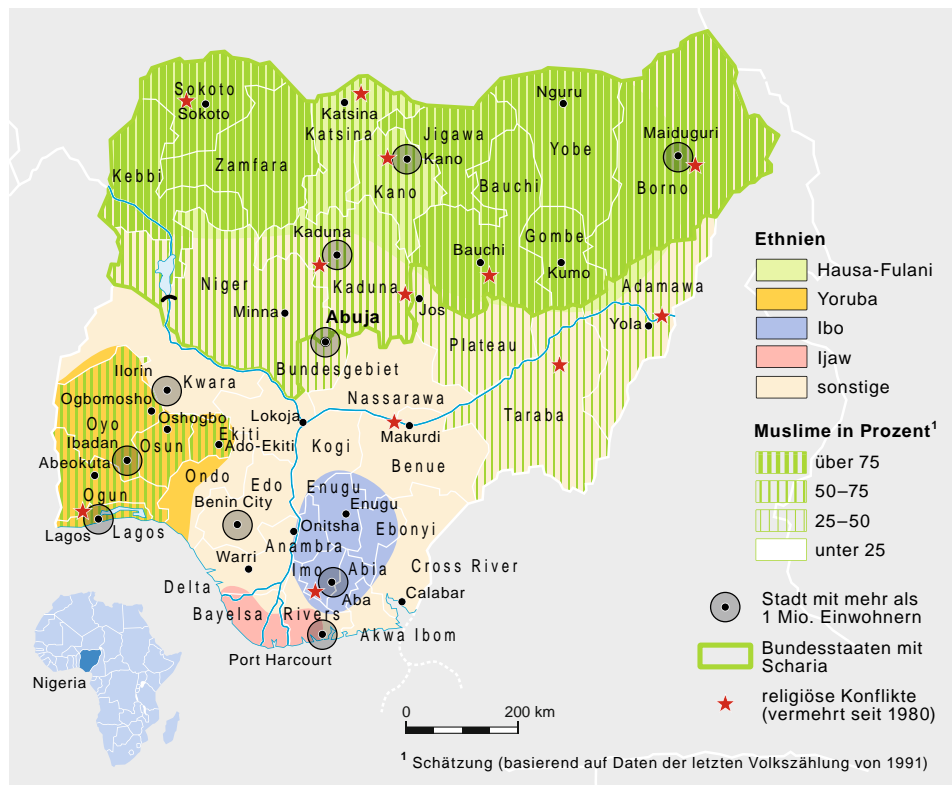
5.2.5 Gender-Geographien

Eines der ersten Merkmale, das man an anderen wahrnimmt und das bei der Geburt meist sofort definiert wird, ist das Geschlecht. Es wird an biologischen Merkmalen festgemacht, in der Regel wird zwischen männlich und weiblich (biologisches Geschlecht, *sex*) unterschieden und es gibt ziemlich feste dominante Erwartungshaltungen zu Männlichkeit oder Weiblichkeit bzw. dem sozialen Geschlecht (*gender*). Wenn Alltagsbegegnungen damit nicht zu vereinbaren sind, kann zunächst Verwirrung entstehen, wie beispielsweise bei den thailändischen *ladyboys*. Das Geschlecht bestimmt unsere Identität und fungiert als gesellschaftlicher Platzanweiser: Von Lohnunterschieden bis zur Unterschiedlichkeit von politischen Rechten wird es als Begründung von Differenzen herangezogen (Seager 2009). Die feministische Forschung hat die Benachteiligung von Frauen mit der Forderung nach Gleichheit verknüpft, später dann aber auch die Anerkennung und Wertschätzung der Differenz verlangt (Strüver 2011). **Geographien der Geschlechtlichkeit,**

der dominanten und marginalisierten Vorstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit, stehen im Zentrum der *Gender-Geographien*.

Die Unterscheidung in Männer und Frauen wird meist unmittelbar am **Körper** festgemacht. Über den Körper sind wir materiell im Raum, nehmen Raum ein und bewegen uns. Er wird aber auch entsprechend den jeweiligen kulturell geprägten Vorstellungen „gelesen“, das heißt in seiner Materialität interpretiert und unterliegt somit den jeweiligen Normen und Machtverhältnissen. Schönheitsideale, aber auch die Vorstellungen von Fitness und Behinderungen unterliegen gesellschaftlichen Diskursen und werden machtvoll durchgesetzt. Wir stellen uns mit unserem Körper dar und werden über ihn als jung oder alt, weiblich oder männlich, farbig oder weiß erkannt. Damit sind in den Körper auch **gesellschaftliche Machtverhältnisse** und Ideale eingeschrieben, wir werden zugeordnet und können uns dem kaum entziehen. Für die Geographie gibt dies Anlass zu einer doppelten Reflexion: einerseits über Androzentrismus, Kolonialismus und Sexismus aus der Sicht der Geographie, andererseits ist aber

Abb. 5.8 Das ethnisch-religiöse Mosaik Nigerias (Quelle: Le Monde diplomatique 2009, S. 145)



auch die geographische Forschungsperspektive nicht frei davon (Strüver 2005) und damit ergibt sich eine Überschneidung zu den Postkolonialen Geographien (Lossau 2012).

Die folgenschwere Unterscheidung in Geschlechter und die Definition von Geschlechtlichkeit werden durch soziale Prozesse konstruiert. Somit ist kulturell geprägt, was als weiblich oder männlich gilt und für Männer und Frauen als passend und möglich bzw. unmöglich erscheint. Diese **geschlechtsspezifische Differenzierung und Hierarchisierung** unterliegt demnach jeweils den sozialen Regeln und Machtverhältnissen einer Gesellschaft. Geschlechternormen werden aber auch als soziale Kategorie des Mannes oder der Frau aufgegriffen und als Geschlechtlichkeit bzw. Sexualität dargestellt im Sinn von *doing gender* (Gildemeister 2010) bzw. als *undoing gender* (Butler 2004). Für Postfeministinnen stellt sich die Frage, ob man die Geschlechterdifferenz nicht schon überwunden hat bzw. überwinden könnte, aber faktisch zeigt sie sich im Alltag weiterhin wirkmächtig (Maihofer 2013).

Dabei geht man in der Regel von einer heterosexuellen Zweigeschlechtlichkeit aus, die als biologisch angelegt verstanden und sozial immer wieder reproduziert wird. Dass dies nicht notwendigerweise so ist und so sein muss, haben die postmoderne Forschung und die *queer studies* gezeigt. Die **Queer-Theorie** hinterfragt herrschaftskritisch den Zusammenhang von biologischem Geschlecht (*sex*), sozialen Geschlechterrollen (*gender*) und sexuellem Begehren (*desire*) und plädiert dafür, die traditionellen

Kategorien aufzulösen. Diese Argumente scheinen gesellschaftlich so weit akzeptiert zu sein, dass man beispielsweise bei Facebook in den USA für sein Profil nicht nur zwischen männlich und weiblich, sondern weiteren Geschlechtern auswählen kann.

Der Erfolg der „Drag Queen“ Conchita Wurst (Abb. 5.9) beim Eurovision Song Contest 2014 lässt zudem vermuten, dass heute die gesellschaftliche Akzeptanz von **LGBTI** (Lesbian, Gay, Bisexual, Trans-[gender] und Transsexuelle) sowie Intersexuelle) weiter fortgeschritten ist als noch vor wenigen Jahren. Dies darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass Homosexua-



Abb. 5.9 Conchita Wurst beim Eurovision Song Contest 2014 (Foto: Eurovision)



Abb. 5.10 Kapitalerträge und Arbeitseinkünfte (Cartoon: Karl Herweg)

lität in vielen Ländern Afrikas und Asiens, aber auch im „Westen“ in den USA in den *sodomy laws*, immer noch kriminalisiert wird bzw. sogar mit der Todesstrafe belegt ist. Aber auch in Europa gibt es in neun Staaten derzeit keine Möglichkeit für eine Formalisierung von gleichgeschlechtlichen Partnerschaften (vor allem in Südosteuropa, Italien und Estland) und in zwölf weiteren Ländern wird die Ehe unter gleichgeschlechtlichen Partnern per Verfassung ausgeschlossen (vor allem Ost- und Südosteuropa).

Nationalstaatliche Gender-Regime (als ein Set von Normen, Werten, Politiken, Prinzipien und Gesetzen, die Geschlechterarrangements gestalten) wirken somit normativ je nach Geschlecht und Sexualität auf Personen ein. Darüber hinaus hat Geschlecht auch in der alltäglichen räumlichen Praxis Bedeutung (insofern ist „Platzanweiser“ nicht nur metaphorisch gemeint), wenn Räume nach Geschlecht zugewiesen werden bzw. *Gender-Geographien* (Wastl-Walter 2010) Handlungsmöglichkeiten eröffnen oder verhindern. Das bedeutet, die kulturell und sozial konstruierten Räume und Geschlechter konstituieren und beeinflussen einander wechselseitig. Dies zeigt sich an eher weiblich oder männlich konnotierten Räumen, wie Sekretariaten oder Führungsetagen in Universitäten oder Unternehmen, aber auch beispielsweise im Sport, wo Fußballerinnen eher immer noch die Ausnahme sind. Dass *queer* als *queer* wahrgenommen wird und Pilotinnen sowie männliche Pflegekräfte immer wieder bestaunt werden, zeigt die heterosexuelle Norm und Hierarchisierung in allen Bereichen unseres täglichen Lebens.

Für die geographische Forschung bedeutet dies, dass die Phänomene, mit denen wir uns beschäftigen, nach Geschlechtern differenziert betrachtet werden müssen. Forschungen über Bevölkerungsentwicklung, Migration und Mobilität bleiben oberflächlich, wenn sie nicht nach Geschlechtern als sozialer Kategorie unterscheiden. Wintzer (2014) hat nachgewiesen, dass dabei oft traditionelle Geschlechtervorstellungen und -normen unkritisch und manchmal auch verfälschend übernommen werden. Eine Auseinandersetzung mit den jeweiligen Diskursen über Geschlechterverhältnisse in den wissenschaftlichen Narrationen ist daher unerlässlich.

Auch Alltagssprachlich wohl definierte Begriffe wie Arbeit müssen kritisch hinterfragt und neu konzipiert werden. So werden darunter üblicherweise nur bezahlte Tätigkeiten verstanden, nicht aber die meist von Frauen erbrachte Reproduktions- und *Care*-Arbeit. Unbezahlte Tätigkeiten im informellen Sektor gehen weltweit nicht in Statistiken ein, obwohl sie global entscheidend zum Überleben der Familien und (als Entlastungs- und Unterstützungsarbeit im Hintergrund) zur Sicherung der formellen Arbeit beitragen (Abb. 5.10).

Eine geschlechtersensible Betrachtungsweise drängt sich auch bei anderen Themen, wie beispielsweise Fragen der Sicherheit auf. Spannend ist es dabei, die staatlichen Konzepte von Männlichkeit und Weiblichkeit als antagonistische Entwürfe von Beschützern und Schutzbedürftigen und damit als geschlechtsspezifische Legitimation von Kriegen zu dekonstruieren. Die jeweiligen Zuschreibungen und Bilder sind in der Regel konstitutiv für die nationale Identität; und Militarismus, ein traditionelles Konzept von Männlichkeit, liegt dem Militär zugrunde und wird dort vermittelt. Die Feministische Geographie konnte zeigen, dass die nationale Sicherheit im Sinn von unversehrten Staatsgrenzen nicht immer identisch mit der Sicherheit der Bevölkerung ist. Wechselt man die Perspektive von der öffentlichen, nationalstaatlichen Ebene auf die private, individuelle, so ergibt sich ein völlig anderes Bild: Auf der individuellen Ebene sind nicht Kriege, sondern Gewalt gegen Frauen und Mädchen das weltweit verbreitetste, alltäglichste und trotzdem am wenigsten wahrgenommene Menschenrechtsproblem. Die UNO hat auf die veränderten Sicherheits- und Bedrohungsszenarien mit dem Konzept der „menschlichen Sicherheit“ reagiert (UN-Sicherheitsrat 2000, 2008).

Vorstellungen von geschlechtsspezifischer Vulnerabilität und Bedrohung beeinflussen auch die Handlungsmöglichkeiten und Nutzung der gebauten Umwelt. Noch immer gibt es traditionelle Vorstellungen von Öffentlichkeit und Privatheit, die eines der ersten Themen der feministischen Forschung waren. Dabei wird auf einer bipolaren Vorstellung von Geschlecht basierend Öffentlichkeit weitgehend den Männern vorbehalten, Privates den Frauen zugeschrieben. Damit ist auch der öffentliche Raum in Städten geschlechtsspezifisch konnotiert. Es war das Ziel der feministischen 1980er-Bewegung, solche räumlichen Machtverhältnisse aufzuheben. Während dies im Alltag tagsüber an Bedeutung verloren hat, hört man entsprechende Argumente für die Dunkelheit bzw. Nacht aber immer noch. Unsicherheiten im öffentlichen Raum und die Tendenz, Mädchen und Frauen von „üblichen“ Orten fernzuhalten bzw. ihren Bewegungsraum beispielsweise in der Erziehung auch zeitlich einzuschränken, ist Ausdruck von Machtverhältnissen und Kontrolle (Ruhne 2003). Dieses Bestreben nach Kontrolle und Regulierung zeigt sich insbesondere in den vielen, unterschiedlichen und oft heftig debattierten Aus- und Abgrenzungen von Räumen der Prostitution (Löw und Ruhne 2011), die die bürgerlichen Geschlechtervorstellungen und Moral abbilden.

Letztlich ist aber das Geschlecht nur eine der Achsen der Differenz, die die **Ungleichheit in der Gesellschaft** prägen. Um die Wirklichkeit der „schwarzen, marginalisierten Frauen“ besser zu erfassen und die Wechselwirkungen bzw. Interdependenzen entlang der Kategorien *race*, *class* und *gender* (Exkurs 3.1) zu ver-

stehen, wurde das Konzept der **Intersektionalität** von Crenshaw (1989) entwickelt (Abschn. 4.4.5). Später kamen dann weitere Kategorien wie Staatsbürgerschaft, Ethnie oder Alter dazu. Intersektionalität bietet einen Analyserahmen, der auch im deutschen Sprachraum aufgenommen und weiterentwickelt wurde (Degele und Winker 2007, Winker und Degele 2010; Carstensen-Egwuom 2014; www.portal-intersektionalitaet.de). Degele und Winker entwickelten eine Mehrebenenanalyse, um die Wechselwirkungen der Kategorien zu untersuchen. Dabei werden auf der Mikroebene die interaktiven Prozesse der Identitätsbildung angesehen, auf der Makroebene die gesellschaftlichen Strukturen und Institutionen und auf der dritten, vermittelnden, Ebene der Repräsentationen die kulturellen Symbole. So wird der Ansatz auch empirisch fruchtbar.

5.2.6 Nationalität als raumbezogene Identitätskategorie

Neben Geschlecht oder Alter wird auch die Nationalität oft als identitätsstiftend und damit differenzierende Variable in Statistiken herangezogen. Außerdem spielt Nationalität im Alltag eine sogar manchmal lebensentscheidende Rolle, beispielsweise wenn es um Visa oder Aufenthaltsrechte geht. Grundlegend für das Verständnis von Nationalität ist die Annahme, dass jeder Mensch eine Nationalität hat, sei es über das *ius soli* (d. h. nach dem Territorialprinzip über den Geburtsort, wie dies häufig Einwanderungsländer wie beispielsweise die USA definieren) oder das *ius sanguinis* (d. h. nach dem Abstammungsprinzip entsprechend der Nationalität der Eltern, meist des Vaters). In Deutschland, Österreich und der Schweiz gilt grundsätzlich die Logik des Abstammungsprinzips, was beispielsweise dazu führt, dass Kinder, deren Familien schon in zweiter oder dritter Generation in der Schweiz leben, nicht die Schweizer Staatsbürgerschaft haben und in den Statistiken als Ausländer bzw. Ausländerinnen geführt werden, während Jugendliche in Brasilien, die von Auswanderern abstammen, jedoch noch nie in der Schweiz gelebt haben, nach wie vor über die Schweizer Staatsbürgerschaft verfügen. Hier zeigt sich die Problematik der starren Kategorien, die mit dem zeitgenössischen Lebensalltag und der Praxis vieler Menschen nicht kompatibel sind. Im Zuge dieser Diskrepanzen passen einige Staaten ihre gesetzlichen Regelungen gelegentlich an die veränderten Umstände an, was meist zu heftigen politischen Debatten führt. In einigen Ländern, beispielsweise der Schweiz, hat man die **doppelte Staatsbürgerschaft** erlaubt, andere verbieten es, obschon eine Überprüfung einer Doppelbürgerschaft in der Praxis kaum sinnvoll erfolgen kann. Für manche Menschen gehört eine Flexibilisierung ihrer nationalen Zugehörigkeit zu den Überlebensstrategien: Beispielsweise haben in Moldawien viele Menschen zwei oder sogar mehrere Pässe, weil Moldawien das nicht verhindert und Rumänien, Bulgarien, Russland bzw. unter bestimmten Umständen auch die Ukraine den jeweiligen Pass ausstellen. Dies ermöglicht für viele eine Arbeitsmigration in die EU oder nach Russland ohne besondere Formalitäten.

Einem Konzept einer unveränderlichen lebenslangen Nationalität, der dann auch noch häufig eine bestimmte nationale Mentalität zugeschrieben wird, stehen Alltagserfahrungen gegenüber. Bei der Fußballweltmeisterschaft 2014 wurden 85 von 736 Kickern nicht in dem Land geboren, für das sie spielten (Kurier 1.7.2014). Aber auch Brüderpaare, die für zwei unterschiedliche Nationalmannschaften spielen (beispielsweise die Geschwister Kevin-Prince Boateng, der für Ghana spielt, und Jérôme Boateng, der für die deutsche Nationalmannschaft aufläuft), stellen das Konzept der Abstammungslogik der nationalen Zugehörigkeit infrage. Bei den Volkszählungen einiger Länder (beispielsweise der USA oder in Tschechien) kann man mittlerweile **mehrere ethnische Zugehörigkeiten** ankreuzen oder auch keine. Bei der Volkszählung 2011 in Tschechien haben bereits 25,1 % der erfassten Personen keine ethnische Zugehörigkeit deklariert. Dies hat teilweise mit ethnischen Diskriminierungserfahrungen der älteren Generationen zu tun, aber auch damit, dass junge Leute erklären, ethnische Zugehörigkeit sei eine Kategorie des 19. Jahrhunderts, die sie ablehnen.

Nationen wurden von Anderson (1983) als *imagined communities* definiert, die durch Diskurse und Praktiken (immer wieder) hergestellt werden. Dieser andauernde Prozess wird als *nation building* bezeichnet und durch mediale Diskurse, aber auch eine entsprechende Geschichtsschreibung und nationale Symbole getragen. Auch nationale Feiertage oder Events stützen nationale Identifikationsprozesse.

Besonders problematisch wird es dann, wenn dadurch Minderheiten ausgeschlossen werden, denen die Identifikation mit diesen Diskursen und Praktiken fehlt oder die inhaltlich nicht eingeschlossen werden. Hier kann eine gesellschaftliche Desintegration und die Entwicklung von Parallelgesellschaften gefördert werden, wenn es kein Identifikationsangebot der Mehrheitsgesellschaft für soziale, kulturelle oder politische Minderheiten gibt.

5.2.7 Globalisierung

Täglich stellen wir fest, wie viele Konsumgüter wir nutzen oder Medien wir konsumieren, die irgendwo in der Welt produziert wurden und die wir auch an beliebig vielen anderen Orten finden können. Wir sind ohne Frage in eine **weltumspannende Produktion und Verbreitung** von Gütern und Ideen eingebunden und können uns dieser kaum entziehen (Kap. 7). Auf allen Kontinenten werden Salsa und Walzer getanzt, auf den Straßen sieht man die gleichen Autos, in den Geschäften und Restaurants findet man die gleichen Marken. Nike, Swatch und Sony findet man überall, Coca-Cola, Nestlé und Red Bull sind globale Marken und chinesisches Essen, Pizza und Burger werden weltweit angeboten. Mit diesem Angebot haben sich aber auch zunehmend Konsumgewohnheiten geändert und man findet global Ähnlichkeiten. Im Geschäftsleben und in der Politik sind für Männer Anzüge und Krawatten üblich geworden, man benutzt die gleichen Smartphones und Tablets und Apple und Microsoft haben die Welt verändert und auf ihre Standards eingeschworen.

Barbie und Ken beherrschen die Welt der Kinder und vermitteln Rollenbilder und Schönheitsideale, selbst in Kontexten, wo sie wenig mit den Alltagserfahrungen der dort lebenden Menschen verbunden sind.

Phänomene der Globalisierung prägen die mediale Darstellung der aktuellen Vorgänge, sie führen zu einer **Transformation von Raumbezügen und Machtgeometrien**. In dieser Verknüpfung unseres Alltags mit Prozessen der Globalisierung zeigt sich, wie Kultur- und Politische Geographie verwoben sind. Globalisierte Lebensformen wie Migration, inklusive Pendelwanderungen, Zirkelmigration oder Rückwanderungen und eine hohe alltägliche Mobilität über Staatsgrenzen hinweg machen das Konzept der Nationalität fragwürdig und bedingen eine ständige Aushandlung von sozialen Beziehungen (Abschn. 3.4). Viel mehr als ein „Entweder-oder“ scheint ein postmodernes *both-and* angemessen. Dies spiegelt sich jedoch nur wenig in den Alltagskonzepten vieler Menschen und den politischen Diskursen wider.

Doch während man noch vor zehn Jahren oft Globalisierung mit Verwestlichung und Amerikanisierung gleichsetzte, stellt man heute auch Globalisierung anderer Herkunft fest: Man fährt Autos japanischer oder koreanischer Marken, sieht Filme aus Bollywood oder brasilianische Soaps. Bereits 2007 hat Sara Bongiorni über die Schwierigkeiten einer amerikanischen Familie geschrieben, ein Jahr lang ohne chinesische Produkte zu leben (Bongiorni 2007). Sollte man im Hinblick auf Informationen aus anderen Kontinenten die westlich geprägte Sichtweise relativieren wollen, dann kann man die Nachrichten auf „Al Jazeera“, dem arabischen Nachrichtensender mit Sitz in Doha, Katar, verfolgen.

Investitionen und Eigentumsverhältnisse sind global gestreut und damit eng verwoben und es ist durchaus nicht außergewöhnlich, dass südafrikanische oder mexikanische Investoren am europäischen Markt eingreifen oder russische Millionäre britische Fußballclubs kaufen.

Das wohl augenscheinlichste Beispiel dafür, wie sehr Globalisierung heute auch von nichtwestlichen Kulturen bestimmt wird und wie sehr der globale Einfluss immer durch die lokale oder regionale Kultur variiert wird, ist die Anpassung asiatischer Küche an andere Esskulturen, beispielsweise indem weniger scharf gekocht wird. Noch etwas weiter geht man in der Fusionsküche (*fusion cuisine*), bei der regionale und nationale Rezepte mit anderen „exotischen“ Zutaten ergänzt werden. Dies gab es, so wie andere Globalisierungsphänomene, schon lange und typische nationale Gerichte haben oft deutliche Einflüsse anderer Esskulturen, so wie etwa die deutsche Currywurst, bei der die heimische Wurst mit Ketchup aus den USA und Curry aus Indien verändert wurde. Auch die typische Schweizer Schokolade wird ja mit Kakao gemacht, wobei Kakaobohnen nicht in der Schweiz produziert werden. Durch die Verschmelzung globaler Einflüsse und lokaler Kultur wird die Kreativität gefördert und es entstehen spannende neue Produkte oder Strömungen.

Träger der Verbreitung von Informationen und Ideen sind häufig die Medien, insbesondere *social media*. Die Nutzung der 1998

gegründeten Internetsuchmaschine Google hat unseren Alltag verändert und die **Zugänglichkeit von Informationen** weltweit revolutioniert. Damit wurde auch die Wirtschaft völlig verändert, neue Geschäftsbereiche und Berufe entstanden, was auch die Alltagskultur und den Lebensstil vieler Menschen nachhaltig beeinflusst hat. Im Februar 2004 wurde das soziale Netzwerk Facebook gegründet, das heute schon von über 1 Mrd. Menschen frequentiert wird und nach unterschiedlichen Statistiken zu den fünf am häufigsten besuchten Websites der Welt gehört.

Auch wenn die USA vermutlich der Staat mit den meisten Usern von Facebook sind, so sind *social media* doch auch in den wirtschaftlich aufstrebenden Ländern des globalen Südens weit verbreitet. Leider gibt es keine zuverlässigen Zahlen über die Verbreitung der *social media* innerhalb der Länder, die eine räumliche und soziale Differenzierung des Gebrauchs verlässlich erlauben würden. Google und Facebook liefern sich einen Wettlauf um die Internetversorgung von Entwicklungsländern, wobei Google durch den Kauf des Drohnenherstellers Titan Aerospace 2014 einen wichtigen Vorsprung gewonnen hat. Titan soll am Projekt „Loon“ mitarbeiten, das mit Antennen auf riesigen Ballons Internetanschlüsse in entlegene Weltregionen bringen und damit Google neue Nutzer und Nutzerinnen bringen soll.

Am Beispiel der im März 2014 über das soziale Netzwerk Twitter (gegründet im Juli 2006) verbreiteten Korruptionsvorwürfe gegen den türkischen Ministerpräsidenten Erdoğan wird die Rolle und politische Bedeutsamkeit neuer Formen **sozialer Kommunikation** deutlich. Als die Regierung in Ankara Twitter für die Türkei sperren ließ, brach ein Sturm der Entrüstung los, und nachdem Anfang April das Oberste Gericht des Landes das Verbot als illegal einstufte, war der Onlinedienst wieder aktiv. Hier zeigt sich eine neue politische „Kraft“ mit globaler Wirkung, auf die politische Akteure zunehmend reagieren können und müssen. Zugleich wächst die Skepsis vieler Nutzer und Nutzerinnen von Facebook und Twitter in Bezug darauf, was diese Unternehmen mit den Daten ihrer Kunden tun. So haben Google und Facebook eingestehen müssen, dass sie der US-amerikanischen *National Security Agency* (NSA) Zugang zu den Daten ihrer User ermöglicht und damit zu deren informationstechnologischer Macht beigetragen haben.

Diese neuen Entwicklungen der Kommunikation in den *social media* haben in einigen Ländern **neue politische Bewegungen** ins Leben gerufen, wie Anonymus bzw. institutionalisierte Gruppen wie die Piratenpartei, die sich als Vertreterin einer neuen Generation von internetaffinen jungen Menschen versteht und deren Interessen vertreten will. Die Piratenpartei versucht sich als neue und alternative Parteienform zu präsentieren, in der die interne Willensbildung nicht mehr über alte Parteistrukturen, sondern verflüssigt im Raum der *social media* emergent zusammenfließt. Dafür wurde der Begriff der *liquid democracy* geprägt: Die Mitglieder und Interessierten können sich direkt über dafür entwickelte *Social-media*-Plattformen an der laufenden Willensbildung dieser Partei beteiligen. Damit glaubt man, eine ganz neue Form des Politischen, eine verflüssigte, emergente, vernetzte Form von politischer Willensbildung etablieren zu können.

Diese verschiedenen Entwicklungen dürfen aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass es global noch immer eine signifikante *digital divide* (auch digitale Kluft oder digitale Spaltung) gibt. Der Begriff *digital divide* bezeichnet die Spaltung der jeweiligen Gesellschaft in Menschen, die die Möglichkeit haben, digitale Medien wie Mobiltelefone oder Internet zu nutzen, und solche, die aus verschiedenen Gründen davon ausgeschlossen sind. In Europa oder den USA sind heute nur wenige Menschen aus technischen Gründen von dem Zugang zu digitalen Medien ausgeschlossen. Einige haben aus finanziellen Gründen keinen Zugang, aber im Wesentlichen hängt die Nutzungsmöglichkeit eng mit Know-how und persönlichen Kompetenzen zusammen. So werden diese Medien in der Regel von jüngeren Menschen genutzt, vielfach auch berufstätigen, während viele ältere oder schlecht ausgebildete Menschen Hemmungen gegenüber diesen neuen Technologien entwickeln.

In Ländern mit geringerem Wohlstandsniveau und beschränkter Infrastruktur bilden technologische Schranken oder finanzielle Möglichkeiten signifikante Zugangsbeschränkungen zu diesem **medialen Raum** der *social media*, doch schreitet die Verbreitung rasch fort. Heute kann man beispielsweise in Kenia schon in entlegenen Regionen, die niemals an ein Telefonfestnetz angeschlossen waren, seine Geldgeschäfte über Mobiltelefone abwickeln. Somit bieten einige dieser hypermodernen Technologien auch für entlegene und periphere Räume neue ökonomische Möglichkeiten der kommunikativen Einbettung.

Der Zugang zur virtuellen Welt wird aber mancherorts auch staatlich beschränkt: In China sind Google, Facebook und Twitter blockiert, dafür gibt es ähnlich aufgebaute Dienste: Baidu (für Google), Weibo (für Facebook). Deren Nutzung schafft dank der Blockaden bzw. anderer Häufigkeiten beim Aufrufen von Stichworten völlig andere „Weltbilder“ als in der Welt von Google usw.

Globalisierung ist keine Einbahnstraße, die nur aus einer Richtung kommt und nur in eine Richtung führt, sondern eine vieldimensionale ökonomische, politische, aber eben auch kulturelle Beziehung, ein Netzwerk, das viele Player umfasst. Und es zeigt sich, dass Globalisierung keineswegs zu einer weltweiten Homogenisierung führt, sondern zu größerer Vielfalt und einem diversifizierten Angebot an Gütern und Werthaltungen, Symbolen und Handlungsoptionen. Globalisierung ist auch kein weltweit einheitlicher Prozess, der uns wie eine Welle erfasst, sondern läuft örtlich und regional ganz unterschiedlich ab, je nachdem, wie die globalen Angebote von der lokalen Kultur aufgenommen und transformiert werden. Diese Prozesse verlaufen nicht reibungslos und lösen oft Ängste, aber auch Konflikte aus. Sie spiegeln sich in geopolitischen Diskursen wider, die Immigration verhindern und nationale Kulturen erhalten wollen. Sie zeigen sich in gewalttätigen Konflikten in verschiedensten Orten der Welt, aber auch in der Herausbildung einer globalen Medienöffentlichkeit. Somit ist die Kulturgeographie der Globalisierung immer auch Teil einer Politischen Geographie.

5.3 Politische Geographie

Es ist bereits mehrfach betont worden: Kulturgeographie nach dem *cultural turn* ist immer auch politische Geographie. Ob wir über Natur-Gesellschafts-Verhältnisse, Identitätskonflikte, Sprache, Religion oder Globalisierung sprechen – in all diesen Fällen ist Kultur als ein Produkt von Diskursen zu verstehen. Durch diese Diskurse werden Identitäten und Erfahrungen immer neu ausgehandelt und (re-)interpretiert. Die Neue Kulturgeographie (nach dem *cultural turn*) betont deshalb **Fragen der Macht** als eine zentrale Analysekatgorie. Macht und Raum bedingen sich gegenseitig: In der räumlichen Anordnung von Dingen zeigen sich auch gesellschaftliche Machtstrukturen. Dies sind genuine Fragen der Politischen Geographie, die sich mit ganz unterschiedlichen Phänomenen der Regelung kollektiven Zusammenseins beschäftigt. Dieses kann friedlich oder gewalttätig, erregt oder kalkuliert, öffentlich oder verdeckt ablaufen. Als politische Phänomene können wir so unterschiedliche Dinge betrachten wie Protestbewegungen, Massendemonstrationen, politische Parteien, das Parlament, Regierungen, politische Kompromisse, Versammlungen von Politikern und Politikerinnen sowie Regierungsverantwortlichen, aber auch Bürgerkriege, geopolitische Machtkämpfe, Fragen globaler Umweltpolitik oder Menschenrechte (Abb. 5.11).

Was ist politisch an der Politischen Geographie? Man kann einerseits sagen: Jede (Human-)Geographie ist – irgendwie – politisch. Spricht man von politischer Geographie mit kleinem „p“, so ist damit gemeint, dass (Human-)Geographinnen und Geographen ihre Forschung immer schon politisch verstehen müssen, als einen Beitrag zur reflexiven Hinterfragung von Politik, Wirtschaft und Gesellschaft. So gesehen ist auch Wirtschaftsgeographie oder Sozialgeographie politisch, wie ja auch Diskussionen, zum Beispiel über Bankenregulierung, politisch sind. Diese Sichtweise beruht auf der Annahme, dass es keine „unschuldigen“ Begriffe und damit auch keine „unschuldige“



Abb. 5.11 Protestkundgebung als politisches Phänomen in Hamburg, 2010 (Foto: Hans Gebhardt)

Didaktische Impulse

Metzler Handbuch 2.0 Geographie- unterricht

Ein Leitfaden für Praxis und
Ausbildung

Herausgegeben von Prof. Dr. Manfred Rolfes
und Prof. Dr. Anke Uhlenwinkel

westermann

Cy/16

Umschlagbild:
Geschwisterfront/Anna K. Lindner, Weddel/Cremlingen

Universität Hamburg
Institut für Geographie

2013, I / 336

Auf verschiedenen Seiten dieses Buches befinden sich Verweise (Links) auf externe Internet-Adressen.

Haftungshinweis: Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle wird die Haftung für die Inhalte der externen Seiten ausgeschlossen. Für den Inhalt dieser externen Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich. Sollten Sie bei dem angegebenen Inhalt des Anbieters dieser Seite auf kostenpflichtige, illegale oder anstößige Inhalte treffen, so bedauern wir dies ausdrücklich und bitten Sie, uns umgehend per E-Mail unter www.westermann.de davon in Kenntnis zu setzen, damit beim Nachdruck der Verweis gelöscht wird.

Hinweis zu den Abbildungen: Für den Fall, dass berechnete Ansprüche von Rechteinhabern unbeabsichtigt nicht berücksichtigt wurden, sichert der Verlag die Vergütung im Rahmen der üblichen Vereinbarung zu.

© 2013 Bildungshaus Schulbuchverlage
Westermann Schroedel Diesterweg Schöningh Winklers GmbH,
Braunschweig
www.westermann.de

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Nutzung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.
Hinweis zu § 52a UrhG: Weder das Werk noch seine Teile dürfen ohne eine solche Einwilligung gescannt und in ein Netzwerk eingestellt werden.
Das gilt auch für Intranets von Schulen und sonstigen Bildungseinrichtungen.

Druck A¹ / Jahr 2013

Lektorat und Satz: Lektoratsbüro Eck: Jasmin Maria Wiedemann, Berlin
Umschlaggestaltung: Thomas Schröder
Druck und Bindung: westermann druck GmbH, Braunschweig

ISBN 978-3-14-142802-5

Inhaltsverzeichnis

Vorwort

Didaktische und fachdidaktische Aspekte

Alexandra Budke und Anke Uhlenwinkel

1 Argumentation..... 11

Matthias Bahr

2 Bildung für nachhaltige Entwicklung (BNE)..... 17

Ingrid Hemmer und Michael Hemmer

3 Bildungsstandards im Geographieunterricht – Konzeption,
Herausforderung, Diskussion 24

Christiane Meyer

4 Bilingualer Unterricht 33

Anke Uhlenwinkel

5 Binnendifferenzierung 39

Clare Brooks

6 Curriculum frameworks im Geographieunterricht 46

Hans-Dietrich Schultz

7 Didaktische Ansätze 55

Charles Razding

8 Feldarbeit: Unsere Landschaft lesen 63

Anke Uhlenwinkel

9 Freiarbeit im Geographieunterricht 71

Detlef Kanwischer

10 Informations- und Kommunikationstechnologien im
Geographieunterricht 79

Leif Mönter

11 Interkulturelles Lernen 87

Maria do Céu Roldão
12 Kompetenzen: Unterstützung von Unterrichtsplanung und Leistungsbewertung96

Joop van der Schee
13 Kritisches Denken: Geographische Denkfähigkeit und bedeutungsvolles Lernen105

Cathryn Gathercole und Mary Prinzler
14 Nicht-Regierungsorganisationen (NGOs) als Unterstützer für den Geographieunterricht114

Margaret Roberts
15 Problemlösendes Lernen im Geographieunterricht123

Andreas Joppich
16 Projekte im Geographieunterricht134

Daniela Schmeinck
17 Sachunterricht141

Stephan Schuler und Dirk Felzmann
18 Schülervorstellungen148

Insa Drechsler-Konukiewitz und Hilbert Meyer
19 Unterrichtsplanung155

David Lambert und Mary Biddulph
20 Veränderte Kindheit, veränderte Geographie165

Geographical Concepts

David Lambert
21 Geographical concepts174

Anke Uhlenwinkel
22 Geographical concept: Place182

Anke Uhlenwinkel
23 Geographical concept: Space189

Anke Uhlenwinkel
24 Geographical concept: Maßstab196

Maik Wienecke
25 Geographical concept: Wandel203

Anke Uhlenwinkel
26 Geographical concept: Vernetzung210

Sophia Kulick
27 Geographical concept: Diversität217

Franziska Wald
28 Geographical concept: Wahrnehmung und Darstellung224

Geographische Fachinhalte

Andreas Farwick
29 Bevölkerung230

Marit Rosol
30 City und Innenstadtentwicklung240

Esther Blume und Ralf Klein
31 Energie247

Martin Doevenspeck und Jochen Laske
32 Entwicklung, Entwicklungsforschung und Geographie255

Thomas Weith
33 Europäische Union267

Leif Mönter
34 Geodeterminismus276

Fred Martin
35 Geographische Informationssysteme (GIS) in der Schule284

Carsten Felgentreff
36 Geographische Risikoforschung294

Doreen Massey
37 Geographische Sichtweise303

Marc Redepenning
38 Geopolitik312

<i>Martina Fuchs</i>	
39 Globalisierung	319
<i>Hans-Dietrich Schultz</i>	
40 Grenzen	326
<i>Georg Glasze</i>	
41 Karten und Kartographie	333
<i>Nicole Colston, Toni Ivey und Julie Thomas</i>	
42 Klimaforschung: Strategien für das Unterrichten trotz Kontroversen	342
<i>Gabriele Schrüfer</i>	
43 Konflikte im Geographieunterricht	350
<i>Manfred Rolfes und Anke Uhlenwinkel</i>	
44 Konstruktivismus und Geographie	358
<i>Julian Röpcke und Manfred Rolfes</i>	
45 Kriminalität, (Un-)Sicherheit und Raum	366
<i>Julian Röpcke</i>	
46 Kulturbegriffe der aktuellen geographischen Debatte	374
<i>Georg Stöber und Hermann Kreuzmann</i>	
47 Kulturerdteile	381
<i>Hans-Dietrich Schultz</i>	
48 Länderkunde	391
<i>Thomas Weith</i>	
49 Ländliche Räume und Peripherie(n)	399
<i>Heinz Fassmann</i>	
50 Migration und Integration	406
<i>Katharina Mohring und Jan Lorenz Wilhelm</i>	
51 Moderation und Mediation: Umgang mit Pluralität und Konflikt	417
<i>Karoline Kucharzyk</i>	
52 Natur und Ökologie	425

<i>Charles Razwiding</i>	
53 Physische Geographie im Unterricht	434
<i>Martina Fuchs und Manfred Rolfes</i>	
54 Raum	444
<i>Henning Nuißl</i>	
55 Raumplanung	459
<i>Ralf Klein</i>	
56 Regional-/Sozialraumanalyse	469
<i>Georg Glasze und Christoph Haferburg</i>	
57 Segregation	479
<i>Alexandra Budke und Jan Glatter</i>	
58 Sozialgeographische Probleme im Unterricht	491
<i>Péter Bagoly-Simó</i>	
59 Stadtmodelle	499
<i>Walter Krämer</i>	
60 Statistische Tabellen und Grafiken	507
<i>Thomas Krings</i>	
61 Syndromansatz	514
<i>Anke Uhlenwinkel</i>	
62 Topographie und die Fähigkeit zur Orientierung	522
<i>Julia Meschkank</i>	
63 Tourismus als Forschungsgegenstand der Geographie	530
<i>Olaf Schnur</i>	
64 Verstädterung und Urbanisierung	536
<i>Pascal Goeke</i>	
65 Wirtschaftsgeographische Probleme im Unterricht: Das Beispiel Markt	544
Literaturverzeichnis	552
Autorenverzeichnis	586

Geopolitik

1 Einleitung

Sei es das neue chinesische Rohstoffengagement um Erdöl und Erze in Afrika; sei es die Identifikation Chinas als zukünftiges globales Machtzentrum und damit die Bedrohung der Vormachtstellung der USA und Europas; sei es die Differenzierung von Staaten nach Land- und Seemächten; seien es Nordkoreas Versuche, Langstreckenraketen ins All zu schicken; sei es die Logik des ehemaligen Verteidigungsministers Peter Struck, dass Deutschlands Sicherheit bereits am Hindukusch verteidigt werden müsse: Kaum jemand würde zögern, all dies als geopolitische Phänomene zu bezeichnen. Geopolitik ist das Schlagwort zur Beschreibung der geographischen Dimension von Politik.

Mit Geopolitik wird „ein intellektuelles Vorgehen bezeichnet, eine Sichtweise, in der diejenigen räumlichen, geographischen Konfigurationen der verschiedenen Typen von Phänomenen Vorrang genießen, welche in die Kategorie des Politischen fallen“ (LACOSTE 1990: 29). Die Geschichte offenbart eine hohe Flexibilität, wie die Verbindung zwischen Raum, Geographie und Politik inhaltlich ausgedeutet wurde (KOST 1988). Nicht selten geschah (und geschieht) dies in vereinfachender Weise, sodass die dahinterstehende geographische und politische Komplexität nur unvollständig angesprochen wird (REUBER 2009). Schließlich ist Geopolitik janusköpfig: Man kann Ansätze zur Bildung einer geopolitischen Wissenschaft (akademische Geopolitik) feststellen, zugleich bezeichnet Geopolitik eine raumsensible Form politischen und ökonomischen Agierens (nichtakademische Geopolitik).

Der Beitrag versucht zu skizzieren, welche zentralen Varianten von Geopolitik im Verlaufe ihrer Geschichte auftauchen, um die aktuelle Bandbreite des Phänomens (und seiner Definitionen) zu verdeutlichen. Die Janusköpfigkeit der Geopolitik, sowohl wissenschaftliche Forschung als auch politische Praxis sein zu wollen, soll dabei nicht aufgelöst werden. Ziel des Artikels kann es nicht sein, einen erschöpfenden Überblick über die internationale Geschichte der Geopolitik zu geben (vgl. hierzu DIEKMANN et al. 2000). Vielmehr soll eine kritische einführende Orientierung hinsichtlich des Facettenreichtums geopolitischen Denkens und Handelns gegeben werden. Der Beitrag schließt mit einer Systematisierung der Akteure, die Geopolitik vollziehen, und Beispielen, wie das Thema in der Schule aufgegriffen werden kann.

2 Der Beginn: Organizistisches Denken und Grand Strategy

Die erstmalige Verwendung des Begriffs „Geopolitik“ kann auf eine Arbeit des schwedischen Staatswissenschaftlers KJELLÉN im Jahr 1899 zurückgeführt werden. In seinem 1917 erschienenen Werk *Der Staat als Lebensform* präzisiert KJELLÉN Geopolitik als eine besondere Sichtweise auf den Staat, der es um die geographischen Aspekte staatlicher Einheit geht (KJELLÉN 1917: 46). Für KJELLÉN erscheint der Staat in der Tradition des Geographen F. Ratzel als Organismus im Raum. Im Mittelpunkt stehen dabei das Staatsterritorium („Grundbesitz“), seine Grenzen, die dieses Territorium „erfüllenden“ Erscheinungen, wie etwa Standorte der Wirtschaft, Bevölkerung und Siedlungen (die sogenannten „Organe“), sowie die diese Erscheinungen verbindenden Verkehre („Adern“). Der geopolitische Blick soll für eine optimale Ordnung und für ein harmonisches Zusammenspiel der Elemente des Staatsterritoriums sorgen – und das Wachstum des Staates bei Erreichen eines bestimmten Entwicklungsstandes legitimieren. Das zentrale Ziel der Geopolitik hat nach KJELLÉN die größtmögliche Autarkie des Staates zu sein. Dieser geopolitische Blick ist Folge der wachsenden Bedeutung der staatlichen Größe in der sogenannten schweren Moderne, was u. a. den Zugang zu Rohstoffen („Naturschätze“), die Frage der durchgehenden Nutzung des Bodens in allen Landesteilen, das Verhältnis von Zentrum und Peripherie und nicht zuletzt die richtige Qualität und Form der Staatsgrenze beinhaltet (→ Grenzen).

Der geopolitische Topos der Verknüpfung von effizienter räumlicher Organisation des Territoriums sowie technologischem und wirtschaftlichem Entwicklungsstand wurde ferner im Jahr 1904 vom Geographen MACKINDER diskutiert (MACKINDER 1904). Er entwirft eine geopolitische Regionalisierung der Erde nach den zukünftigen Machtpotenzialen einzelner Regionen. Dabei bilden für ihn Ausmaß und Qualität der verkehrstechnischen Erschließung den Schlüssel für politische Macht. Die Region mit dem größten Machtpotenzial wird von ihm *Pivot Area* bzw. *Heartland* genannt. Seine Analysen führen ihn am Beginn des 20. Jahrhunderts zur Feststellung, dass die eurasischen Weiten das größte Potenzial bieten, neues globales Machtzentrum zu werden, wenn sie denn durch Russland eisenbahntechnisch erschlossen werden. Schließlich, so das Argument, biete ein Eisenbahnnetz die Voraussetzung für einen schnelleren und flexibleren Transport von Menschen, Rohstoffen und wirtschaftlichen Erzeugnissen. Russland könne somit als *Heartland* zu einer ernststen Gefahr für die weltpolitische Vorrangstellung des britischen Seereiches werden. Geopolitik offenbart sich hier als *Grand Strategy*, als ein vorausschauendes Denken über zukünftige Verschiebungen

der globalen Machtgeometrie aufgrund neuer Möglichkeiten zur Organisation des Raumes. Und natürlich, so die Empfehlung von MACKINDER, habe jeder Staat diese geopolitischen Erkenntnisse anzuwenden, um für die Zukunft bestmöglich gewappnet zu sein.

Bei KJELLÉN wie MACKINDER offenbaren sich drei Grundzüge geopolitischen Denkens: Erstens die Analyse wichtiger zeitpolitischer Fragen aus der jeweiligen nationalstaatlichen Perspektive. Zweitens die Regionalisierung des Raumes nach gegenwärtigen und zukünftigen Machtpotenzialen und Einflussphären. Drittens die Inanspruchnahme kausal-determinierender Argumentationslinien. Diese können einen Technikdeterminismus (Raum-Zeit-Schrumpfung durch Technologien wie Eisenbahn, Automobil oder Radio), einen Sozialdeterminismus (effiziente und durchsetzungsfähige soziale Organisation) und, wie zu zeigen sein wird, einen (→) Geodeterminismus beinhalten.

3 Die Übersteigerung: „das eherne Gesetz geopolitischer Einflüsse“

Nach dem Ersten Weltkrieg und den Gebietsverlusten Deutschlands werden geopolitische Argumentationen dort vor allem im konservativ-revanchistischen Milieu genutzt, um räumliche Verhältnisse (etwa vorgebliche Wachstumstendenzen oder Schrumpfungstendenzen des Staates aufgrund seiner Bevölkerungsdichte, Lage der Industrien, unvollständige räumliche Form durch Kriegsabtretungen etc.) als Taktgeber für konkrete politische Aktionen, wie die Änderung von Grenzverläufen, erscheinen zu lassen. HENNIG (1928) sieht die Aufgabe der Geopolitik in der Herausstellung unabänderlicher Naturgesetze, die den Völkern und Staaten zu Grunde liegen und denen diese zu folgen haben. Es gebe schließlich ein „eherne[s] Gesetz der geopolitischen Einflüsse“ (HENNIG 1928: 7), dem man sich nicht entziehen könne. Mit dieser Fassung von Geopolitik wird eine geodeterministische Sichtweise gestärkt, nach der unabänderliche „Raumfakten“ und „Raumwahrheiten“ die Politik bestimmen sollen.

Dieses Verständnis von Geopolitik wird im Nationalsozialismus radikalisiert. Verknüpft mit und reduziert auf den Namen HAUSHOFER läuft die Erklärung der geographischen Notwendigkeit zur Expansion deutschen Lebensraumes nach Osten unter dem Titel der Geopolitik. Diese Phase markiert einen unrühmlichen Höhepunkt geopolitischen Denkens, das sich der ideologischen Vereinnahmung für menschenverachtende und völkisch motivierte Expansionsgelüste verschreibt. Als typisches geopolitisches Instrument dienen Visualisierungen in Form sogenannter suggestiver Karten, die die angeblichen geopolitischen Notwendigkeiten verdeutlichen und auf einer selektiven Darstellung

räumlicher Sachverhalte beruhen. Das suggestive Kartenbild „entfaltet seine politisch betonte Leistung in dem, was es an Untergeordnetem oder Unerwünschtem typisiert, zurücktreten läßt oder verschweigt. Sie muß [...] schädliche Zufälligkeiten unangreifbar verschweigen oder verschleiern“ (HAUSHOFER 1922: 18).

4 Die Renaissance der *Grand Strategy*

Geopolitisches Denken als praktizierte *Grand Strategy* erlebt in der Zeit nach 1945 mit zwei ideologisch unterschiedlichen Weltmächten, den USA und der UdSSR, einen Aufschwung. Die Herstellung einer bipolarer räumlichen Ordnung und die Repräsentation der politischen Weltkarten nach dem Schema Wir/Sie oder Freund/Feind und die Politik des *Containment* sind Niederschlag geopolitischer Logik. Die US-amerikanische Politik der Eindämmung des sowjetischen Einflusses durch die aktive Unterstützung von potenziell gefährdeten Staaten kann als direkte praktische Anwendung der Überlegungen MACKINDERS gelesen werden.

Im Angesicht politischer und ökonomischer Krisen der 1960er- und 1970er-Jahre (Ölkrise, Anti-Vietnam-Bewegung, Erstarkung des Sozialismus, Club of Rome, Umweltbewegung) entwickelt sich eine konservative und realpolitisch orientierte Neue Geopolitik. Die Neue Geopolitik richtet ihr Augenmerk auf die Sicherung der Zugänge zu jenen Orten (oder gar deren Inbesitznahme), an denen man strategisch wichtige Ressourcen (Erdöl, Kohle, Metalle) identifiziert hat und um die in Zukunft Konflikte ausbrechen könnten (GRAY 1977). Einer ähnlichen Logik folgen heute die Überlegungen der Europäischen Union hinsichtlich sogenannter kritischer Rohstoffe (*critical raw materials*), zu denen etwa Kobalt oder Seltene Erden gehören (EUROPEAN COMMISSION 2010). Diese Rohstoffe sind für bestimmte Technologien (Glasfaser, Kondensatoren, Akkumulatoren) und Wirtschaftsbereiche von strategischer Bedeutung, zugleich wird für sie eine steigende Nachfrage angenommen. Damit einher geht der Entwurf von Strategien, wie die Versorgung aus den Produktionsländern sichergestellt werden kann (Handelsabkommen, Vermeidung von Exportrestriktionen und Marktverzerrungen, Aufbau von *Good Governance* etc.).

5 Die Kritik der geopolitischen Logik

Die weitgehend strategische Anwendung geopolitischen Denkens führte in den 1980er-Jahren zur Entwicklung einer Kritischen Geopolitik

(*critical geopolitics*). Innerhalb der Kritischen Geopolitik wird die, die klassische Geopolitik kennzeichnende, selektive und schematische Repräsentation und Regionalisierung der politisch-geographischen Differenzierung der Erde aus politisch-strategischen oder ökonomischen Motivationen nun selbst zum Gegenstand der Analyse gemacht. Das Hauptargument ist, dass die vereinfachten geopolitischen Weltordnungsmuster (deutlich in Unterscheidungen wie Wir/Sie, West/Ost, Nord/Süd, zivilisiert/unzivilisiert, strategisch wichtig/strategisch unwichtig) einer sich rasch verändernden, oftmals widersprüchlichen und damit komplexen globalisierten Wirklichkeit nicht gerecht werden (vgl. Ó TUATHAIL 1996; WOLKERSDORFER 2001).

Die Kritische Geopolitik will dabei zeigen, dass geopolitische Argumente immer von konkreten Akteuren und gesellschaftlichen Institutionen erzeugt sind – wenngleich Geopolitik gern in das Gewand geographischer Naturgesetze und damit unveränderbarer Notwendigkeiten gekleidet ist. In diesem Sinne wird Geopolitik als ein interessenabhängiges Phänomen angesprochen, das geographisches Wissen zur Stabilisierung oder Veränderung von Machtverhältnissen nutzbar macht. Dazu greift die Geopolitik auf komplexitätsreduzierende und oft stereotypisierende Ordnungsentwürfe zurück. Allerdings sind ihre Ordnungsentwürfe eingängig und können durch leicht reproduzierbare kartographische Abbildungen erfolgreich für ein breites Publikum kommuniziert werden (dies erklärt ihre Attraktivität in massenmedialen und politischen Zusammenhängen). Beispiele, die die Aufmerksamkeit kritisch-geopolitischer Analyse auf sich gezogen haben, sind der bereits angesprochene Ordnungsentwurf der bipolaren Welt, die nach dem 11. September 2001 von der US-amerikanischen Regierung ausgerufene *Axis of Evil* oder die Ordnung der Welt nach den Einflüssen der Globalisierung und funktionierenden demokratischen Institutionen in ein Zentrum (*Core*) und eine Kluft (*Gap*) durch T. Barnett.

Die Kritische Geopolitik hat zu einer Weitung des Blicks auf Geopolitik geführt, die nun als ein umfassendes soziales und kulturelles Phänomen aufgefasst wird (REDEPENNING 2006). So sind die Homogenisierungen und Stereotypisierungen von Regionen, die Ordnung der Erde nach strategisch wichtigen und unwichtigen Orten nicht nur Teil geopolitischen Denkens von Politikern oder Machthabern. Vielmehr durchziehen diese ebenso die alltäglichen Lebenswelten der Menschen und sind Teil ihrer Kommunikationen. Auch sie sind mit populären Raumrepräsentationen durchzogen, die Aussagen über den politischen und strategischen Wert der Regionen treffen: Die stereotypen Assoziationen, die man mit dem Balkan, der Türkei, dem Orient oder der Südsee verbindet, sprechen eine klare Sprache; ähnliches gilt natürlich für die Imagination des Okzidents. Diese geopolitischen Imaginationen tragen symbolische

Aufladungen von Orten und Regionen in sich und erzeugen, indem sie einzelne Regionen als höher- oder minderwertig erscheinen lassen, perfide Machtarchitekturen (vgl. LOSSAU 2000).

Um die Vielzahl von Akteuren und Institutionen, die Geopolitik betreiben, analytisch zu ordnen, wird zwischen einer praktisch-politischen, praktisch-ökonomischen, wissenschaftlich-formalisierten und populären Geopolitik unterschieden. Die praktisch-politische Geopolitik ist eine Geopolitik der politischen Regierungen und ihrer zugeordneten Bürokratie (dies beinhaltet auch Nichtregierungsorganisationen). Man denke nur an die zahlreichen Ordnungssysteme, mit denen Regierungen und Staatschefs die Welt für ihre Zwecke ordnen und dabei auf eine gut/böse- oder Freund/Feind-Unterscheidung zurückgreifen (vgl. etwa die *Axis of Evil*). Die praktisch-ökonomische Geopolitik thematisiert die Handlungen wirtschaftlicher Akteure in ihrer geographischen und politischen Relevanz: Die internationalen Spekulationen auf Rohstoffmärkten oder in Ackerböden und sonstige landwirtschaftlich genutzte Flächen (sogenanntes *Land Grabbing*) sind aktuelle und politisch gravierende Beispiele. Die wissenschaftlich-formalisierte Geopolitik geschieht in wissenschaftlichen Einrichtungen, vor allem jenen, die direkt politikberatenden Anspruch verfolgen (sogenannte *Think Tanks*, wie die Stiftung Wissenschaft und Politik oder das National Intelligence Council). Sie kann als Geopolitik einer strategieorientierten, wissenschaftliche Expertisen erstellenden Gemeinschaft bezeichnet werden. Der Ordnungsentwurf, den S. Huntington nach dem Ende des Kalten Krieges mit seinem Kampf der Kulturen (*Clash of Civilizations*) angeboten hat, gehört dazu. Die populäre Geopolitik markiert eine Geopolitik, die raumbezogenes Denken, Argumentieren und Ordnen in Populärkulturen umfasst und sich dabei der Massenmedien der Gesellschaft bedient (Filme, Zeitschriften, Musik, Internet und Web 2.0). Als Beispiel können die umstrittenen Mohammed-Karikaturen der dänischen Tageszeitung *Jyllands-Posten* genannt werden.

6 Ansatzpunkte zur Bearbeitung in der Schule

Indem aktuelle Forschungen über Geopolitik auf deren Interessengebundenheit und Parteilichkeit verweisen, kann die oben erwähnte Dimension geopolitischen Denkens als Regionalisierung der Erde und Weltordnung nach strategisch bedeutsamen oder unbedeutenden Orten und Regionen auf die konkreten Handlungen von Politikern, beratenden Wissenschaftlern oder der öffentlichen Meinung hinterfragt werden. Es bietet sich in schulischen Kontexten an, genauer nach den besonderen zeitlichen, räumlichen und gesellschaftlichen Hintergründen zu fragen,

vor denen Geopolitik gemacht wird: So ist eine Geopolitik des Erdgases (wie die seit 2005 auftretenden Konflikte über Erdgaslieferungen zwischen Russland und der Ukraine) nicht nur von anderen strategischen Überlegungen geleitet als eine Geopolitik des Wassers (etwa als zentrale Komponente im Israelisch-Palästinensischen Konflikt oder deutlich in den anhaltenden Diskussionen über die Privatisierung von Trinkwasser) (→ Konflikte). Ebenso werden je andere Orte und Regionen sowie die mit diesen Orten verknüpften Schicksale von Menschen durch die geopolitischen Kalküle in empfindlicher Weise beeinflusst. Damit sind nicht nur geopolitische Entscheidungen Thema für den Unterricht, sondern auch die veränderten Lebenswelten der Menschen vor Ort, die ins Visier geopolitischer Kalküle geraten sind.

Dabei ist zu berücksichtigen, dass Geopolitik mehr ist als eine realpolitisch motivierte Praxis von Staaten und Staatslenkern. Die strategisch motivierte Ordnung der Welt nach Kategorien wie eigen/fremd oder entwickelt/unterentwickelt spielt sich keineswegs ausschließlich in Köpfen von Eliten, etwa von Wissenschaftlern und Unternehmensführern, ab. Von wachsendem Einfluss ist die alltägliche Kommunikation in Filmen, Internet oder Zeitschriften, in denen geopolitische Argumentationen oft mit Karten, Bildern oder Tabellen gekoppelt und offeriert werden. Diese Dimensionen geopolitischen Denkens zu thematisieren, ist wichtig, weil das alte geopolitische Thema der räumlichen Fixierung (sogenannte Verräumlichung) politischer Identitäten auf sehr eingängige Weise kommuniziert wird (→ Raum). Als Medien für eine derartige Analyse bieten sich Zeitungsartikel oder Fernsehnachrichten und Dokumentationen, ebenso wie Veröffentlichungen von Regierungen oder regierungsnahen *Think Tanks* an (bspw. die *Global Trends 2030* des National Intelligence Council).

So bleibt es unerlässlich, einen kritisch-nachfragenden Blick auf die Machtpositionen zu werfen, von denen aus geopolitisch-motivierte Argumente geäußert werden. Dies meint auch, den eigenen Standpunkt in selbstreflektierender Manier zu beleuchten, denn die durch Massenmedien und Politik geäußerten geopolitischen Vorstellungen fließen stetig in unser Alltagshandeln ein: Wie oft wird die Existenz einer Achse des Bösen durch die praktisch-politische Geopolitik fraglos hingenommen? Hinterfragen wir etwa Karten der wissenschaftlich-formalisierten Geopolitik, die uns in eindrücklichen Tönen davon überzeugen, dass gesamte Staaten als politisch unsicher gelten? Sind wir sensibel und kritisch genug hinsichtlich der praktisch-ökonomischen Geopolitik des *Land Grabbing*?

Globalisierung

Globalisierung bedeutet die weltweite Ausbreitung von wirtschaftlichen, kulturellen, institutionellen, politischen und sozialen Erscheinungen. Dieser Prozess führt dazu, dass die verschiedenen Standorte und die sie umgebenden Regionen miteinander in Beziehung treten und verändert werden. Die wirtschaftliche Globalisierung umfasst Rohstoffe, Industrieprodukte und Dienstleistungen, die weltweit transportiert werden; aber auch Menschen sind als Migranten gleichermaßen Subjekte wie Objekte der Globalisierung.

Die ökonomische Globalisierung steht im Kern für die zunehmende Ausbreitung der Marktkräfte. Zugleich umfasst Globalisierung nicht gleichmäßig die ganze Welt bzw. alle Länder, sondern stets bestimmte Knotenpunkte und jeweils ökonomisch nutzbare Standorte. Einige Großräume bilden eigenständige Handelsblöcke und teilen die globale Wirtschaft auf. Zugleich haben sich im Kontext der globalisierten Welt unterschiedliche *Varieties of Capitalism* herausgebildet, mit jeweils spezifischen institutionellen Arrangements.

1 Globale Produktion von Waren und Dienstleistungen

Internationale Handelsverbindungen gab es schon in der Antike und im Mittelalter. Mit dem Kolonialismus verstärkten sich der Welthandel und die internationalen Abhängigkeiten (WALLERSTEIN 1979). Später, im Zuge der Industrialisierung, entstanden immer dichtere internationale Zuliefer- und Marktbeziehungen (DITT 2005: 52). Doch wird der Beginn der Globalisierung in der Regel in den 1960er-Jahren angesetzt, als sich multinationale Unternehmen zu den ökonomischen Schlüsselakteuren herausbildeten (FUCHS 2008). Einige dieser Unternehmen wuchsen zu „transnationalen“ Unternehmen heran, die weltweit verteilt verschiedene Entscheidungs- und Forschungszentren besitzen. Bis heute stehen die Global Player im Mittelpunkt des öffentlichen und wissenschaftlichen Interesses (MACKINNON/CUMBERS 2007: 144).

Generell gibt es für Unternehmen unterschiedliche Motive zu globalisieren. Erstens sind es Kostenvorteile, insbesondere Lohnkosten. Die

Seitenzahlen verweisen auf: Karl Marx/Friedrich Engels - Werke. (Karl) Dietz Verlag, Berlin. Band 4, 6. Auflage 1972, unveränderter Nachdruck der 1. Auflage 1959, Berlin/DDR. S. 459-493.

Karl Marx/Friedrich Engels Manifest der Kommunistischen Partei

Geschrieben im Dezember 1847/Januar 1848.

Gedruckt und als Einzelbroschüre im Februar/März 1848 in London erschienen. Der vorliegenden Ausgabe liegt der Text der letzten von Friedrich Engels besorgten deutschen Ausgabe von 1890 zugrunde.

461| Ein Gespenst geht um in Europa - das Gespenst des Kommunismus. Alle Mächte des alten Europa haben sich zu einer heiligen Hetzjagd gegen dies Gespenst verbündet, der Papst und der Zar, Metternich und Guizot, französische Radikale und deutsche Polizisten.

Wo ist die Oppositionspartei, die nicht von ihren regierenden Gegnern als kommunistisch verschrien worden wäre, wo die Oppositionspartei, die den fortgeschritteneren Oppositionsleuten sowohl wie ihren reaktionären Gegnern den brandmarkenden Vorwurf des Kommunismus nicht zurückgeschleudert hätte?

Zweierlei geht aus dieser Tatsache hervor.

Der Kommunismus wird bereits von allen europäischen Mächten als eine Macht anerkannt.

Es ist hohe Zeit, daß die Kommunisten ihre Anschauungsweise, ihre Zwecke, ihre Tendenzen vor der ganzen Welt offen darlegen und dem {1} Märchen vom Gespenst des Kommunismus ein Manifest der Partei selbst entgegenstellen.

Zu diesem Zweck haben sich Kommunisten der verschiedensten Nationalität in London versammelt und das folgende Manifest entworfen, das in englischer, französischer, deutscher, italienischer, flämischer und dänischer Sprache veröffentlicht wird.

|

Bourgeois und Proletarier (1)

|462| Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft (2) ist die Geschichte von Klassenkämpfen.

Freier und Sklave, Patrizier und Plebejer, Baron und Leibeigener, Zunftbürger und Gesell, kurz, Unterdrücker und Unterdrückte standen in stetem Gegensatz zueinander, führten einen ununterbrochenen, bald versteckten, bald offenen Kampf, einen Kampf, der jedesmal mit einer revolutionären Umgestaltung der ganzen Gesellschaft endete oder mit dem gemeinsamen Untergang der kämpfenden Klassen.

In den früheren Epochen der Geschichte finden wir fast überall eine vollständige Gliederung der Gesellschaft in verschiedene Stände, eine mannigfaltige Abstufung der gesellschaftlichen Stellungen. Im alten Rom haben wir |463| Patrizier, Ritter, Plebejer, Sklaven; im Mittelalter Feudalherren, Vasallen, Zunftbürger, Gesellen, Leibeigene, und noch dazu in fast jeder dieser Klassen besondere Abstufungen.

Die aus dem Untergang der feudalen Gesellschaft hervorgegangene moderne bürgerliche Gesellschaft hat die Klassengegensätze nicht aufgehoben. Sie hat nur neue Klassen, neue Bedingungen der Unterdrückung, neue Gestaltungen des Kampfes an die Stelle der alten gesetzt.

Unsere Epoche, die Epoche der Bourgeoisie, zeichnet sich jedoch dadurch aus, daß sie die Klassengegensätze vereinfacht hat. Die ganze Gesellschaft spaltet sich mehr und mehr in zwei große feindliche Lager, in zwei große, einander direkt gegenüberstehende Klassen: Bourgeoisie und Proletariat.

Aus den Leibeigenen des Mittelalters gingen die Pfahlbürger der ersten Städte hervor; aus dieser Pfahlbürgerschaft entwickelten sich die ersten Elemente der Bourgeoisie.

Die Entdeckung Amerikas, die Umschiffung Afrikas schufen der aufkommenden Bourgeoisie ein neues Terrain. Der ostindische und chinesische Markt, die Kolonisierung von Amerika, der Austausch mit den Kolonien, die Vermehrung der Tauschmittel und der Waren überhaupt gaben dem Handel, der Schifffahrt, der Industrie einen nie gekannten Aufschwung und da-

mit dem revolutionären Element in der zerfallenden feudalen Gesellschaft eine rasche Entwicklung.

Die bisherige feudale oder zünftige Betriebsweise der Industrie reichte nicht mehr aus für den mit neuen {2} Märkten anwachsenden Bedarf. Die Manufaktur trat an ihre Stelle. Die Zunftmeister wurden verdrängt durch den industriellen Mittelstand; die Teilung der Arbeit zwischen den verschiedenen Korporationen verschwand vor der Teilung der Arbeit in der einzelnen Werkstatt selbst.

Aber immer wuchsen die Märkte, immer stieg der Bedarf. Auch die Manufaktur reichte nicht mehr aus. Da revolutionierte der Dampf und die Maschinerie die industrielle Produktion. An die Stelle der Manufaktur trat die moderne große Industrie, an die Stelle des industriellen Mittelstandes traten die industriellen Millionäre, die Chefs ganzer industrieller Armeen, die modernen Bourgeois.

Die große Industrie hat den Weltmarkt hergestellt, den die Entdeckung Amerikas vorbereitete. Der Weltmarkt hat dem Handel, der Schifffahrt, den Landkommunikationen eine unermeßliche Entwicklung gegeben. Diese hat [464] wieder auf die Ausdehnung der Industrie zurückgewirkt, und in demselben Maße, worin Industrie, Handel, Schifffahrt, Eisenbahnen sich ausdehnten, in demselben Maße entwickelte sich die Bourgeoisie, vermehrte sie ihre Kapitalien, drängte sie alle vom Mittelalter her überlieferten Klassen in den Hintergrund.

Wir sehen also, wie die moderne Bourgeoisie selbst das Produkt eines langen Entwicklungsganges, einer Reihe von Umwälzungen in der Produktions- und Verkehrsweise ist.

Jede dieser Entwicklungsstufen der Bourgeoisie war begleitet von einem entsprechenden politischen Fortschritt {3}. Unterdrückter Stand unter der Herrschaft der Feudalherren, bewaffnete und sich selbst verwaltende Assoziation {4} in der Kommune (3), hier unabhängige städtische Republik {5}, dort dritter steuerpflichtiger Stand der Monarchie {6}, dann zur Zeit der Manufaktur Gegengewicht gegen den Adel in der ständischen oder in der absoluten Monarchie {7}, Hauptgrundlage der großen Monarchien über-

haupt, erkämpfte sie sich endlich seit der Herstellung der großen Industrie und des Weltmarktes im modernen Repräsentativstaat die ausschließliche politische Herrschaft. Die moderne Staatsgewalt ist nur ein Ausschuß, der die gemeinschaftlichen Geschäfte der ganzen Bourgeoisie verwaltet.

Die Bourgeoisie hat in der Geschichte eine höchst revolutionäre Rolle gespielt.

Die Bourgeoisie, wo sie zur Herrschaft gekommen, hat alle feudalen, patriarchalischen, idyllischen Verhältnisse zerstört. Sie hat die buntscheckigen Feudalbande, die den Menschen an seinen natürlichen Vorgesetzten knüpften, unbarmherzig zerrissen und kein anderes Band zwischen Mensch und Mensch übriggelassen als das nackte Interesse, als die gefühllose "bare Zahlung". Sie hat die heiligen Schauer der frommen Schwärmerei, der ritter- [465] lichen Begeisterung, der spießbürgerlichen Wehmut in dem eiskalten Wasser egoistischer Berechnung ertränkt. Sie hat die persönliche Würde in den Tauschwert aufgelöst und an die Stelle der zahllosen verbrieften und wohl erworbenen Freiheiten die eine gewissenlose Handelsfreiheit gesetzt. Sie hat, mit einem Wort, an die Stelle der mit religiösen und politischen Illusionen verhüllten Ausbeutung die offene, unverschämte, direkte, dürre Ausbeutung gesetzt.

Die Bourgeoisie hat alle bisher ehrwürdigen und mit frommer Scheu betrachteten Tätigkeiten ihres Heiligenscheins entkleidet. Sie hat den Arzt, den Juristen, den Pfaffen, den Poeten, den Mann der Wissenschaft in ihre bezahlten Lohnarbeiter verwandelt.

Die Bourgeoisie hat dem Familienverhältnis seinen rührend-sentimentalen Schleier abgerissen und es auf ein reines Geldverhältnis zurückgeführt.

Die Bourgeoisie hat enthüllt, wie die brutale Kraftäußerung, die die Reaktion so sehr am Mittelalter bewundert, in der trügsten Bärenhäuterei ihre passende Ergänzung fand. Erst sie hat bewiesen, was die Tätigkeit der Menschen zustande bringen kann. Sie hat ganz andere Wunderwerke vollbracht als ägyptische Pyramiden, römische Wasserleitungen und gotische Kathedralen, sie hat ganz andere Züge ausgeführt als Völkerwanderungen und Kreuzzüge.

Die Bourgeoisie kann nicht existieren, ohne die Produktionsinstrumente, also die Produktionsverhältnisse, also sämtliche gesellschaftlichen Verhältnisse fortwährend zu revolutionieren. Unveränderte Beibehaltung der alten Produktionsweise war dagegen die erste Existenzbedingung aller früheren industriellen Klassen. Die fortwährende Umwälzung der Produktion, die ununterbrochene Erschütterung aller gesellschaftlichen Zustände, die ewige Unsicherheit und Bewegung zeichnet die Bourgeoisiepoche vor allen anderen {8} aus. Alle festen eingerosteten Verhältnisse mit ihrem Gefolge von altherwürdigen Vorstellungen und Anschauungen werden aufgelöst, alle neugebildeten veralten, ehe sie verknöchern können. Alles Ständische und Stehende verdampft, alles Heilige wird entweiht, und die Menschen sind endlich gezwungen, ihre Lebensstellung, ihre gegenseitigen Beziehungen mit nüchternen Augen anzusehen.

Das Bedürfnis nach einem stets ausgedehnteren Absatz für ihre Produkte jagt die Bourgeoisie über die ganze Erdkugel. Überall muß sie sich einnisten, überall anbauen, überall Verbindungen herstellen.

[466] Die Bourgeoisie hat durch ihre {9} Exploitation des Weltmarkts die Produktion und Konsumtion aller Länder kosmopolitisch gestaltet. Sie hat zum großen Bedauern der Reaktionäre den nationalen Boden der Industrie unter den Füßen weggezogen. Die uralten nationalen Industrien sind vernichtet worden und werden noch täglich vernichtet. Sie werden verdrängt durch neue Industrien, deren Einführung eine Lebensfrage für alle zivilisierten Nationen wird, durch Industrien, die nicht mehr einheimische Rohstoffe, sondern den entlegensten Zonen angehörige Rohstoffe verarbeiten und deren Fabrikate nicht nur im Lande selbst, sondern in allen Weltteilen zugleich verbraucht werden.

An die Stelle der alten, durch Landeserzeugnisse befriedigten Bedürfnisse treten neue, welche die Produkte der entferntesten Länder und Klimate zu ihrer Befriedigung erheischen. An die Stelle der alten lokalen und nationalen Selbstgenügsamkeit und Abgeschlossenheit tritt ein allseitiger Verkehr, eine allseitige Abhängigkeit der Nationen voneinander. Und wie in der materiellen, so auch in der geistigen Produktion. Die geistigen Erzeugnisse der einzelnen Nationen werden Gemeingut. Die nationale Einseitigkeit und

Beschränktheit wird mehr und mehr unmöglich, und aus den vielen nationalen und lokalen Literaturen bildet sich eine Weltliteratur.

Die Bourgeoisie reißt durch die rasche Verbesserung aller Produktionsinstrumente, durch die unendlich erleichterte Kommunikation alle, auch die barbarischsten Nationen in die Zivilisation. Die wohlfeilen Preise ihrer Waren sind die schwere Artillerie, mit der sie alle chinesischen Mauern in den Grund schießt, mit der sie den hartnäckigsten Fremdenhaß der Barbaren zur Kapitulation zwingt. Sie zwingt alle Nationen, die Produktionsweise der Bourgeoisie sich anzueignen, wenn sie nicht zugrunde gehen wollen; sie zwingt sie, die sogenannte Zivilisation bei sich selbst einzuführen, d.h. Bourgeois zu werden. Mit einem Wort, sie schafft sich eine Welt nach ihrem eigenen Bilde.

Die Bourgeoisie hat das Land der Herrschaft der Stadt unterworfen. Sie hat enorme Städte geschaffen, sie hat die Zahl der städtischen Bevölkerung gegenüber der ländlichen in hohem Grade vermehrt und so einen bedeutenden Teil der Bevölkerung dem Idiotismus des Landlebens entrissen. Wie sie das Land von der Stadt, hat sie die barbarischen und halbbarbarischen Länder von den zivilisierten, die Bauernvölker von den Bourgeoisvölkern, den Orient vom Okzident abhängig gemacht.

Die Bourgeoisie hebt mehr und mehr die Zersplitterung der Produktionsmittel, des Besitzes und der Bevölkerung auf. Sie hat die Bevölkerung agglomeriert, die Produktionsmittel zentralisiert und das Eigentum in wenigen Händen konzentriert. Die notwendige Folge hiervon war die politische Zentralisation. Unabhängige, fast nur verbündete Provinzen mit verschiedenen Interessen, Gesetzen, Regierungen und Zöllen wurden zusammengedrängt in eine Nation, eine Regierung, ein Gesetz, ein nationales Klasseninteresse, eine Douanenlinie.

Die Bourgeoisie hat in ihrer kaum hundertjährigen Klassenherrschaft massenhaftere und kolossalere Produktionskräfte geschaffen als alle vergangenen Generationen zusammen. Unterjochung der Naturkräfte, Maschinerie, Anwendung der Chemie auf Industrie und Ackerbau, Dampfschiffahrt, Eisenbahnen, elektrische Telegraphen, Urbarmachung ganzer Weltteile, Schiffbarmachung der Flüsse, ganze aus dem Boden hervorgestampfte Be-

völkerungen - welches frühere {10} Jahrhundert ahnte, daß solche Produktionskräfte im Schoß der gesellschaftlichen Arbeit schlummerten.

Wir haben also {11} gesehen: Die Produktions- und Verkehrsmittel, auf deren Grundlage sich die Bourgeoisie heranbildete, wurden in der feudalen Gesellschaft erzeugt. Auf einer gewissen Stufe der Entwicklung dieser Produktions- und Verkehrsmittel entsprachen die Verhältnisse, worin die feudale Gesellschaft produzierte und austauschte, die feudale Organisation der Agrikultur und Manufaktur, mit einem Wort die feudalen Eigentumsverhältnisse den schon entwickelten Produktivkräften nicht mehr. Sie hemmten die Produktion, statt sie zu fördern. Sie verwandelten sich in ebensoviele Fesseln. Sie mußten gesprengt werden, sie wurden gesprengt.

An ihre Stelle trat die freie Konkurrenz mit der ihr angemessenen gesellschaftlichen und politischen Konstitution, mit der ökonomischen und politischen Herrschaft der Bourgeoisieklasse.

Unter unsern Augen geht eine ähnliche Bewegung vor. Die bürgerlichen Produktions- und Verkehrsverhältnisse, die bürgerlichen Eigentumsverhältnisse, die moderne bürgerliche Gesellschaft, die so gewaltige Produktions- und Verkehrsmittel hervorgezaubert hat, gleicht dem Hexenmeister, der die unterirdischen Gewalten nicht mehr zu beherrschen vermag, die er heraufbeschwor. Seit Dezennien ist die Geschichte der Industrie und des Handels nur {12} die Geschichte der Empörung der modernen Produktivkräfte gegen die modernen Produktionsverhältnisse, gegen die Eigentumsverhältnisse, welche die Lebensbedingungen der Bourgeoisie und ihrer Herrschaft sind. Es genügt, die Handelskrisen zu nennen, welche in ihrer periodischen Wiederkehr immer drohender die Existenz der ganzen bürgerlichen Gesellschaft in [468] Frage stellen. In den Handelskrisen wird ein großer Teil nicht nur der erzeugten Produkte, sondern {13} der bereits geschaffenen Produktivkräfte regelmäßig vernichtet. In den Krisen bricht eine gesellschaftliche Epidemie aus, welche allen früheren Epochen als ein Widersinn erschienen wäre - die Epidemie der Überproduktion. Die Gesellschaft findet sich plötzlich in einen Zustand momentaner Barbarei zurückversetzt; eine Hungersnot, ein allgemeiner Vernichtungskrieg {14} scheinen ihr alle Lebensmittel abgeschnitten zu haben; die Industrie, der Handel

scheinen vernichtet, und warum? Weil sie zuviel Zivilisation, zuviel Lebensmittel, zuviel Industrie, zuviel Handel besitzt. Die Produktivkräfte, die ihr zur Verfügung stehen, dienen nicht mehr zur Beförderung {15} der bürgerlichen Eigentumsverhältnisse; im Gegenteil, sie sind zu gewaltig für diese Verhältnisse geworden, sie werden von ihnen gehemmt; und sobald sie dies Hemmnis überwinden, bringen sie die ganze bürgerliche Gesellschaft in Unordnung, gefährden sie die Existenz des bürgerlichen Eigentums. Die bürgerlichen Verhältnisse sind zu eng geworden, um den von ihnen erzeugten Reichtum zu fassen. - Wodurch überwindet die Bourgeoisie die Krisen? Einerseits durch die erzwungene Vernichtung einer Masse von Produktivkräften; andererseits durch die Eroberung neuer Märkte und die gründlichere Ausbeutung alter {16} Märkte. Wodurch also? Dadurch, daß sie allseitigere und gewaltigere Krisen vorbereitet und die Mittel, den Krisen vorzubeugen, vermindert.

Die Waffen, womit die Bourgeoisie den Feudalismus zu Boden geschlagen hat, richten sich jetzt gegen die Bourgeoisie selbst.

Aber die Bourgeoisie hat nicht nur die Waffen geschmiedet, die ihr den Tod bringen; sie hat auch die Männer gezeugt, die diese Waffen führen werden - die modernen Arbeiter, die Proletarier.

In demselben Maße, worin sich die Bourgeoisie, d.h. das Kapital, entwickelt, in demselben Maße entwickelt sich das Proletariat, die Klasse der modernen Arbeiter, die nur so lange leben, als sie Arbeit finden, und die nur so lange Arbeit finden, als ihre Arbeit das Kapital vermehrt. Diese Arbeiter, die sich stückweis verkaufen müssen, sind eine Ware wie jeder andere Handelsartikel und daher gleichmäßig allen Wechselfällen der Konkurrenz, allen Schwankungen des Marktes ausgesetzt.

Die Arbeit der Proletarier hat durch die Ausdehnung der Maschinerie und die Teilung der Arbeit allen selbständigen Charakter und damit allen Reiz für die {17} Arbeiter verloren. Er wird ein bloßes Zubehör der Maschine, von dem [469] nur der einfachste, eintönigste, am leichtesten erlernbare Handgriff verlangt wird. Die Kosten, die der Arbeiter verursacht, beschränken sich daher fast nur auf die Lebensmittel, die er zu seinem Unterhalt und zur Fortpflanzung seiner Race bedarf. Der Preis einer Ware, also auch der

Arbeit, ist aber gleich ihren Produktionskosten. In demselben Maße, in dem die Widerwärtigkeit der Arbeit wächst, nimmt daher der Lohn ab. Noch mehr, in demselben Maße, wie Maschinerie und Teilung der Arbeit zunehmen, in demselben Maße nimmt auch die Masse {18} der Arbeit zu, sei es durch Vermehrung der Arbeitsstunden, sei es durch Vermehrung der in einer gegebenen Zeit geforderten Arbeit, beschleunigten Lauf der Maschinen usw.

Die moderne Industrie hat die kleine Werkstube des patriarchalischen Meisters in die große Fabrik des industriellen Kapitalisten verwandelt. Arbeitermassen, in der Fabrik zusammengedrängt, werden soldatisch organisiert. Sie werden als gemeine Industriesoldaten unter die Aufsicht einer vollständigen Hierarchie von Unteroffizieren und Offizieren gestellt. Sie sind nicht nur Knechte der Bourgeoisie, des Bourgeoisstaates, sie sind täglich und stündlich geknechtet von der Maschine, von dem Aufseher und vor allem von den {19} einzelnen fabrizierenden Bourgeois selbst. Diese Despotie ist um so kleinlicher, gehässiger, erbitterter, je offener sie den Erwerb als ihren {20} Zweck proklamiert.

Je weniger die Handarbeit Geschicklichkeit und Kraftäußerung erheischt, d.h. je mehr die moderne Industrie sich entwickelt, desto mehr wird die Arbeit der Männer durch die der Weiber {21} verdrängt. Geschlechts- und Altersunterschiede haben keine gesellschaftliche Geltung mehr für die Arbeiterklasse. Es gibt nur noch Arbeitsinstrumente, die je nach Alter und Geschlecht verschiedene Kosten machen.

Ist die Ausbeutung des Arbeiters durch den Fabrikanten so weit beendet, daß er seinen Arbeitslohn bar ausgezahlt erhält, so fallen die anderen Teile der Bourgeoisie über ihn her, der Hausbesitzer, der Krämer, der Pfandleiher {22} usw.

Die bisherigen kleinen Mittelstände, die kleinen Industriellen, Kaufleute und Rentiers, die Handwerker und Bauern, alle diese Klassen fallen ins Proletariat hinab, teils dadurch, daß ihr kleines Kapital für den Betrieb der großen Industrie nicht ausreicht und der Konkurrenz mit den größeren Kapitalisten erliegt, teils dadurch, daß ihre Geschicklichkeit von neuen Produkti-

onsweisen entwertet wird. So rekrutiert sich das Proletariat aus allen Klassen der Bevölkerung.

[470] Das Proletariat macht verschiedene Entwicklungsstufen durch. Sein Kampf gegen die Bourgeoisie beginnt mit seiner Existenz.

Im Anfang kämpfen die einzelnen Arbeiter, dann die Arbeiter einer Fabrik, dann die Arbeiter eines Arbeitszweiges an einem Ort gegen den einzelnen Bourgeois, der sie direkt ausbeutet. Sie richten ihre Angriffe nicht nur gegen die bürgerlichen Produktionsverhältnisse, sie richten sie gegen die Produktionsinstrumente selbst; sie vernichten die fremden konkurrierenden Waren, sie zerschlagen die Maschinen, sie stecken die Fabriken in Brand, die suchen {23} die untergegangene Stellung des mittelalterlichen Arbeiters wiederzuerlangen.

Auf dieser Stufe bilden die Arbeiter eine über das Land zerstreute und durch die Konkurrenz zersplitterte Masse. Massenhaftes Zusammenhalten der Arbeiter ist noch nicht die Folge ihrer eigenen Vereinigung, sondern die Folge der Vereinigung der Bourgeoisie, die zur Erreichung ihrer eigenen politischen Zwecke das ganze Proletariat in Bewegung setzen muß und es einstweilen noch kann.

Auf dieser Stufe bekämpfen die Proletarier also noch nicht ihre Feinde, sondern die Feinde ihrer Feinde, die Reste der absoluten Monarchie, die Grundeigentümer, die nichtindustriellen Bourgeois, die Kleinbürger. Die ganze geschichtliche Bewegung ist so in den Händen der Bourgeoisie konzentriert; jeder Sieg, der so errungen wird, ist ein Sieg der Bourgeoisie.

Aber mit der Entwicklung der Industrie vermehrt sich nicht nur das Proletariat; es wird in größeren Massen zusammengedrängt, seine Kraft wächst, und es fühlt sie immer mehr. Die Interessen, die Lebenslagen innerhalb des Proletariats gleichen sich immer mehr aus, indem die Maschinerie mehr und mehr die Unterschiede der Arbeit verwischt und den Lohn fast überall auf ein gleich niedriges Niveau herabdrückt. Die wachsende Konkurrenz der Bourgeois unter sich und die daraus hervorgehenden Handelskrisen machen den Lohn der Arbeiter immer schwankender; die immer rascher sich entwickelnde, unaufhörliche Verbesserung der Maschinerie macht ihre

ganze Lebensstellung immer unsicherer; immer mehr nehmen die Kollisionen zwischen dem einzelnen Arbeiter und dem einzelnen Bourgeois den Charakter von Kollisionen zweier Klassen an. Die Arbeiter beginnen damit, Koalitionen {24} gegen die Bourgeois zu bilden; sie treten zusammen zur Behauptung ihres Arbeitslohns. Sie stiften selbst dauernde Assoziationen, um sich für die gelegentlichen Empörungen zu verproviantieren. Stellenweis bricht der Kampf in Emeuten aus.

|471| Von Zeit zu Zeit siegen die Arbeiter, aber nur vorübergehend. Das eigentliche Resultat ihrer Kämpfe ist nicht der unmittelbare Erfolg, sondern die immer weiter um sich greifende Vereinigung der Arbeiter. Sie wird befördert durch die wachsenden Kommunikationsmittel, die von der großen Industrie erzeugt werden und die Arbeiter der verschiedenen Lokalitäten miteinander in Verbindung setzen. Es bedarf aber bloß der Verbindung, um die vielen Lokalkämpfe von überall gleichem Charakter zu einem nationalen, zu einem Klassenkampf zu zentralisieren. Jeder Klassenkampf ist aber {25} ein politischer Kampf. Und die Vereinigung, zu der die Bürger des Mittelalters mit ihren Vizinalwegen Jahrhunderte bedurften, bringen die modernen Proletarier mit den Eisenbahnen in wenigen Jahren zustande.

Diese Organisation der Proletarier zur Klasse, und damit zur politischen Partei, wird jeden Augenblick wieder gesprengt durch die Konkurrenz unter den Arbeitern selbst. Aber sie erhebt immer wieder, stärker, fester, mächtiger. Sie erzwingt die Anerkennung einzelner Interesse der Arbeiter in Gesetzesform, indem sie die Spaltungen der Bourgeoisie unter sich benutzt. So die Zehnstundenbill in England.

Die Kollisionen der alten Gesellschaft überhaupt fördern mannigfach den Entwicklungsgang des Proletariats. Die Bourgeoisie befindet sich in fortwährendem Kampfe: anfangs gegen die Aristokratie; später gegen die Teile der Bourgeoisie selbst, deren Interessen mit dem Fortschritt der Industrie in Widerspruch geraten; stets gegen die Bourgeoisie aller auswärtigen Länder. In allen diesen Kämpfen sieht sie sich genötigt, an das Proletariat zu appellieren, seine Hülfe in Anspruch zu nehmen und es so in die politische Bewegung hineinzureißen. Sie selbst führt also dem Proletariat ihre eigenen {26} Bildungselemente, d.h. Waffen gegen sich selbst, zu.

Es werden ferner, wie wir sahen, durch den Fortschritt der Industrie ganze Bestandteile der herrschenden Klasse ins Proletariat hinabgeworfen oder wenigstens in ihren Lebensbedingungen bedroht. Auch sie führen dem Proletariat eine Masse Bildungselemente {27} zu.

In Zeiten endlich, wo der Klassenkampf sich der Entscheidung nähert, nimmt der Auflösungsprozeß innerhalb der herrschenden Klasse, innerhalb der ganzen alten Gesellschaft, einen so heftigen, so grellen Charakter an, daß ein kleiner Teil der herrschenden Klasse sich von ihr lossagt und sich der revolutionären Klasse anschließt, der Klasse, welche die Zukunft in ihren Händen trägt. Wie daher früher ein Teil des Adels zur Bourgeoisie überging, so geht jetzt ein Teil der Bourgeoisie zum Proletariat über, und namentlich ein Teil dieser Bourgeoisideologen, welche zum theoretischen Verständnis der ganzen geschichtlichen Bewegung sich hinaufgearbeitet haben.

Von allen Klassen, welche heutzutage der Bourgeoisie gegenüberstehen, ist nur das Proletariat eine wirklich revolutionäre Klasse. Die übrigen Klassen verkommen und gehen unter mit der großen Industrie, das Proletariat ist ihr eigenstes Produkt.

Die Mittelstände, der kleine Industrielle, der kleine Kaufmann, der Handwerker, der Bauer, sie alle bekämpfen die Bourgeoisie, um ihre Existenz als Mittelstände vor dem Untergang zu sichern. Sie sind also nicht revolutionär, sondern konservativ. Noch mehr, sie sind reaktionär {28}, sie suchen das Rad der Geschichte zurückzudrehen. Sind sie revolutionär, so sind sie es im Hinblick auf den ihnen bevorstehenden Übergang ins Proletariat, so verteidigen sie nicht ihre gegenwärtigen, sondern ihre zukünftigen Interessen, so verlassen sie ihren eigenen Standpunkt, um sich auf den des Proletariats zu stellen. -

Das Lumpenproletariat, diese passive Verfaulung der untersten Schichten der alten Gesellschaft, wird durch eine proletarische Revolution stellenweise in die Bewegung hineingeschleudert, seiner ganzen Lebenslage nach wird es bereitwilliger sein, sich zu reaktionären Umtrieben erkaufen zu lassen.

Die Lebensbedingungen der alten Gesellschaft sind schon vernichtet in den Lebensbedingungen des Proletariats. Der Proletarier ist eigentumslos; sein Verhältnis zu Weib und Kindern hat nichts mehr gemein mit dem bürgerlichen Familienverhältnis; die moderne industrielle Arbeit, die moderne Unterjochung unter das Kapital, dieselbe in England wie in Frankreich, in Amerika wie in Deutschland, hat ihm allen nationalen Charakter abgestreift. Die Gesetze, die Moral, die Religion sind für ihn ebenso viele bürgerliche Vorurteile, hinter denen sich ebenso viele bürgerliche Interessen verstecken.

Alle früheren Klassen, die sich die Herrschaft eroberten, suchten ihre schon erworbene Lebensstellung zu sichern, indem sie die ganze Gesellschaft den Bedingungen ihres Erwerbs unterwarfen. Die Proletarier können sich die gesellschaftlichen Produktivkräfte nur erobern, indem sie ihre eigene bisherige Aneignungsweise und damit die ganze bisherige Aneignungsweise abschaffen. Die Proletarier haben nichts von dem Ihrigen zu sichern, sie haben alle bisherigen Privatsicherheiten {29} und Privatversicherungen zu zerstören.

Alle bisherigen Bewegungen waren Bewegungen von Minoritäten oder im Interesse von Minoritäten. Die proletarische Bewegung ist die selbständige Bewegung der ungeheuren Mehrzahl im Interesse der ungeheuren Mehrzahl. Das Proletariat, die unterste Schicht der jetzigen Gesellschaft, [473] kann sich nicht erheben, nicht aufrichten, ohne daß der ganze Überbau der Schichten, die die offizielle Gesellschaft bilden, in die Luft gesprengt wird.

Obgleich nicht dem Inhalt, ist der Form nach der Kampf des Proletariats gegen die Bourgeoisie zunächst ein nationaler. Das Proletariat eines jeden Landes muß natürlich zuerst mit seiner eigenen Bourgeoisie fertig werden.

Indem wir die allgemeinsten Phasen der Entwicklung des Proletariats zeichneten, verfolgten wir den mehr oder minder versteckten Bürgerkrieg innerhalb der bestehenden Gesellschaft bis zu dem Punkt, wo er in eine offene Revolution ausbricht und durch den gewaltsamen Sturz der Bourgeoisie das Proletariat seine Herrschaft begründet.

Alle bisherige Gesellschaft beruhte, wie wir gesehen haben, auf dem Gegensatz unterdrückender und unterdrückter Klassen. Um aber eine Klasse

unterdrücken zu können, müssen ihr Bedingungen gesichert sein, innerhalb derer sie wenigstens ihre knechtische Existenz fristen kann. Der Leibeigene hat sich zum Mitglied der Kommune in der Leibeigenschaft herangearbeitet wie der Kleinbürger zum Bourgeois unter dem Joch des feudalistischen Absolutismus. Der moderne Arbeiter dagegen, statt sich mit dem Fortschritt der Industrie zu heben, sinkt immer tiefer unter die Bedingungen seiner eigenen Klasse herab. Der Arbeiter wird zum Pauper, und der Pauperismus entwickelt sich noch schneller {30} als Bevölkerung und Reichtum.

Es tritt hiermit offen hervor, daß die Bourgeoisie unfähig ist, noch länger die herrschende Klasse der Gesellschaft zu bleiben und die Lebensbedingungen ihrer Klasse der Gesellschaft als regelndes Gesetz aufzuzwingen. Sie ist unfähig zu herrschen, weil sie unfähig ist, ihrem Sklaven die Existenz selbst innerhalb seiner Sklaverei zu sichern, weil sie gezwungen ist, ihn in eine Lage herabsinken zu lassen, wo sie ihn ernähren muß, statt von ihm ernährt zu werden. Die Gesellschaft kann nicht mehr unter ihr leben, d.h., ihr Leben ist nicht mehr verträglich mit der Gesellschaft.

Die wesentliche {31} Bedingung für die Existenz und für die Herrschaft der Bourgeoisie ist die Anhäufung des Reichtums in den Händen von Privaten, die Bildung und Vermehrung des Kapitals; die Bedingung des Kapitals ist die Lohnarbeit. Die Lohnarbeit beruht ausschließlich auf der Konkurrenz der Arbeiter unter sich. Der Fortschritt der Industrie, dessen willenloser und widerstandsloser Träger die Bourgeoisie ist, setzt an die Stelle der Isolierung der Arbeiter durch die Konkurrenz ihre revolutionäre Vereini- [474] gung durch die Assoziation. Mit der Entwicklung der großen Industrie wird also unter den Füßen der Bourgeoisie die Grundlage selbst hinweggezogen {32}, worauf sie produziert und die Produkte sich aneignet. Sie produziert vor allem ihren {33} eigenen Totengräber. Ihr Untergang und der Sieg des Proletariats sind gleich unvermeidlich.

II

Proletarier und Kommunisten

In welchem Verhältnis stehen die Kommunisten zu den Proletariern überhaupt?

Die Kommunisten sind keine besondere Partei gegenüber den andern Arbeiterparteien.

Sie haben keine von den Interessen des ganzen Proletariats getrennten Interessen.

Sie stellen keine besonderen {34} Prinzipien auf, wonach sie die proletarische Bewegung modeln wollen.

Die Kommunisten unterscheiden sich von den übrigen proletarischen Parteien nur dadurch, daß sie einerseits {35} in den verschiedenen nationalen Kämpfen der Proletarier die gemeinsamen, von der Nationalität unabhängigen Interessen des gesamten Proletariats hervorheben und zur Geltung bringen, andererseits dadurch, daß sie in den verschiedenen Entwicklungsstufen, welche der Kampf zwischen Proletariat und Bourgeoisie durchläuft, stets das Interesse der Gesamtbewegung vertreten.

Die Kommunisten sind also praktisch der entschiedenste, immer weitertreibende Teil der Arbeiterparteien aller Länder; sie haben theoretisch vor der übrigen Masse des Proletariats die Einsicht in die Bedingungen, den Gang und die allgemeinen Resultate der proletarischen Bewegung voraus.

Der nächste Zweck der Kommunisten ist derselbe wie der aller übrigen proletarischen Parteien: Bildung des Proletariats zur Klasse, Sturz der Bourgeoisie, Eroberung der politischen Macht durch das Proletariat. Die theoretischen Sätze der Kommunisten beruhen keineswegs auf Ideen, auf Prinzipien, die von diesem oder jenem Weltverbesserer erfunden oder entdeckt sind.

[475] Sie sind nur allgemeine Ausdrücke tatsächlicher Verhältnisse eines existierenden Klassenkampfes, einer unter unseren Augen vor sich gehen-

den geschichtlichen Bewegung. Die Abschaffung bisheriger Eigentumsverhältnisse ist nichts den {36} Kommunismus eigentümlich Bezeichnendes.

Alle Eigentumsverhältnisse waren einem beständigen geschichtlichen Wandel, einer beständigen geschichtlichen Veränderung unterworfen.

Die Französische Revolution z.B. schaffte das Feudaleigentum zugunsten des bürgerlichen ab.

Was den Kommunismus auszeichnet, ist nicht die Abschaffung des Eigentums überhaupt, sondern die Abschaffung des bürgerlichen Eigentums.

Aber das moderne bürgerliche Privateigentum ist der letzte und vollendete Ausdruck der Erzeugung und Aneignung der Produkte, die auf Klassengegensätzen,{37} auf der Ausbeutung der einen {38} durch die andern {39} beruht.

In diesem Sinn können die Kommunisten ihre Theorie in dem einen Ausdruck: Aufhebung des Privateigentums, zusammenfassen.

Man hat uns Kommunisten vorgeworfen, wir wollten das persönlich erworbene, selbsterarbeitete Eigentum abschaffen; das Eigentum, welches die Grundlage aller persönlichen Freiheit, Tätigkeit und Selbständigkeit bilde.

Erarbeitetes, erworbenes, selbstverdientes Eigentum! Sprecht ihr von dem kleinbürgerlichen, kleinbäuerlichen Eigentum, welches dem bürgerlichen Eigentum vorherging? Wir brauchen es nicht abzuschaffen, die Entwicklung der Industrie hat es abgeschafft und schafft es täglich ab.

Oder sprecht ihr vom modernen bürgerlichen Privateigentum?

Schafft aber die Lohnarbeit, die Arbeit des Proletariers ihm Eigentum? Keineswegs. Sie schafft das Kapital, d.h. das Eigentum, welches die Lohnarbeit ausbeutet, welches sich nur unter der Bedingung vermehren kann, daß es neue Lohnarbeit erzeugt, um sie von neuem auszubeuten. Das Eigentum in seiner heutigen Gestalt bewegt sich in dem Gegensatz von Kapital und Lohnarbeit. Betrachten wir die beiden Seiten dieses Gegensatzes.

Kapitalist sein, heißt nicht nur eine rein persönliche, sondern eine gesellschaftliche Stellung in der Produktion einzunehmen. Das Kapital ist ein gemeinschaftliches Produkt und kann nur durch eine gemeinsame Tätigkeit

vieler Mitglieder, ja in letzter Instanz nur durch die gemeinsame Tätigkeit aller Mitglieder der Gesellschaft in Bewegung gesetzt werden.

[476] Das Kapital ist also keine persönliche, es ist eine gesellschaftliche Macht.

Wenn also das Kapital in ein gemeinschaftliches, allen Mitgliedern der Gesellschaft angehöriges Eigentum verwandelt wird, so verwandelt sich nicht persönliches Eigentum in gesellschaftliches. Nur der gesellschaftliche Charakter des Eigentums verwandelt sich. Er verliert seinen Klassencharakter.

Kommen wir zur Lohnarbeit:

Der Durchschnittspreis der Lohnarbeit ist das Minimum des Arbeitslohnes, d.h. die Summe der Lebensmittel, die notwendig sind, um den Arbeiter als Arbeiter am Leben zu erhalten. Was also der Lohnarbeiter durch seine Tätigkeit sich aneignet, reicht bloß dazu hin, um sein nacktes Leben wieder zu erzeugen. Wir wollen diese persönliche Aneignung der Arbeitsprodukte zur Wiedererzeugung des unmittelbaren Lebens keineswegs abschaffen, eine Aneignung, die keinen Reinertrag übrigläßt, der Macht über fremde Arbeit geben könnte. Wir wollen nur den elenden Charakter dieser Aneignung aufheben, worin der Arbeiter nur lebt, um das Kapital zu vermehren, nur so weit lebt, wie es das Interesse der herrschenden Klasse erheischt.

In der bürgerlichen Gesellschaft ist die lebendige Arbeit nur ein Mittel, die aufgehäuften Arbeit zu vermehren. In der kommunistischen Gesellschaft ist die aufgehäuften Arbeit nur ein Mittel, um den Lebensprozeß der Arbeiter zu erweitern, zu bereichern, zu befördern.

In der bürgerlichen Gesellschaft herrscht also die Vergangenheit über die Gegenwart, in der kommunistischen die Gegenwart über die Vergangenheit. In der bürgerlichen Gesellschaft ist das Kapital selbständig und persönlich, während das tätige Individuum unselbständig und unpersönlich ist.

Und die Aufhebung dieses Verhältnisses nennt die Bourgeoisie Aufhebung der Persönlichkeit und Freiheit! Und mit Recht. Es handelt sich allerdings um die Aufhebung der Bourgeois-Persönlichkeit, -Selbständigkeit und -Freiheit.

Unter Freiheit versteht man innerhalb der jetzigen bürgerlichen Produktionsverhältnisse den freien Handel, den freien Kauf und Verkauf.

Fällt aber der Schacher, so fällt auch der freie Schacher. Die Redensarten vom freien Schacher, wie alle übrigen Freiheitsbravaden unserer Bourgeoisie {40}, haben überhaupt nur einen Sinn gegenüber dem gebundenen Schacher, gegenüber dem geknechteten Bürger des Mittelalters, nicht aber gegenüber der kommunistischen Aufhebung des Schachers, der bürgerlichen Produktionsverhältnisse und der Bourgeoisie selbst.

[477] Ihr entsetzt euch darüber, daß wir das Privateigentum aufheben wollen. Aber in eurer bestehenden Gesellschaft ist das Privateigentum für neun Zehntel ihrer Mitglieder aufgehoben, es existiert gerade dadurch, daß es für neun Zehntel nicht existiert. Ihr werft uns also vor, daß wir ein Eigentum aufheben wollen, welches die Eigentumslosigkeit der ungeheuren Mehrzahl der Gesellschaft als notwendige Bedingung voraussetzt.

Ihr werft uns mit einem Worte vor, daß wir euer Eigentum aufheben wollen. Allerdings, das wollen wir.

Von dem Augenblick an, wo die Arbeit nicht mehr in Kapital, Geld, Grundrente, kurz, in eine monopolisierbare gesellschaftliche Macht verwandelt werden kann, d.h. von dem Augenblick, wo das persönliche Eigentum nicht mehr in bürgerliches umschlagen kann, von dem Augenblick an erklärt ihr, die Person sei aufgehoben.

Ihr gesteht also, daß ihr unter der Person niemanden anders versteht als den Bourgeois, den bürgerlichen Eigentümer. Und diese Person soll allerdings aufgehoben werden.

Der Kommunismus nimmt keinem die Macht, sich gesellschaftliche Produkte anzueignen, er nimmt nur die Macht, sich durch diese Aneignung fremde Arbeit zu unterjochen.

Man hat eingewendet, mit der Aufhebung des Privateigentums werde alle Tätigkeit aufhören, und eine allgemeine Faulheit einreißen.

Hiernach müßte die bürgerliche Gesellschaft längst an der Trägheit zugrunde gegangen sein; denn die in ihr arbeiten, erwerben nicht, und die in ihr

erwerben, arbeiten nicht. Das ganze Bedenken läuft auf die Tautologie hinaus, daß es keine Lohnarbeit mehr gibt, sobald es kein Kapital mehr gibt.

Alle Einwürfe, die gegen die kommunistische Aneignungs- und Produktionsweise der materiellen Produkte gerichtet werden, sind ebenso auf die Aneignung und Produktion der geistigen Produkte ausgedehnt worden. Wie für den Bourgeois das Aufhören des Klasseneigentums das Aufhören der Produktion selbst ist, so ist für ihn das Aufhören der Klassenbildung identisch mit dem Aufhören der Bildung überhaupt.

Die Bildung, deren Verlust er bedauert, ist für die enorme Mehrzahl die Heranbildung zur Maschine.

Aber streitet nicht mit uns, indem ihr an euren bürgerlichen Vorstellungen von Freiheit, Bildung, Recht usw. die Abschaffung des bürgerlichen Eigentums meßt. Eure Ideen selbst sind Erzeugnisse der bürgerlichen Produktions- und Eigentumsverhältnisse, wie euer Recht nur der zum Gesetz erhobene Wille eurer Klasse ist, ein Wille, dessen Inhalt gegeben ist in den materiellen Lebensbedingungen eurer Klasse.

[478] Die interessierte Vorstellung, worin ihr eure Produktions- und Eigentumsverhältnisse aus geschichtlichen, in dem Lauf der Produktion vorübergehenden Verhältnissen in ewige Natur- und Vernunftgesetze verwandelt, teilt ihr mit allen untergegangenen herrschenden Klassen. Was ihr für das antike Eigentum begreift, was ihr für das feudale Eigentum begreift, dürft ihr nicht mehr begreifen für das bürgerliche Eigentum.-

Aufhebung der Familie! Selbst die Radikalsten ereifern sich über diese schändliche Absicht der Kommunisten.

Worauf beruht die gegenwärtige, die bürgerliche Familie? Auf dem Kapital, auf dem Privaterwerb. Vollständig entwickelt existiert sie nur für die Bourgeoisie; aber sie findet ihre Ergänzung in der erzwungenen Familienlosigkeit der Proletarier und der öffentlichen Prostitution.

Die Familie der {41} Bourgeois fällt natürlich weg mit dem Wegfallen dieser ihrer Ergänzung, und beide verschwinden mit dem Verschwinden des Kapitals.

Werft ihr uns vor, daß wir die Ausbeutung der Kinder durch ihre Eltern aufheben wollen? Wir gestehen dieses Verbrechen ein.

Aber, sagt ihr, wir heben die trauesten Verhältnisse auf, indem wir an die Stelle der häuslichen Erziehung die gesellschaftliche setzen.

Und ist nicht auch eure Erziehung durch die Gesellschaft bestimmt? Durch die gesellschaftlichen Verhältnisse, innerhalb derer {42} ihr erzieht, durch die direktere oder indirektere Einmischung der Gesellschaft, vermittelt der Schule usw.? Die Kommunisten erfinden nicht die Einwirkung der Gesellschaft auf die Erziehung; sie verändern nur ihren Charakter, sie entreißen die Erziehung dem Einfluß der herrschenden Klasse.

Die bürgerlichen Redensarten über Familie und Erziehung, über das traute Verhältnis von Eltern und Kindern werden um so ekelhafter, je mehr infolge der großen Industrie alle Familienbände für die Proletarier zerrissen und die Kinder in einfache Handelsartikel und Arbeitsinstrumente verwandelt werden.

Aber ihr Kommunisten wollt die Weibergemeinschaft einführen, schreit uns die ganze Bourgeoisie im Chor entgegen.

Der Bourgeois sieht in seiner Frau ein bloßes Produktionsinstrument. Er hört, daß die Produktionsinstrumente gemeinschaftlich ausgebeutet werden sollen, und kann sich natürlich nichts anderes denken, als daß das Los der Gemeinschaftlichkeit die Weiber gleichfalls treffen wird.

[479] Er ahnt nicht, daß es sich eben darum handelt, die Stellung der Weiber als bloßer Produktionsinstrumente aufzuheben.

Übrigens ist nichts lächerlicher als das hochmoralische Entsetzen unserer Bourgeois über die angebliche offizielle Weibergemeinschaft der Kommunisten. Die Kommunisten brauchen die Weibergemeinschaft nicht einzuführen, sie hat fast immer existiert.

Unsre Bourgeois, nicht zufrieden damit, daß ihnen die Weiber und Töchter ihrer Proletarier zur Verfügung stehen, von der offiziellen Prostitution gar nicht zu sprechen, finden ein Hauptvergnügen darin, ihre Ehefrauen wechselseitig zu verführen.

Die bürgerliche Ehe ist in Wirklichkeit die Gemeinschaft der Ehefrauen. Man könnte höchstens den Kommunisten vorwerfen, daß sie an {43} Stelle einer heuchlerisch versteckten eine offizielle, offenherzige Weibergemeinschaft einführen wollten {44}. Es versteht sich übrigens von selbst, daß mit Aufhebung der jetzigen Produktionsverhältnisse auch die aus ihnen hervorgehende Weibergemeinschaft, d.h. die offizielle und nichtoffizielle Prostitution, verschwindet.

Den Kommunisten ist ferner vorgeworfen worden, sie wollten das Vaterland, die Nationalität abschaffen. Die Arbeiter haben kein Vaterland. Man kann ihnen nicht nehmen, was sie nicht haben. Indem das Proletariat zunächst sich die politische Herrschaft erobern, sich zur nationalen Klasse {45} erheben, sich selbst als Nation konstituieren muß, ist es selbst noch national, wenn auch keineswegs im Sinne der Bourgeoisie.

Die nationalen Absonderungen und Gegensätze der Völker verschwinden mehr und mehr schon mit der Entwicklung der Bourgeoisie, mit der Handelsfreiheit, dem Weltmarkt, der Gleichförmigkeit der industriellen Produktion und der ihr entsprechenden Lebensverhältnisse.

Die Herrschaft des Proletariats wird sie noch mehr verschwinden machen. Vereinigte Aktion, wenigstens der zivilisierten Länder, ist eine der ersten Bedingungen seiner Befreiung.

In dem Maße, wie die Exploitation des einen Individuums durch das andere aufgehoben wird, wird die Exploitation einer Nation durch die andere aufgehoben. Mit dem Gegensatz der Klassen im Innern der Nation {46} fällt die feindliche Stellung der Nationen gegeneinander.

[480] Die Anklagen gegen den Kommunismus, die von religiösen, philosophischen und ideologischen Gesichtspunkten überhaupt erhoben werden, verdienen keine ausführlichere Erörterung.

Bedarf es tiefer Einsicht, um zu begreifen, daß mit den Lebensverhältnissen der Menschen, mit ihren gesellschaftlichen Beziehungen, mit ihrem gesellschaftlichen Dasein, auch ihre Vorstellungen, Anschauungen und Begriffe, mit einem Worte auch ihr Bewußtsein sich ändert?

Was beweist die Geschichte der Ideen anders, als daß die geistige Produktion sich mit der materiellen umgestaltet? Die herrschenden Ideen einer Zeit waren stets nur die Ideen der herrschenden Klasse.

Man spricht von Ideen, welche eine ganze Gesellschaft revolutionieren; man spricht damit nur die Tatsache aus, daß sich innerhalb der alten Gesellschaft die Elemente einer neuen gebildet haben, daß mit der Auflösung der alten Lebensverhältnisse die Auflösung der alten Ideen gleichen Schritt hält.

Als die alte Welt im Untergehen begriffen war, wurden die alten Religionen von der christlichen Religion besiegt. Als die christlichen Ideen im 18. Jahrhundert den Aufklärungsideen unterlagen, rang die feudale Gesellschaft ihren Todeskampf mit der damals revolutionären Bourgeoisie. Die Ideen der Gewissens- und Religionsfreiheit sprachen nur die Herrschaft der freien Konkurrenz auf dem Gebiete des Wissens {47} aus.

"Aber", wird man sagen, "religiöse, moralische, philosophische, politische, rechtliche Ideen usw. modifizieren sich allerdings im Lauf der geschichtlichen Entwicklung. Die Religion, die Moral, die Philosophie, die Politik, das Recht erhielten sich stets in diesem Wechsel. Es gibt zudem ewige Wahrheiten, wie Freiheit, Gerechtigkeit usw., die allen gesellschaftlichen Zuständen gemeinsam sind. Der Kommunismus aber schafft die ewigen Wahrheiten ab, er schafft die Religion ab, die Moral, statt sie neu zu gestalten, er widerspricht also allen bisherigen geschichtlichen Entwicklungen."

Worauf reduziert sich diese Anklage? Die Geschichte der ganzen bisherigen Gesellschaft bewegte sich in Klassengegensätzen, die in den verschiedensten Epochen verschieden gestaltet waren. Welche Form sie aber auch immer angenommen, die Ausbeutung des einen Teils der Gesellschaft durch den andern ist eine allen vergangenen Jahrhunderten gemeinsame Tatsache. Kein Wunder daher, daß das gesellschaftliche Bewußtsein aller Jahrhunderte, aller Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit zum Trotz, in gewissen gemeinsamen Formen sich bewegt, [481] in {48} Bewußtseinsformen, die nur mit dem gänzlichen Verschwinden des Klassengegensatzes sich vollständig auflösen.

Die kommunistische Revolution ist das radikalste Brechen mit den überlieferten Eigentumsverhältnissen; kein Wunder, daß in ihrem Entwicklungsgange am radikalsten mit den überlieferten Ideen gebrochen wird.

Doch lassen wir die Einwürfe der Bourgeoisie gegen den Kommunismus.

Wir sahen schon oben, daß der erste Schritt in der Arbeiterrevolution die Erhebung des Proletariats zur herrschenden Klasse, die Erkämpfung der Demokratie ist.

Das Proletariat wird seine politische Herrschaft dazu benutzen, der Bourgeoisie nach und nach alles Kapital zu entreißen, alle Produktionsinstrumente in den Händen des Staats, d.h. des als herrschende Klasse organisierten Proletariats, zu zentralisieren und die Masse der Produktionskräfte möglichst rasch zu vermehren.

Es kann dies natürlich zunächst nur geschehen vermitteltst despotischer Eingriffe in das Eigentumsrecht und in die bürgerlichen Produktionsverhältnisse, durch Maßregeln also, die ökonomisch unzureichend und unhaltbar erscheinen, die aber im Lauf der Bewegung über sich selbst hinaustreiben und als Mittel zur Umwälzung der ganzen Produktionsweise unvermeidlich sind.

Diese Maßregeln werden natürlich je nach den verschiedenen Ländern verschieden sein.

Für die fortgeschrittensten Länder werden jedoch die folgenden ziemlich allgemein in Anwendung kommen können:

1. Expropriation des Grundeigentums und Verwendung der Grundrente zu Staatsausgaben.
2. Starke Progressivsteuer.
3. Abschaffung des Erbrechts.
4. Konfiskation des Eigentums aller Emigranten und Rebellen.
5. Zentralisation des Kredits in den Händen des Staats durch eine Nationalbank mit Staatskapital und ausschließlichem Monopol.
6. Zentralisation des Transportwesens in den Händen des Staats.

7. Vermehrung der Nationalfabriken, Produktionsinstrumente, Urbarmachung und Verbesserung aller Ländereien nach einem gemeinschaftlichen Plan.

8. Gleicher Arbeitszwang für alle, Errichtung industrieller Armeen, besonders für den Ackerbau.

9. Vereinigung des Betriebs von Ackerbau und Industrie, Hinwirken auf die allmähliche Beseitigung des Unterschieds {50} von Stadt und Land.

|482| 10. Öffentliche und unentgeltliche Erziehung aller Kinder. Beseitigung der Fabrikarbeit der Kinder in ihrer heutigen Form. Vereinigung der Erziehung mit der materiellen Produktion usw.{51}

Sind im Laufe der Entwicklung die Klassenunterschiede verschwunden und ist alle Produktion in den Händen der assoziierten Individuen konzentriert, so verliert die öffentliche Gewalt den politischen Charakter. Die politische Gewalt im eigentlichen Sinne ist die organisierte Gewalt einer Klasse zur Unterdrückung einer andern. Wenn das Proletariat im Kampfe gegen die Bourgeoisie sich notwendig zur Klasse vereint, durch eine Revolution sich zur herrschenden Klasse macht und als herrschende Klasse gewaltsam die alten Produktionsverhältnisse aufhebt, so hebt es mit diesen Produktionsverhältnissen die Existenzbedingungen des Klassegegensatzes, die {52} Klassen überhaupt, und damit seine eigene Herrschaft als Klasse auf.

An die Stelle der alten bürgerlichen Gesellschaft mit ihren Klassen und Klassegegensätzen tritt eine Assoziation, worin die freie Entwicklung eines jeden die freie Entwicklung aller ist.

Cities and the Creative Class

Richard Florida*

Carnegie Mellon University

Cities and regions have long captured the imagination of sociologists, economists, and urbanists. From Alfred Marshall to Robert Park and Jane Jacobs, cities have been seen as cauldrons of diversity and difference and as fonts for creativity and innovation. Yet until recently, social scientists concerned with regional growth and development have focused mainly on the role of firms in cities, and particularly on how these firms make location decisions and to what extent they concentrate together in agglomerations or clusters. This short article summarizes recent advances in our thinking about cities and communities, and does so particularly in light of themes advanced in my recently published book, *The Rise of the Creative Class*, which focuses on diversity and creativity as basic drivers of innovation and regional and national growth. This line of work further suggests the need for some conceptual refocusing and broadening to account for the location decisions of people as opposed to those of firms as sources of regional and national economic growth. In doing so, this article hopes to spur wider commentary and debate on the critical functions of cities and regions in 21st-century creative capitalism.

“Great cities have always been melting pots of races and cultures. Out of the vivid and subtle interactions of which they have been the centers, there have come the newer breeds and the newer social types.”

Park, Burgess, and McKenzie (1925)

From the seminal work of Alfred Marshall to the 1920 studies by Robert Park to the pioneering writings of Jane Jacobs, cities have captured the imagination of sociologists, economists, and urbanists. For Park and especially for Jacobs, cities were cauldrons of diversity and difference, creativity and innovation. Yet over the last several decades, scholars have somehow forgotten this basic, underlying theme of urbanism. For the past two decades, I have conducted research on the social and economic functions of cities and regions. Generally speaking, the conventional wisdom in my field of regional development has been that companies, firms, and industries drive regional innovation and growth, and thus an almost exclusive focus in the literature on the location and, more recently, the clustering of firms and industries. From a policy perspective, this basic conceptual approach has undergirded policies that seek to spur growth by offering firms financial incentives and the like. More recently, scholars such as Robert Putnam have focused on the social functions of neighborhoods, communities, and cities, while others, such as the urban sociologist Terry Clark and the economist Edward Glasear, have turned their

*Correspondence should be addressed to Richard Florida, H. John Heinz School of Public Policy and Management, Carnegie Mellon University, 4800 Forbes Avenue, Pittsburgh, PA 15213; florida@cmu.edu.

attention toward human capital, consumption, and cities as lifestyle and entertainment districts.

This short article summarizes recent advances in our thinking about cities and communities, and does so particularly in light of themes advanced in my recently published book *The Rise of the Creative Class* (Florida, 2002). In doing so, I hope to spur wider commentary and debate on the critical functions of cities and regions in 21st-century creative capitalism.

WHY GEOGRAPHY IS NOT DEAD

Perhaps the greatest of all the modern myths about cities is “geography is dead.” With the Internet and modern telecommunication and transportation systems, the thinking goes, it is no longer necessary for people who work together to *be* together, so they won’t be. But this end of geography theme has been with us since the turn of the 19th century, when experts predicted that technologies from telegraph and the telephone to the automobile and the airplane would essentially kill off cities. In his widely read 1998 book, *New Rules for the New Economy*, Kelly wrote, “The New Economy operates in a ‘space’ rather than a place, and over time more and more economic transactions will migrate to this new space” (1998, pp. 94–95). Kelly then qualifies this to some degree, writing that: “Geography and real estate, however, will remain, well . . . real. Cities will flourish, and the value of a distinctive place, such as a wilderness area, or a charming hill village, will only increase.” Still, he reiterates that “People will inhabit places, but increasingly the economy inhabits a space.”

Never has a myth been easier to deflate. Not only do people remain highly concentrated, the economy itself—the high-tech, knowledge-based, and creative-content industries that drive so much of economic growth—continues to concentrate in specific places from Austin and Silicon Valley to New York City and Hollywood, just as the automobile industry once concentrated in Detroit. Students of urban and regional growth, from Robert Park (1925) and Jane Jacobs (1961, 1969, 1984) to Wilbur Thompson (1965), have long pointed to the role of places as incubators of creativity, innovation, and new industries (see also Ullman, 1958). In addition, the death-of-place prognostications contradict the qualitative research I have conducted analyzing the role of place in an individual’s location decisions. From the countless interviews, the focus groups I’ve observed, and the statistical research I’ve done, it is apparent that place and community are more critical factors than ever before. And it appears that place, rather than being an abstract “space” as Kelly suggests, is essential to economic life. The economy itself increasingly takes form around real concentrations of people in real places.

AGGLOMERATION AND CLUSTER THEORIES

Many researchers, sociologists, and academics have theorized on the continued importance of place in economic and social life. An increasingly influential view suggests that place remains important as a locus of economic activity because of the tendency of firms to cluster together. This view builds on the influential theories of the economist Alfred Marshall, who argued that firms cluster in “agglomerations” to gain productive efficiencies. The contemporary variant of this view, advanced by Harvard Business School professor Michael Porter, has many proponents in academia and in the practice of economic development (Porter, 1998, 2000a, 200b). It is clear that similar firms tend to cluster. Examples of this

sort of agglomeration include not only Detroit and Silicon Valley, but the *maquiladora* electronics and auto-parts districts in Mexico, the clustering of disk-drive makers in Singapore and of flat-panel-display producers in Japan, and the garment district and Broadway theatre district in New York City.

The question is not whether firms cluster but why. Several answers have been offered. Some experts believe that clustering captures efficiencies generated from tight linkages between firms. Others say it has to do with the positive benefits of co-location, or what they call “spillovers.” Still others claim it is because certain kinds of activity require face-to-face contact (Feldman, 2000; Jaffe, 1989; Audretsch and Feldman, 1996; Audretsch, 1989). But these are only partial answers. More importantly, companies cluster in order to draw from concentrations of talented people who power innovation and economic growth. The ability to rapidly mobilize talent from such a concentration of people is a tremendous source of competitive advantage for companies in our time-driven economy of the creative age.

THE SOCIAL CAPITAL PERSPECTIVE

An alternative view is based on Robert Putnam’s social capital theory. From his perspective, regional economic growth is associated with tight-knit communities where people and firms form and share strong ties (Putnam, 2000). In his widely read book *Bowling Alone*, he makes a compelling argument that many aspects of community life declined precipitously over the last half of the 20th century (Putnam, 2000; see also Putnam, 1993, 1996). Putnam gets his title from his finding that from 1980–1993, league bowling declined by 40 percent, whereas the number of individual bowlers rose by 10 percent. This, he argues, is just one indicator of a broader and more disturbing trend. Across the nation, people are less inclined to be part of civic groups: voter turnout is down, so is church attendance and union membership, and people are less and less inclined to volunteer. All of this stems from what Putnam sees as a long-term decline in social capital.

By this, he means that people have become increasingly disconnected from one another and from their communities. Putnam finds this disengagement in the declining participation in churches, political parties, and recreational leagues, not to mention the loosening of familial bonds. Through painstakingly detailed empirical research, he documents the decline in social capital in civic and social life. For Putnam, declining social capital means that society becomes less trustful and less civic-minded. Putnam believes a healthy, civic-minded community is essential to prosperity.

Although initially Putnam’s theory resonated with me, my own research indicates a different trend. The people in my focus groups and interviews rarely wished for the kinds of community connectedness Putnam talks about. If anything, it appeared they were trying to get away from those kinds of environments. To a certain extent, participants acknowledged the importance of community, but they did not want it to be invasive or to prevent them from pursuing their own lives. Rather, they desired what I have come term “quasi-anonymity.” In the terms of modern sociology, these people prefer weak ties to strong.

This leads me to an even more basic observation. The kinds of communities that we both desire and that generate economic prosperity are very different than those of the past. Social structures that were important in earlier years now work against prosperity. Traditional notions of what it means to be a close, cohesive community and society tend

to inhibit economic growth and innovation. Where strong ties among people were once important, weak ties are now more effective. Those social structures that historically embraced closeness may now appear restricting and invasive. These older communities are being exchanged for more inclusive and socially diverse arrangements. These trends are also what the statistics seem to bear out.

All of this raises deep questions that run to the very core of community and society. The life we think of as a key to America's golden age—strong ties between families and friends, close neighborhoods, and those attributes that come along with such communities, such as civic clubs and vibrant electoral politics, to name a few—is giving way to weaker tied yet more diverse communities. These newer communities are also more effective at generating economic growth and attracting high technology to a region. In the main, the ways that communities create economic growth has been transformed.

Historically, strong-tied communities were thought to be beneficial. However, there are some theorists that argue the disadvantages of such tight bonds. Indeed, social capital can and often does cut both ways: it can reinforce belonging and community, but it can just as easily shut out newcomers, raise barriers to entry, and retard innovation. Adam Smith long ago noted this dilemma in his *Wealth of Nations*, lashing out at merchants who formed tightly knit cliques for precisely such reasons: “People of the same trade seldom meet together, even for merriment or diversion, but the conversation ends in a conspiracy against the public” (Smith, 1776). Mancur Olson later applied much the same thinking to show how tightly knit communities can insulate themselves from outside pressure and sow the seeds of their own demise (Olson, 1971, 1986). Or, as Portes and Landolt put it, “The same strong ties that help members of a group often enable it to exclude outsiders” (Portes and Landolt, 1996).

Places with dense ties and high levels of traditional social capital provide advantages to insiders and thus promote stability, while places with looser networks and weaker ties are more open to newcomers and thus promote novel combinations of resources and ideas.¹

HUMAN CAPITAL AND URBAN-REGIONAL GROWTH

Over the past decade or so, a potentially more powerful theory for city and regional growth has emerged. This theory postulates that people are the motor force behind regional growth. Its proponents thus refer to it as the “human capital” theory of regional development.

Economists and geographers have always accepted that economic growth is regional—that it is driven by, and spreads from, specific regions, cities, or even neighborhoods. The traditional view, however, is that places grow either because they are located on transportation routes or because they have natural resources that encourage firms to locate there. According to this conventional view, the economic importance of a place is tied to the efficiency with which one can make things and do business. Governments employ this theory when they use tax breaks and highway construction to attract business. But these cost-related factors are no longer as crucial to success.

The proponents of the human capital theory argue that the key to regional growth lies not in reducing the costs of doing business, but in endowments of highly-educated and productive people. The human capital theory—like many theories of cities and urban areas—owes a debt to Jane Jacobs. Decades ago, Jacobs noted the ability of cities to attract

creative people and thus spur economic growth (Jacobs, 1984). The Nobel-prize-winning economist Robert Lucas sees the productivity effects that come from the clustering of human capital as the critical factor in regional economic growth, referring to this as a “Jane Jacobs externality.” Building on Jacobs’s seminal insight, Lucas contends that cities would be economically unfeasible if not for the productivity effects associated with endowments of human capital, writing that:

If we postulate only the usual list of economic forces, cities should fly apart. The theory of production contains nothing to hold a city together. A city is simply a collection of factors of production—capital, people and land—and land is always far cheaper outside cities than inside. . . . It seems to me that the “force” we need to postulate to account for the central role of cities in economic life is of exactly the same character as the “external human capital.” . . . What can people be paying Manhattan or downtown Chicago rents for, if not for being near other people? (Lucas, 1988, pp. 38–39)

Studies of national growth find a clear connection between the economic success of nations and their human capital, as measured by the level of education. This connection has also been found in regional studies of the United States. In a series of studies, Harvard University economist Edward Glaeser and his collaborators have found considerable empirical evidence that human capital is the central factor in regional growth (Glaeser, 1998, pp. 139–160; see also Glaeser, 2000; Rauch, 1993, pp. 380–400; Simon, 1998, pp. 223–243; Simon and Nardinelli, 1996, pp. 384–413, Mathur, 1999, pp. 203–216). According to Glaeser, such clustering of human capital is the ultimate source of regional agglomerations of firms: firms concentrate to reap the advantages that stem from common labor pools, not, according to Glaeser, to tap the advantages from linked networks of customers and suppliers as is more typically argued. Research by one of Glaeser’s graduate students, Spencer Glendon, shows that a good deal of city growth over the 20th century can be traced to those cities’ levels of human capital at the beginning of the century (Glendon, 1998). Places with a greater number of talented people grew faster and were better able to attract more talent.

THE CREATIVE CAPITAL PERSPECTIVE

The human capital theory establishes that creative people are the driving force in regional economic growth. From that perspective, economic growth will occur in places that have highly educated people. But in treating human capital as a stock or endowment, this theory begs the question: Why do creative people cluster in certain places? In a world where people are highly mobile, why do they choose some cities over others and for what reasons?

Although economists and social scientists have paid a lot of attention to how companies decide where to locate, they have virtually ignored how people do so. This is the fundamental question I have tried to answer. In my interviews and focus groups, the same answer kept coming back: people said that economic *and* lifestyle considerations both matter, and so does the mix of both factors. In reality, people were not making the career decisions or geographic moves that the standard theories said they should: They were not slavishly following jobs to places. Instead, it appeared that highly-educated individuals were drawn to places that were inclusive and diverse. Not only

did my qualitative research indicate this trend, but the statistical analysis proved the same.

Gradually, I came to see my perspective, the creative capital theory, as distinct from the human capital theory. From my perspective, creative people power regional economic growth and these people prefer places that are innovative, diverse, and tolerant. My theory thus differs from the human capital theory in two respects: (1) it identifies a type of human capital, creative people, as being key to economic growth; and (2) it identifies the underlying factors that shape the location decisions of these people, instead of merely saying that regions are blessed with certain endowments of them.

To begin with, creative capital begins most fundamentally with the people I call the “creative class.” The distinguishing characteristic of the creative class is that its members engage in work whose function is to “create meaningful new forms.” The super-creative core of this new class includes scientists and engineers, university professors, poets and novelists, artists, entertainers, actors, designers, and architects, as well as the “thought leadership” of modern society: nonfiction writers, editors, cultural figures, think-tank researchers, analysts, and other opinion-makers. Members of this super-creative core produce new forms or designs that are readily transferable and broadly useful, such as designing a product that can be widely made, sold, and used; coming up with a theorem or strategy that can be applied in many cases; or composing music that can be performed again and again.

Beyond this core group, the creative class also includes “creative professionals” who work in a wide range of knowledge-based occupations in high-tech sectors, financial services, the legal and health-care professions, and business management. These people engage in creative problem-solving, drawing on complex bodies of knowledge to solve specific problems. Doing so typically requires a high degree of formal education and thus a high level of human capital. People who do this kind of work may sometimes come up with methods or products that turn out to be widely useful, but that is not part of the basic job description. What they are required to do regularly is think on their own. They apply or combine standard approaches in unique ways to fit the situation, exercise a great deal of judgment, and at times must independently try new ideas and innovations.

According to my estimates, the creative class now includes some 38.3 million Americans, roughly 30 percent of the entire U.S. workforce—up from just 10 percent at the turn of the 20th century and less than 20 percent as recently as 1980. However, it is important to point out that my theory recognizes creativity as a fundamental and intrinsic human characteristic. In a very real sense, all human beings are creative and all are potentially members of the creative class. It is just that 38 million people—roughly 30 percent of the workforce—are fortunate enough to be paid to use their creativity in their work.

In my research I have discovered a number of trends that are indicative of the new geography of creativity. These are some of the patterns of the creative class:

- The creative class is moving away from traditional corporate communities, working class centers, and even many Sunbelt regions to a set of places I call “creative centers.”
- The creative centers tend to be the economic winners of our age. Not only do they have high concentrations of creative-class people, they have high concentrations of creative economic outcomes, in the form of innovations and high-tech industry growth. They also show strong signs of overall regional vitality, such as increases in regional employment and population.

- The creative centers are not thriving due to traditional economic reasons such as access to natural resources or transportation routes. Nor are they thriving because their local governments have gone bankrupt in the process of giving tax breaks and other incentives to lure business. They are succeeding largely because creative people want to live there. The companies follow the people—or, in many cases, are started by them. Creative centers provide the integrated ecosystem or habitat where all forms of creativity—artistic and cultural, technological and economic—can take root and flourish.
- Creative people are not moving to these places for traditional reasons. The physical attractions that most cities focus on—sports stadiums, freeways, urban malls, and tourism-and-entertainment districts that resemble theme parks—are irrelevant, insufficient, or actually unattractive to many creative-class people. What they look for in communities are abundant high-quality experiences, an openness to diversity of all kinds, and, above all else, the opportunity to validate their identities as creative people.

THE NEW GEOGRAPHY OF CREATIVITY

These shifts are giving rise to powerful migratory trends and an emerging new economic geography. In the leading creative centers, the creative class makes up more than 35 percent of the workforce, regions such as the greater Washington, DC, region, the Raleigh-Durham area, Boston, and Austin. But despite their considerable advantages, large regions have not cornered the market as creative-class locations. In fact, a number of smaller regions have some of the highest creative-class concentrations in the nation—notably college towns such as East Lansing, Michigan, and Madison, Wisconsin.

At the other end of the spectrum are regions that are being bypassed by the creative class. Among large regions, Las Vegas, Grand Rapids, and Memphis harbor the smallest concentrations of the creative class. Members of the creative class have nearly abandoned a wide range of smaller regions in the outskirts of the South and Midwest. In small metropolitan areas such as Victoria, Texas, and Jackson, Tennessee, the creative class comprises less than 15 percent of the workforce. The leading centers for the working class among large regions are Greensboro, North Carolina, and Memphis, Tennessee, where the working class makes up more than 30 percent of the workforce. Several smaller regions in the South and Midwest are veritable working-class enclaves with 40 to 50 percent or more of their workforce in the traditional industrial occupations. These places have some of the most minuscule concentrations of the creative class in the nation. They are symptomatic of a general lack of overlap between the major creative-class centers and those of the working class. Of the 26 large cities where the working class comprises more than one-quarter of the population, only one, Houston, ranks among the top 10 destinations for the creative class.

Las Vegas has the highest concentration of the service class among large cities, 58 percent, while West Palm Beach, Orlando, and Miami also have around half of their total workforce in the service class. These regions rank near the bottom of the list for the creative class. The service class makes up more than half the workforce in nearly 50 small and medium-size regions across the country. Few of them boast any significant concentrations of the creative class, save as vacationers, and offer little prospect for upward mobility.

They include resort towns such as Honolulu and Cape Cod. But they also include places like Shreveport, Louisiana, and Pittsfield, Massachusetts. For these places that are not tourist destinations, the economic and social future is troubling to contemplate.

Places that are home to large concentrations of the creative class tend to rank highly as centers of innovation and high-tech industry. Three of the top five large creative-class regions are among the top five high-tech regions. Three of the top five large creative-class regions are also among the top five most innovative regions (measured as patents granted per capita). And, the *same five* large regions that top the list on the Talent Index (measured as the percentage of people with a bachelor's degree or above) also have the highest creative-class concentration: Washington, DC, Boston, Austin, the Research Triangle, and San Francisco. The statistical correlations comparing creative-class locations to rates of patenting and high-tech industry are uniformly positive and statistically significant.

TECHNOLOGY, TALENT, AND TOLERANCE

The key to understanding the new economic geography of creativity and its effects on economic outcomes lies in what I call the *3Ts* of economic development: *technology*, *talent*, and *tolerance*. Creativity and members of the creative class take root in places that possess all three of these critical factors. Each is a necessary but by itself insufficient condition. To attract creative people, generate innovation, and stimulate economic development, a place must have all three. I define tolerance as openness, inclusiveness, and diversity to all ethnicities, races, and walks of life. Talent is defined as those with a bachelor's degree and above. And technology is a function of both innovation and high-technology concentrations in a region. My focus group and interview results indicate that talented individuals are drawn to places that offer tolerant work and social environments. The statistical analysis validates not only the focus group results, but also indicates strong relationships between technology, tolerance, and talent.

The 3Ts explain why cities such as Baltimore, St. Louis, and Pittsburgh fail to grow despite their deep reservoirs of technology and world-class universities: they are unwilling to be sufficiently tolerant and open to attract and retain top creative talent. The interdependence of the 3Ts also explains why cities such as Miami and New Orleans do not make the grade even though they are lifestyle meccas: they lack the required technology base. The most successful places—the San Francisco Bay area, Boston, Washington, DC, Austin, and Seattle—put all 3Ts together. They are truly creative places.

My colleagues and I have conducted a great deal of statistical research to test the creative capital theory by looking at the way these 3Ts work together to power economic growth. We found that talent or creative capital is attracted to places that score high on our basic indicators of diversity—the Gay, Bohemian, and other indexes. It is not because high-tech industries are populated by great numbers of bohemians and gay people; rather, artists, musicians, gay people, and members of the creative class in general prefer places that are open and diverse. Such low entry barriers are especially important because, today, places grow not just through higher birth rates (in fact virtually all U.S. cities are declining on this measure), but by their ability to attract people from the outside.

As we have already seen, human capital theorists have shown that economic growth is closely associated with concentrations of highly-educated people. But few studies have

specifically looked at the relationship between talent and technology, between clusters of educated and creative people and concentrations of innovation and high-tech industry. Using our measure of the creative class and the basic Talent Index, we examined these relationships for the 49 regions with more than one million people and for all 206 regions for which data are available. As well as some well-known technology centers, smaller college and university towns rank high on the Talent Index—places such as Santa Fe, Madison, Champaign-Urbana, State College, and Bloomington, Indiana. When I look at the sub-regional level, Ann Arbor (part of the Detroit region) and Boulder (part of the Denver region) rank first and third, respectively.

These findings show that both innovation and high-tech industry are strongly associated with locations of the creative class and of talent in general. Consider that 13 of the top 20 high-tech regions also rank among the top 20 creative-class centers, as do 14 of the top 20 regions for high-tech industry. Furthermore, an astounding 17 of the top 20 Talent Index regions also rank in the top 20 of the creative class. The statistical correlations between Talent Index and the creative-class centers are understandably among the strongest of any variables in my analysis because creative-class people tend to have high levels of education. But the correlations between the Talent Index and working-class regions are just the opposite—negative and highly significant—suggesting that working-class regions possess among the lowest levels of human capital.²

Thus, the creative capital theory says that regional growth comes from the 3Ts of economic development, and to spur innovation and economic growth a region must have all three of them.

THE ROLE OF DIVERSITY

Economists have long argued that diversity is important to economic performance, but they have usually meant the diversity of firms or industries. The economist John Quigley, for instance, argues that regional economies benefit from the location of a diverse set of firms and industries (Quigley, 1998, pp. 127–138). Jacobs long ago highlighted the role of diversity of both firms and people in powering innovation and city growth. As Jacobs saw it, great cities are places where people from virtually any background are welcome to turn their energy and ideas into innovations and wealth (Jacobs, 1961, 1969, 1984; see also Andersson, 1985, pp. 5–20; Desrochers, 2001).

This raises an interesting question. Does living in an open and diverse environment help to make talented and creative people even more productive; or do its members simply cluster around one another and thus drive up these places' creativity only as a byproduct? I believe both are going on, but the former is more important. Places that are open and possess *low entry barriers* for people gain creativity advantage from their ability to attract people from a wide range of backgrounds. All else being equal, more open and diverse places are likely to attract greater numbers of talented and creative people—the sort of people who power innovation and growth.

LOW BARRIERS TO ENTRY

A large number of studies point to the role of immigrants in economic development. In *The Global Me*, the *Wall Street Journal* reporter Pascal Zachary argues that openness to

immigration is the cornerstone of innovation and economic growth. He contends that America's successful economic performance is directly linked to its openness to innovative and energetic people from around the world, and attributes the decline of once prospering countries, such as Japan and Germany, to the homogeneity of their populations (Zachary, 2000).

My team and I examined the relationships between immigration or percent foreign born and high-tech industry. Inspired by the Milken Institute study, we dubbed this the Melting Pot Index. The effect of openness to immigration on regions is mixed. Four out of the top 10 regions on the Melting Pot Index are also among the nation's top 10 high-technology areas; and seven of the top 10 are in the top 25 high-tech regions. The Melting Pot Index is positively associated with the Tech-Pole Index statistically. Clearly as University of California at Berkeley researcher Annalee Saxenian argues, immigration is associated with high-tech industry (Saxenian, 1999). However, immigration is not strongly associated with innovation. The Melting Pot Index is not statistically correlated with the Innovation Index, measured as rates of patenting. Although it is positively associated with population growth, it is not correlated with job growth. Furthermore, places that are open to immigration do not necessarily number among the leading creative-class centers. Even though 12 of the top 20 Melting Pot regions number in the top 20 centers for the creative class, there is no significant statistical relationship between the Melting Pot Index and the creative class.

THE GAY INDEX

Immigrants may be important to regional growth, but there are other types of diversity that prove even more important statistically. In the late 1990s, the Urban Institute's Gary Gates, along with the economists Dan Black, Seth Sanders, and Lowell Taylor, used information from the U.S. Census of Population to figure out where gay couples located. He discovered that particular cities were favorites among the gay population.

The U.S. Census Bureau collects detailed information on the American population, but until the 2000 Census it did not ask people to identify their sexual orientation. The 1990 Census allowed couples that were not married to identify as "unmarried partners," different from "roommates" or "unrelated adults." By determining which unmarried partners were of the same sex, Gates identified gay and lesbian couples. The Gay Index divides the percentage of coupled gay men and women in a region by the percentage of the population that lives there and thus permits a ranking of regions by their gay populations. Gates later updated the index to include the year 2000.

The results of our statistical analysis on the gay population are squarely in line with the creative capital theory. The Gay Index is a very strong predictor of a region's high-tech industry concentration. Six of the top 10 1990 and five of the top 10 2000 Gay Index regions also rank among the nation's top 10 high-tech regions. In virtually all of our statistical analyses, the Gay Index did better any than other individual measure of diversity as a predictor of high-tech industry. Gays not only predict the concentration of high-tech industry, they also predict its growth. Four of the regions that rank in the top 10 for high-technology growth from 1990–1998 also rank in the top 10 on the Gay Index in both 1990 and 2000. In addition, the correlation between the Gay Index (measured in 1990) and the Tech-Pole Index calculated for 1990–2000 increases over time. This suggests that the benefits of diversity may actually compound.

There are several reasons why the Gay Index is a good measure for diversity. As a group, gays have been subject to a particularly high level of discrimination. Attempts by gays to integrate into the mainstream of society have met substantial opposition. To some extent, homosexuality represents the last frontier of diversity in our society, and thus a place that welcomes the gay community welcomes all kinds of people.

THE BOHEMIAN INDEX

As early as the 1920 studies by Robert Park, sociologists have observed the link between successful cities and the prevalence of bohemian culture (Park et al., 1925). Working with my Carnegie Mellon team, I developed a new measure called the Bohemian Index, which uses Census occupation data to measure the number of writers, designers, musicians, actors, directors, painters, sculptors, photographers, and dancers in a region. The Bohemian Index is an improvement over traditional measures of amenities because it directly counts the producers of the amenities using reliable Census data. In addition to large regions, such as San Francisco, Boston, Seattle, and Los Angeles, smaller communities such as Boulder and Fort Collins, Colorado; Sarasota, Florida; Santa Barbara, California; and Madison, Wisconsin, rank rather highly when all regions are taken into account.

The Bohemian Index turns out to be an amazingly strong predictor of everything from a region's high-technology base to its overall population and employment growth. Five of the top 10 and 12 of the top 20 Bohemian Index regions number among the nation's top 20 high-technology regions. Eleven of the top 20 Bohemian Index regions number among the top 20 most innovative regions. The Bohemian Index is also a strong predictor of both regional employment and population growth. A region's Bohemian presence in 1990 predicts both its high-tech industry concentration and its employment and population growth between 1990 and 2000. This provides strong support for the view that places that provide a broad creative environment are the ones that flourish in the Creative Age.

TESTING THE THEORIES

Robert Cushing of the University of Texas has undertaken to systematically test the three major theories of regional growth: social capital, human capital, and creative capital. His findings are startling. In a nutshell, Cushing finds that social capital theory provide little explanation for regional growth. Both the human capital and creative capital theories are much better at accounting for such growth. Furthermore, he finds that creative communities and social capital communities are moving in opposite directions. Creative communities are centers of diversity, innovation, and economic growth; social capital communities are not.

Cushing went to great pains to replicate Putnam's data sources. He looked at the surveys conducted by a team that, under Putnam's direction, did extensive telephone interviewing in 40 cities to gauge the depth and breadth of social capital. Based on the data, Putnam measured 13 different kinds of social capital and gave each region a score for attributes like "political involvement," "civic leadership," "faith-based institutions," "protest politics," and "giving and volunteering." Using Putnam's own data, Cushing found very little evidence of a decline in volunteering. Rather, he found that volunteering was up in recent years. People were more likely to engage in volunteer activity in the late 1990s than

they were in the 1970s. Volunteering by men was 5.8 percent higher in the five-year period 1993–1998 than it had been in the period 1975–1980. Volunteering by women was up by 7.6 percent. A variety of statistical tests confirmed these results, but Cushing did not stop there. He then combined this information on social capital trends with independent data on high-tech industry, innovation, human capital, and diversity. He added the Milken Institute's Tech-Pole Index, the Innovation Index, and measures of talent, diversity, and creativity (the Talent Index, the Gay Index, and the Bohemian Index). He grouped the regions according to the Tech-Pole Index and the Innovation Index (their ability to produce patents).

Cushing found that regions ranked high on the Milken Tech-Pole Index and Innovation Index ranked low on 11 of Putnam's 13 measures of social capital. High-tech regions scored below average on almost every measure of social capital. High-tech regions had less trust, less reliance on faith-based institutions, fewer clubs, less volunteering, less interest in traditional politics, and less civic leadership. The two measures of social capital where these regions excelled were "protest politics" and "diversity of friendships." Regions low on the Tech-Pole Index and the Innovation Index were exactly the opposite. They scored high on 11 of the 13 Putnam measures but below average on protest politics and diversity. Cushing then threw into the mix individual wages, income distribution, population growth, numbers of college-educated residents, and scientists and engineers. He found that the high-tech regions had higher incomes, more growth, more income inequality, and more scientists, engineers, and professions than their low-tech, but higher social capital counterparts. When Cushing compared the Gay and Bohemian Indexes to Putnam's measures of social capital in the 40 regions surveyed in 2000, the same basic pattern emerged: Regions high on these two diversity indexes were low on 11 of 13 of Putnam's categories of social capital. In Cushing's words, "conventional political involvement and social capital seem to relate negatively to technological development and higher economic growth." Based on this analysis, Cushing identified four distinct types of communities. The analysis is Cushing's; the labels are my own.

- *Classic Social Capital Communities.* These are the places that best fit the Putnam theory—places such as Bismarck, North Dakota; rural South Dakota; Baton Rouge, Louisiana; Birmingham, Alabama; and Greensboro, Charlotte, and Winston-Salem, North Carolina. They score high on social capital and political involvement but low on diversity, innovation, and high-tech industry.
- *Organizational Age Communities.* These are older, corporate-dominated communities such as Cleveland, Detroit, Grand Rapids, and Kalamazoo. They have average social capital, higher-than-average political involvement, low levels of diversity, and low levels of innovation and high-tech industry. They score high on my Working Class Index. In my view, they represent the classic corporate centers of the organizational age.
- *Nerdistans.* These are fast-growing regions such as Silicon Valley, San Diego, Phoenix, Atlanta, Los Angeles, and Houston, lauded by some as models of rapid economic growth but seen by others as plagued with sprawl, pollution, and congestion. These regions have lots of high-tech industry, above-average diversity, low social capital, and low political involvement.
- *Creative Centers.* These large urban centers, such as San Francisco, Seattle, Boston, Chicago, Minneapolis, Denver, and Boulder, have high levels of innovation and

high-tech industry and very high levels of diversity but lower than average levels of social capital and moderate levels of political involvement. These cities score highly on my Creativity Index and are repeatedly identified in my focus groups and interviews as desirable places to live and work. That's why I see them as representing the new creative mainstream.

In the winter of 2001, Cushing extended his analysis to include more than three decades of data for 100 regions. Again he based his analysis on Putnam's own data sources: the 30-year time series collected by DDB Worldwide, the advertising firm, on activities such as churchgoing, participation in clubs and committees, volunteer activity, and entertaining people at home. He used these data to group the regions into high and low social capital communities and found that social capital had little to do with regional economic growth. The high social capital communities showed a strong preference for "social isolation" and "security and stability" and grew the least—their defining attribute being a "close the gates" mentality. The low social capital communities had the highest rates diversity and population growth.

Finally, Cushing undertook an objective and systematic comparison of the effect of the three theories—social capital, human capital, and creative capital—on economic growth. He built statistical models to determine the effect of these factors on population growth (a well-accepted measure of regional growth) between 1990 and 2000. To do so, he included separate measures of education and human capital; occupation, wages, and hours worked; poverty and income inequality; innovation and high-tech industry; and creativity and diversity for the period 1970–1990.

Again his results were striking. He found no evidence that social capital leads to regional economic growth; in fact the effects were negative. Both the human capital and creative capital models performed much better, according to his analysis. Turning first to the human capital approach, he found that while it did a good job of accounting for regional growth, "the interpretation is not as straightforward as the human capital approach might presume." Using creative occupations, bohemians, the Tech-Pole Index, and innovations as indicators of creative capital, he found the creative capital theory produced formidable results, with the predictive power of the Bohemian and Innovation Indexes being particularly high. Cushing concluded that the "creative capital model generates equally impressive results as the human capital model and perhaps better."

DIRECTIONS FOR FUTURE RESEARCH

The nature and function of the city is changing in ways and dimensions we could scarcely have expected even a decade or two ago. For much of the past century the city has been viewed as a center for physical production and trade, industrialization, and the agglomeration of finance, service, and retail activities. Our theories of the city are all based on the basic notion of the city as an arena for production and largely based on activities that take place in the city during the daylight hours. Similarly, our theories of community are largely based on notions of the tightly knit community of the past, a community defined by strong ties—a conceptual theme that has been revived by the work of Robert Putnam and widespread interest in social capital both inside academe and in public policy circles.

But, as this article has tried to show, the past decade has seen a sweeping transformation in the nature and functions of cities and communities. My own field research, as well as the research of others, has shown the preference for weak ties and quasi-anonymity. Social capital is at best a limited theory of community—one that fits uneasily with many present-day realities. Magically invoking it will not somehow recreate the stable communities characterized by strong ties and commitments of the past. On this score, the key is to understand the new kinds of communities—communities of interest—that are emerging in an era defined by weak ties and contingent commitments. Much more research is needed on these and related issues.

Our theories of cities, neighborhoods, and urban life are undergoing even more sweeping transformation. Sociologists such as Terry Clark, Richard Lloyd, and Leonard Neuvarez have been dissecting the new reality of the city as a center for experience, lifestyle, amenities, and entertainment (see, e.g., Lloyd and Clark, 2001, pp. 357–378; Lloyd, 2001; Glaeser, Kolko, and Saiz, 2001, pp. 27–50; Neuvarez, 2003). This shift is not only noticeable in cities such as San Francisco, Seattle, and Boston, which have long been centers of culture and lifestyle, but in older industrial cities such as Chicago, which have been dramatically transformed into centers of entertainment, experience, and amenity. According to Clark, entertainment has replaced manufacturing and even services as Chicago's "number 1" industry. Understanding the city as an arena for consumption, for entertainment, and for amenities—a city that competes for people as well as for firms, a city of symbols and experiences, the city at night—is a huge research opportunity for sociology, geography, and related disciplines.

At the organizational level, there is a great need for research on the factors that motivate creative people and how organizations and workplaces can adapt. We are at the very infancy of organizational and workplace experiments on how to motivate creative people. Recent experiments with open office design, flexible schedules, and various accoutrements are only the very beginning. Research on the psychology of creativity by Teresa Amabile (1996), Robert Sternberg (1999), and others shows that creativity is an intrinsically motivated process and further suggests that the use of extrinsic rewards, such as financial incentives, may actually be counterproductive to motivating creative work. This suggests that both academic economists and professional managers have gone off in the wrong direction, particularly during the 1990s, with the use of stock options and other forms of equity compensation to motivate creative workers. A great deal more research is needed on the intrinsic factors that motivate creative workers and, even more importantly, on the characteristics and factors associated with organizations and workplaces that can best motivate and enhance creative work.

Turning now to larger macrosocietal questions. The past several decades have seen a dramatic shift in the underlying nature of advanced capitalist economies, from a traditional industrial-organizational system based on large factories and large corporate office towers, and premised on economies of scale and the extraction of physical labor, to newer, emergent systems based on knowledge, intellectual labor, and human creativity. Understanding the underlying dynamics of the system, the social structures on which it rests, the kinds of workplace transformations it is setting in motion, and its effects on community as well as city form, structure, and function is a tremendous opportunity for research. In *The Rise of the Creative Class* I try to identify some of these underlying changes and the structural transformations they have set in motion as workplaces, lifestyles, and communities all

begin to adapt and evolve in light of these deep economic and social shifts. That work is my best first pass, but there is much, much more to do.

A final and critically important avenue for research is to begin to get a handle on the downsides, tensions, and contradictions of this new Creative Age—and there are many. One that I am exploring with my team is rising inequality. Our preliminary investigations suggest that inequality is increasing at both the inter-regional and intra-regional scales. At the inter-regional level, increased inequality appears to be a consequence of what we have come to call the “new great migration” as creative-class people relocate to roughly a dozen key creative regions nationwide. Other preliminary research, for example, by Robert Cushing at the University of Texas, suggests that Austin is importing high-skill creative-class people and exporting lower-skill individuals. The same pattern appears to hold for other creative centers. Inequality is also on the rise within regions. Preliminary research I have conducted with Kevin Stolarick indicates that inequality is highest in creative centers such as San Francisco and Austin. Then there is the question of the relationship between knowledge-based, creative capitalism and new types of workplace injury. At the turn of the century, during the explosion of industrial capitalism, there was great incidence and, later, great concern over physical injuries in the workplace. Eventually, after much examination and policy debate, there emerged mechanisms like OSHA to reduce physical injury in the workplace. In the Creative Age, when the mind itself becomes the mode of production, so to speak, the nature of workplace injury has changed to what I term “mental injury.” Sociologists and social psychologists have much to offer in identifying the factors associated with the increasing incidence of anxiety disorder, depression, substance abuse, and other forms of mental injury, and their relationship to creative work. I often make an analogy to Charlie Chaplin’s *Modern Times*: The creative-class worker racing frantically to keep up with e-mails, telephone calls, and other aspects of information overload resembles Chaplin’s assembly-line worker frantically trying to keep up with the assembly line—but the creative-class worker has to do this on a 24/7, around-the-clock-basis. A great deal of research needs to be done on the incidence of mental injury and its relationship to new ways of working.

It will take a great deal more research to get a better handle on these underlying transformations and the economic and social shifts they have set in motion. I welcome the opportunity to contribute to this evolving understanding and to engage in a constructive dialogue with my colleagues across the social sciences, as we endeavor to better understand the rapidly changing social world in which we live.

Notes

¹ Sometimes, I think Putnam’s social capital world bears a bit of similarity to the world of Sinclair Lewis’s *Babbitt*—a conformist world where clubs and voluntary organizations were less the product of civic-mindedness and more about getting ahead and securing status. Writes Lewis:

Of a decent man in Zenith it was required that he should belong to one, or preferably two or three, of the numerous lodges and prosperity-boosting lunch-clubs; to the Rotarians, the Kiwanis, or the Boosters; to the Oddfellows, Moose, masons Red Men, Woodmen, Owls, Eagles, Maccabees, Knights of Pythias, Knights of Columbus, and other secret orders characterized by a high degree of heartiness, sound morals and reverence to the Constitution. (Lewis, 1922)

² The high-tech leaders are San Francisco, Boston, Seattle, Los Angeles, and Washington, DC; the innovation leaders are Rochester, San Francisco, Austin, Boston, and the Research Triangle.

References

- Amabile, T. 1996. *Creativity in Context*. Boulder, CO: Westview Press.
- Andersson, A. E. 1985. "Creativity and Regional Development," *Papers of the Regional Science Association* 56, 5–20.
- Audretsch, D. 1998. "Agglomeration and the Location of Innovative Activity," *Oxford Review of Economic Policy* 14(2), 18–30.
- Audretsch, D., and Feldman, M. 1996. "R&D Spillovers and the Geography of Innovation and Production," *American Economic Review* 86, 3.
- Desrochers, P. 2001. "Diversity, Human Creativity, and Technological Innovation," *Growth and Change* 32, 369–394.
- Feldman, M. 2000. "Location and Innovation: The New Economic Geography of Innovation, Spillovers, and Agglomeration," in G. Clark, M. Gertler, and M. Feldman (eds.), *The Oxford Handbook of Economic Geography*. Oxford: Oxford University Press.
- Florida, R. 2002a. "Bohemia and Economic Geography," *Journal of Economic Geography* 2, 55–71.
- Florida, R. 2002b. "The Economic Geography of Talent," *Annals of the American Association of Geographers*, forthcoming.
- Florida, R. 2002c. *The Rise of the Creative Class: And How It's Transforming Work, Leisure, Community and Everyday Life*. New York: Basic Books.
- Florida, R., and Gates, G. 2001. *Technology and Tolerance: The Importance of Diversity to High-Tech Growth*. Washington, DC: Brookings Institution, Center for Urban and Metropolitan Policy.
- Glaeser, E. 1998. "Are Cities Dying?" *Journal of Economic Perspectives* 12, 139–160.
- Glaeser, E. 2000. "The New Economics of Urban and Regional Growth," in G. Clark, M. Gertler, and M. Feldman (eds.), *The Oxford Handbook of Economic Geography*, pp. 83–98.. Oxford: Oxford University Press.
- Glaeser, E., Kolko, J., and Saiz, A. 2001. "The Consumer City," *Journal of Economic Geography* 1, 27–50.
- Glendon, S. 1998. "Urban Life Cycles," unpublished working paper. Cambridge, MA: Harvard University.
- Jacobs, J. 1961. *The Death and Life of Great American Cities*. New York: Random House.
- Jacobs, J. 1969. *The Economy of Cities*. New York: Random House.
- Jacobs, J. 1984. *Cities and the Wealth of Nations*. New York: Random House.
- Jaffe, A. 1989. "Real Affects of Academic Research," *American Economic Review* 79, 5, 957–970.
- Kelly. 1998. *New Rules for the New Economy*. New York: Viking.
- Lewis, S. 1922. *Babbit*. New York: Harcourt Brace and World.
- Lloyd, R. 2001. "Digital Bohemia," paper presented at the American Sociological Association annual meeting.
- Lloyd, R., and Clark, T. N. 2001. "The City as Entertainment Machine," in K. F. Gotham (ed.), *Research in Urban Sociology, Volume 6, Critical Perspectives on Urban Redevelopment*, pp. 357–378. Oxford: JAI/Elsevier.
- Lucas, Jr., R. 1988. "On the Mechanics of Economic Development," *Journal of Monetary Economics* 22, 38–39.
- Mathur, V. K. 1999. "Human Capital-Based Strategy for Regional Economic Development," *Economic Development Quarterly* 13(3), 203–216.
- Neuvaraz, L. 2003. *New Money, Nice Town: How Capital Works in the New Urban Economy*. New York: Routledge.
- Olson, M. 1971. *The Logic of Collective Action: Public Goods and the Theory of Groups*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Olson, M. 1986. *The Rise and Decline of Nations: Economic Growth, Stagflation, and Social Rigidities*. New Haven, CT: Yale University Press.
- Park, R., Burgess, E., and McKenzie, R. 1925 *The City*. Chicago, IL: University of Chicago Press.
- Porter, M. 1998. "Clusters and the New Economics of Competition," *Harvard Business Review*, November–December, 77–90.
- Porter, M. 2000a. "Location, Clusters, and Company Strategy," in G. Clark, M. Gertler, and M. Feldman (eds.), *Oxford Handbook of Economic Geography*. Oxford: Oxford University Press.
- Porter, M. 2000b. "Location, Competition and Economic Development: Local Clusters in a Global Economy," *Economic Development Quarterly* 14(1), 15–34.
- Portes, A., and Landolt, P. 1996. "Unsolved Mysteries: The Tocqueville Files II," *American Prospect* 7, 4.
- Putnam, R. 1993. "The Prosperous Community," *American Prospect*, 4, 13 Spring.
- Putnam, R. 1996. "The Strange Disappearance of Civic America," *American Prospect*, 7, 4 Winter.
- Putnam, R. 2000. *Bowling Alone: The Collapse and Revival of American Community*. New York: Simon and Schuster.

- Quigley, J. M. 1998. "Urban Diversity and Economic Growth," *Journal of Economic Perspectives* 12(2), 127–138.
- Rauch, J. E. 1993. "Productivity Gains from Geographic Concentrations of Human Capital: Evidence from Cities," *Journal of Urban Economics* 34, 380–400.
- Saxenian, A. 1999. *Silicon Valley's New Immigrant Entrepreneurs*. Berkeley, CA: Public Policy Institute of California.
- Simon, C. 1998. "Human Capital and Metropolitan Employment Growth," *Journal of Urban Economics* 43, 223–243.
- Simon, C., and Nardinelli, C. 1996. "The Talk of the Town: Human Capital, Information and the Growth of English Cities, 1861–1961," *Explorations in Economic History* 33(3), 384–413.
- Smith, A. 1776. *An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations*. Available at www.adamsmith.org.uk.
- Strenberg, R. (ed.). 1999. *Handbook of Creativity*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Thompson, W. 1965. *A Preface to Urban Economics*. Baltimore, MD: Johns Hopkins University Press.
- Ullman, E. 1958. "Regional Development and the Geography of Concentration," *Papers and Proceedings of the Regional Science Association* 4, 179–198.
- Zachary, P. G. 2000. *The Global Me, New Cosmopolitans and the Competitive Edge: Picking Globalism's Winners and Losers*. New York: Perseus Books Group, Public Affairs.

Nachhaltige Alltagsmobilität – soziale Ungleichheiten und Milieus

Jens S. Dangschat · Astrid Segert

Zusammenfassung: Moderne Gesellschaften sind in dreierlei Hinsicht mobile Gesellschaften: soziale Mobilität, (internationale) Migration und geografische Mobilität. In dem Beitrag konzentrieren sich die AutorInnen auf die dritte, innerhalb der Soziologie weitgehend negierte Form der Mobilität als verkehrliche Mobilität.

Aus der Nachhaltigkeitsperspektive werden gegenwärtig vor allem klimabelastende Tendenzen des motorisierten Individualverkehrs thematisiert, mit der Folge, dass die Debatte vom Nachdenken über alternative Antriebssysteme geprägt wird. Soziale Aspekte nachhaltiger Mobilität bleiben in diesem Zusammenhang weitgehend unberührt, zumal die klassische Verkehrs(system)forschung den reflexiven Spielräumen der AkteurInnen kaum eine Bedeutung zumisst. Basierend auf aktuellen Studien thematisieren die AutorInnen zwei soziale Aspekte: den ungleichen Zugang zum Mobilitätssystem als kaum diskutiertes Element sozialer Ungleichheit und die Ausdifferenzierung von sozialen Milieus und Lebensstilen, die beide Ausdruck und Katalysator (nicht-)nachhaltiger Mobilität sind.

Schlüsselwörter: Nachhaltige Mobilität · Verkehrsverhalten · Soziale Milieus

Sustainable Daily Mobility – Social Inequalities and Milieus

Abstract: Modern societies are mobile societies in a threefold aspect: social mobility, international migrations and physical mobility (traffic). The article concentrates on the third, within sociological discourses more or less neglected aspect of mobility as physical mobility.

From the perspective of sustainability and environment protection the production of greenhouse gases by individual motor car traffic is mostly debated resulting in reflections about alternative drive systems. In these debates social aspects of sustainable mobility are more or less neglected, partly as traditional mobility (system) research does not attach great importance to reflexive leeway. Based on recent studies the authors pick out two social aspects: unequal access to mobility systems as hardly any discussed aspect of social inequalities and the socio-cultural diversification alongside social milieus and lifestyles, which both are expressions and catalysts of (non-)sustainable forms of mobility.

Keywords: Sustainable Mobility · Transport Behaviour · Social Milieus

Dipl.-Soz. Dr. phil. Jens S. Dangschat (✉)
TU Wien
ISRA
Paniglgasse 16
1040 Wien, ÖSTERREICH
E-Mail: jens.dangschat@tuwien.ac.at

Dipl.-Phil.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ phil. Astrid Segert (✉)
Institut für Höhere Studien
Stumpergasse 56
1060 Wien, ÖSTERREICH
E-Mail: astrid.segert@ihs.ac.at

1 Soziologische Ansätze in der Verkehrs- und Mobilitätsforschung

Moderne Gesellschaften sind mobile Gesellschaften – das betrifft die soziale Mobilität, die transnationale Migration und die alltägliche Bewegung in Raum und Zeit (vgl. Rammler 2001). Der mobile Mensch ist zu einem wirkmächtigen Leitbild moderner Gesellschaften geworden: lokal möglichst ungebunden, sozial vernetzt, räumlich flexibel und geistig innovativ. Die damit verbundenen Lebensanforderungen sowie räumlich-materiellen Veränderungen sind ambivalenten Charakters. Mit der physischen und virtuellen Beweglichkeit haben sich zwar die Handlungsräume vieler Menschen erweitert, die Lebensqualität diverser sozialer Gruppen wurde jedoch stark beeinträchtigt, die Umwelt zerstört und hohe ökonomische Kosten verursacht. In der Praxis ist der dominierende fossile Bewegungsmodus der Moderne ungeachtet der erfolgreichen Diskursgeschichte des Leitbildes „nachhaltiger Mobilität“ durch anhaltende Nicht-Nachhaltigkeit geprägt (vgl. Forum Nachhaltiges Österreich 2006). Daraus erwachsen Herausforderungen an alle Wissenschaften, die sich mit Phänomenen der Mobilität und des Verkehrs beschäftigen. Das gilt auch für die Soziologie.

SoziologInnen befassen sich traditionell vor allem mit der sozialen Mobilität von Gruppen (vgl. Bourdieu 1989; Hradil 1992), welche die Handlungsspielräume sozialer Gruppen bestimmen. Unter Berücksichtigung der Globalisierungstendenzen wurde die soziologische Forschungsperspektive in den vergangenen Jahren auf räumliche Mobilität im Sinne grenzüberschreitender Migration und die damit verbundenen Integrationsprobleme erweitert (vgl. Berger und Weiß 2008; Gesemann und Roth 2009). Die Thematisierung der physischen Mobilität, wie sie im alltäglichen Verkehrs- und Mobilitätsverhalten zum Ausdruck kommt, bleibt hingegen einem kleinen Kreis spezialisierter SoziologInnen vorbehalten (vgl. Bauhardt 2004; Kesselring 2006; Manderscheid 2009; Götz 2011). Eine der Ursachen dafür ist, dass die hinreichende Institutionalisierung einer universitären soziologischen Mobilitäts- und Verkehrsforschung bisher nicht gelungen ist. Eine weitere Ursache besteht darin, dass Soziologie und Stadt- bzw. Verkehrsforschung bisher unzureichend miteinander vernetzt sind.

In der Verkehrsforschung dominieren Ansätze der *Verkehrssystemforschung* gegenüber Ansätzen der *Verkehrsverhaltensforschung*. Die Fragestellungen dort orientieren sich an der Aufrechterhaltung von Verkehrssystemen mit dem immanenten Ziel, durch Beschleunigung und Verflüssigung die Raumüberwindung zu erleichtern. Damit stehen regelmäßig ablaufende Verkehrsvorgänge im Mittelpunkt des Interesses. Aus der Perspektive der Verkehrssystemforschung erscheinen zurückgelegte Wege als Verkehrsleistung, die – einer eindeutigen Aufwandverringerungs-Logik folgend – quantitativ gezählt werden (vgl. u. a. Herry et al. 2007). Den Wegen werden (i. d. R. subjektiv geschätzte) Entfernungen und Zeitaufwendungen, ein Zeitpunkt, ein Hauptzweck (aus i. d. R. vorgegebenen sechs bis acht Zwecktypen) und eine Verkehrsmittelwahl zugeordnet.

In der Verkehrsverhaltensforschung werden soziologische Ansätze überwiegend als Rational-Choice-Modelle angewandt. Als Differenzen erklärende Merkmale werden in diesem Rahmen die räumliche Erreichbarkeit von urbanen Zentren, soziodemografische und sozioökonomische Merkmale von Personen und Haushalten sowie die Verfügbarkeit mobilitätsrelevanter Mittel wie Pkw- oder Führerschein-Besitz, Pkw-Verfügbarkeit

(oder anderer Verkehrsmittel) sowie der Besitz von Zeit- oder Dauerkarten des öffentlichen Verkehrs herangezogen.

Mit diesem Herangehen wird übersehen, dass aus der Sicht der bewegten Menschen ihre Wege, getätigte und nicht getätigte, in eine Logik einer „optimalen“ Organisation des Alltags eingebunden sind. Dieser Alltag wird durch multiple Anforderungen der Erwerbs- und Reproduktionsarbeit sowie der sozialen Inklusion bestimmt, welche die Alltagsmobilität in widersprüchlicher und ungleichheitsrelevanter Weise beeinflussen. Er ist also durch Zwänge, Chancen bzw. Risiken für die subjektive Sinnggebung und die soziale Selbstdarstellung, für Rekreation und Genuss der eigenen physischen Bewegung und der Raumwahrnehmung geprägt. Von daher bedarf es eines erweiterten sozialwissenschaftlichen Zuganges, um die Widersprüchlichkeit alltäglicher Mobilität in diesen sozialen Kontexten beschreiben und verstehen zu können. Dafür sind verstehende handlungssoziologische Ansätze in besonderer Weise geeignet. Sie ermöglichen, die widersprüchliche Vielgestaltigkeit des Alltags und der darin verwobenen Mobilität zu konzeptualisieren, die beide nicht allein der Kosten-Nutzen-Abwägung folgen. Auf dieser Grundlage wird es somit möglich, die zunehmende Bedeutung soziokultureller Faktoren für die Reproduktion nicht-nachhaltiger Mobilität kritisch in den Blick zu nehmen und die subjektive Wahrnehmung von Verkehrsangeboten systematisch zum Ausgangspunkt nachhaltiger Verkehrskonzepte zu machen (vgl. Dangschat 2009).

In Österreich sind Verkehrsanalysen gegenwärtig kaum soziologisch inspiriert. Ausnahmen bilden die Forschungsprojekte „ÉGALITÉplus“, „Non-Routine-Trips“ und „Mobility2know“¹, die im Rahmen des Programms *ways2go* durch das bm:vit gefördert werden (vgl. Neumann et al. 2006; Dangschat et al. 2010). In Deutschland und in der Schweiz beschäftigen sich hingegen Forschende im *ISOE Frankfurt*, in der Projektgruppe *Mobilität* des WZB, in der TU Dortmund und TU München, im *DJI München* und in der *ETH Zürich* seit längerem mit unterschiedlichen Aspekten der physischen Mobilitätsforschung aus soziologischer Perspektive (vgl. u. a. Tully 2000; Götz et al. 2002; Gärling und Axhausen 2003; Kesselring 2006b; Kaufmann et al. 2007; Canzler und Schmidt 2008; Holz-Rau und Scheiner 2009; Canzler und Knie 2008).

In diesen Arbeiten wird der Begriff der „Mobilität“, mit dem die soziale Einbettung physischer Bewegung betont wird, ins Zentrum der Überlegungen gestellt. Canzler und Knie (1998) waren die ersten, die versuchten, die Verkehrsforschung aus dem engen technokratischen Konzept zu befreien, indem sie „Verkehr“ als „Bewegung in konkreten Räumen“ und „Mobilität“ als „Bewegung in möglichen Räumen“ bestimmten. Scheiner und Holz-Rau (2007, S. 689) differenzieren zwischen „Mobilität“ als Bedürfnis und „Verkehr“ als Erfüllung des Bedürfnisses. Die deutschsprachige soziologische Mobilitätsforschung hat in den vergangenen 15 Jahren theoretische Impulse hervorgebracht, die als „Subjektivierung der Verkehrsgeneseforschung“ zusammengefasst werden können (vgl. Scheiner 2009, S. 97). Gegenüber der österreichischen Verkehrsforschung kann man zugespitzt von einem etwa zehnjährigen Forschungsvorsprung sprechen. Gleichwohl ist der Einfluss der soziologischen Mobilitätsforschung der genannten Institute auf die planungsrelevanten Großuntersuchungen der Verkehrsverhaltensforschung durchaus noch begrenzt (vgl. BMVBS 2008).

Am weitesten sind sozialwissenschaftliche Überlegungen innerhalb der britischen Mobilitätsforschung fortgeschritten. Sheller und Urry (2006) prägten in diesem Zusammenhang den Begriff des „mobility turn“, womit eine neue Perspektive auf den Charakter des Sozialen eröffnet wird. Sie kritisieren, dass soziologische Forschung bislang eher statisch orientiert war, dass in ihrem Rahmen kaum erforscht wurde, wie sich Menschen mittels diverser Technologien systematisch bewegen und wie Objekte sowie Ideen räumlich bewegt werden, wodurch das soziale Leben strukturiert und organisiert wird. Sie argumentieren, dass sich soziales Leben heute nicht mehr vorrangig innerhalb territorialer nationalstaatlicher Grenzen vollzieht, sondern zunehmend von multiplen und ausgedehnten Kontakten geprägt wird, die über verschiedene Knoten organisiert sind. Dies beeinflusst auch die alltägliche Mobilität.

Mobilität avanciert in diesem Ansatz zu einem Basisbegriff soziologischer Forschungen. Bezugnehmend auf Mol und Law (1994) sieht Urry (2000, S. 191) das Soziale nicht mehr mit dem Begriff der Gesellschaft verbunden, sondern mit Begriffen wie „networks, regions and fluids“. „A ‚mobility turn‘ is spreading into and transforming the social sciences transcending the dichotomy between transport research and social relations into travel and connecting different forms of transport with complex patterns of social experience conducted through communications at-a-distance“ (Sheller und Urry 2006, S. 207). Mit diesem Herangehen verbinden die beiden AutorInnen ein neues *soziologisches Paradigma* mit der intensiven Analyse der Bewegung von Menschen, Gütern und Informationen als eines bisher soziologisch vernachlässigten Forschungsfeldes. Im Rahmen des neuen Mobilitätsparadigmas wird die Auswirkung der Beschleunigung und Ausweitung körperlicher Mobilität ebenso thematisiert, wie die Bedeutung räumlicher und sozialer Grenzüberschreitungen inklusive zunehmender Virtualisierung sozialer Kontakte.

Im Rahmen des britischen Mobilitätsdiskurses wird etabliertes Denken in der Soziologie herausgefordert, indem Menschen nicht mehr als statisch am Wohnort verankert begriffen werden. Es wird die Frage in den Raum gestellt, ob es für eine mobile Gesellschaft nicht angemessener wäre, sie in ihren räumlichen Bewegungsbildern und nicht an ihren Wohnort gebunden zu erfassen und über ihre Aktionsräume zu kategorisieren. Das wiederum hat massive Konsequenzen für die Stadt- und Raumsoziologie sowie die darauf aufbauende Stadt- und Regionalplanung sowie Kommunalpolitik. Beispielsweise wird trotz eines unzureichenden Beleges davon ausgegangen, dass Konzentrationen von Nationalitäten und/oder von Armutspopulationen in bestimmten Wohnquartieren deren soziale Integration nicht nur behindere, sondern die Kohäsion der Stadtgesellschaften aufgrund des Herausbildens von Parallelgesellschaften massiv in Frage stelle (vgl. Blasius et al. 2009; Dangschat 2011a).

Nimmt man die Implikationen der britischen soziologischen Mobilitätsforschung ernst, so sind zukünftige Forschungen zur sozialen Mobilität stärker mit der soziologischen Stadtforschung und der Verkehrsforschung zu verbinden. Doch selbst für elaborierte sozialwissenschaftliche Mobilitätsforschung ist es im angelsächsischen Sprachraum schwierig, einen hinreichenden Einfluss auf die Verkehrsforschung und die Verkehrspolitik zu erhalten. Auch dort besteht eine institutionalisierte Fremdheit zwischen sozialwissenschaftlich und technologieorientierter Perspektive, zwischen Forschung, kommunaler Planung und öffentlichen Verkehrsträgern, die unter unterschiedlichen Akteurskonstellationen international reproduziert wird.

2 Kritik der Nicht-Nachhaltigkeit von Mobilität

Ein wichtiger, breit diskutierter und von Lobbyisten umkämpfter Aspekt ist der Personenverkehr als grundlegende Basis zur Vergesellschaftung und Vergemeinschaftung im Raum. Dabei steht das Ideal individueller Freiheit resp. die zum „Grundbedürfnis“ hochstilisierte individuelle Mobilität im Widerspruch zum Verbrauch fossiler Energien und zur umfangreichen „Landnahme“. Nach wie vor steigt weltweit der Kfz-Besitz pro Einwohner, wenngleich in westeuropäischen Cities inzwischen auch gegenläufige Tendenzen zu erkennen sind. So geht bei jungen GroßstädterInnen der private Pkw-Besitz leicht zurück. Was früher noch als „moderner Fortschritt“ eingeordnet wurde, wird zunehmend als nicht nachhaltig angesehen (vgl. Nijkamp 1999; Höfler et al. 2000; Coenen und Grunwald 2003; Cohen 2009). In Österreich ist der Kfz-Bestand jedoch zwischen 2009 und 2010 weiterhin um 1,9% auf mehr als 4,4 Mio. gestiegen (vgl. Statistik Austria 2011). 76% der Haushalte in Österreich haben mindestens ein Auto, wobei mit diesem Verkehrsmittel etwa 60% der Alltagswege bewältigt werden (vgl. VCÖ 2009). Ungeachtet langjähriger Nachhaltigkeitsdebatten sinkt der Personenverkehr nicht in dem von Forschung und Politik intendierten Maße, zudem hat sich der „Modal Split“, also die Verteilung der diversen benutzten Verkehrsmittel, zu Gunsten des motorisierten Individualverkehrs (MiV) und zu Lasten von Fußwegen verschoben. Hinzu kommt, dass neben dem Personenverkehr der Straßengüterverkehr in besonderem Maße wächst (vgl. Friedl und Steininger 2002).

Die kritischen Debatten über diese nicht-nachhaltigen Verkehrstrends haben insbesondere den CO₂-Ausstoß und den Ausstoß weiterer umweltbelastender Gase und Stäube, den Flächenverbrauch und die Landschaftszerschneidungen zum Inhalt (vgl. Höfler et al. 2000; Dangschat und Kratochwil 2005). Weiters werden volkswirtschaftliche Belastungen durch Verkehrsstaus und durch ruhenden Verkehr thematisiert (vgl. VCÖ 2008). Die nachhaltigkeitsorientierte Verkehrsforschung ist durch zwei dominante Diskursstränge geprägt: einen technologieorientierten Diskurs, in dem die neuen Verkehrstechnologien als Wege aus der nicht-nachhaltigen Mobilität untersucht werden (vgl. Hoogma et al. 2002; Schöller 2005; Schneider 2007; Cohen 2009), und einen Indikatordiskurs, in dem Entwicklungskriterien nachhaltiger Verkehrsentwicklung diskutiert werden (vgl. Diekmann 2003; Litman und Burwell 2006). Die Frage, warum ökologisch sinnvolle Verkehrstechnologien nicht hinreichend verbreitet oder genutzt werden und wie ein nachhaltigeres Mobilitätssystem forciert werden kann, lässt sich jedoch weder technologisch noch über imperative Ansätze beantworten. Lösungen erschließen sich erst aus der Analyse der Widersprüche zwischen neuen technologischen Verkehrsangeboten, Raumstrukturen und Alltagshandeln sowie der Widersprüche und Inkonsistenzen innerhalb des Alltagshandelns.

So wird der Alltag inzwischen gerade durch technisch induzierte wachsende Spitzengeschwindigkeiten sowie durch steigende „Verkehrsleistungen“² geprägt. Dadurch werden Fortschritte in der Ressourcen- und Energieeinsparung konterkariert, die durch neue Antriebssysteme und andere ökologische Technologien möglich werden. Ein Beispiel ist die Elektromobilität. Ein Teil der VerkehrssystemplanerInnen sieht die Zukunft urbaner Mobilität vorrangig in der E-Mobility. Diese Engführung ist kritisch zu beurteilen, da zum einen viele der dazu notwendigen Voraussetzungen noch nicht ge-

geben sind.³ Zum anderen wird mit „sauberen“ Antriebssystemen die Zahl der Kraftfahrzeuge und damit der hohe Flächenverbrauch weiter steigen,⁴ werden zusammenhängende naturräumliche und kulturlandschaftliche Flächen weiter zerschnitten, können weiterhin hohe „Kilometer-Leistungen“ erzielt und große Pendeldistanzen zurückgelegt werden⁵.

Diese Probleme sind offensichtlich rein technologisch nicht zu lösen. Hinter den entsprechenden Verhaltensweisen stehen soziale Dispositionen, in die spezifische Konstruktionen über die Notwendigkeit der Pkw-Verfügbarkeit, die Statussymbolik sozialer Milieus sowie raumstrukturelle Zwänge eingehen, die den Zugang zum Mobilitätssystem und die gesellschaftliche Teilhabe limitieren (vgl. Diekmann und Preisendörfer 1998; Diekmann 2003; Canzler und Knie 2004; Urry 2004; Canzler und Schmidt 2008).

Weil der Nachhaltigkeitsdiskurs rein ökologische Perspektiven durch das Dreisäulenmodell erweitert hat, werden inzwischen auch soziale Aspekte der Nachhaltigkeit im Verkehrssystem thematisiert (vgl. OECD 2002; WBCSL 2004; Litman 2008). Es herrscht Einigkeit darüber, dass Fairness im Mobilitätssystem sowie die Erweiterung individueller Handlungsspielräume durch eine entsprechende Gestaltung des Verkehrs ebenso wichtig sind wie dessen ökologische Verträglichkeit und ökonomische Effizienz. Gleichwohl lassen sich diese Anforderungen im Prozess nachhaltiger Verkehrsplanung und -gestaltung nicht widerspruchsfrei darstellen und realisieren. Daher ist es notwendig, die sozialen Aspekte nachhaltiger Mobilität detaillierter auszuarbeiten und in den planungswirksamen Verkehrsanalysen dauerhaft zu verankern.

Bezug nehmend auf diese Diskussion verstehen wir unter „nachhaltiger Mobilität“ all jene Veränderungen im Alltagsleben sowie in der technologischen Entwicklung und im ökonomischen System, die geeignet sind, die physische Beweglichkeit aller Menschen bei sinkendem Verkehrsaufwand so zu verbessern, dass diese ihr Alltagsleben aktiv und befriedigend gestalten können. Es geht also nicht nur um eine bessere ökologische Verkehrsbilanz oder um Verkehrsverringerung an sich, sondern um deren soziale Funktion, die Lebensqualität aller Menschen zu verbessern. Wir betonen hier den Prozesscharakter nachhaltiger Mobilität, der notwendigerweise zu Veränderungen führt, welche die verschiedenen Nachhaltigkeitsaspekte zu einem gegebenen Zeitpunkt in unterschiedlichem Maße befördern.

Gerade deshalb halten wir es für notwendig, die sozialen Aspekte der Nachhaltigkeit weitaus stärker als Zielkategorien der Verkehrsentwicklung in den Vordergrund zu rücken, um zusätzliche sozio-kulturelle Entwicklungsressourcen freizusetzen und nachhaltige soziale Effekte zu erzielen. Dies impliziert zum einen die Analyse ungleicher Zugangsmöglichkeiten von sozialen Gruppen zum Verkehrssystem, verbunden mit der Kritik an entsprechenden Barrieren im Verkehrssystem. Zum anderen impliziert dieser Ansatz die Analyse der sozio-kulturellen Einbettung des Verkehrsverhaltens in das Alltagsleben und der damit verbundenen differenzierten Bedeutungszusammenhänge von Mobilität in verschiedenen sozialen Milieus. Diese beiden Mobilitätsaspekte sollen im Folgenden differenzierter thematisiert werden: der ungleiche Zugang zum Mobilitätssystem (Gerechtigkeitspostulat) und die Ausdifferenzierung von sozialen Milieus und Lebensstilen (Verhaltensaspekt), die beide Ausdruck und Katalysator (nicht-)nachhaltiger Mobilität sind.

3 Ungleicher Zugang zum Mobilitätssystem

Der ungleiche Zugang zu den verschiedenen Mobilitätssystemen ist ein zentraler Aspekt sozial nicht-nachhaltiger Mobilität. In der breiten Debatte zur Nicht-Nachhaltigkeit des Personenverkehrs wird die Sicherung eines angemessenen Zugangs aller sozialer Gruppen zum Verkehrssystem sowie die individuelle Bewegungsfreiheit im öffentlichen Raum – also die Erfüllung der Bedürfnisse (vgl. Scheiner und Holz-Rau 2007) – zwar politisch gefordert, aber kaum thematisiert (Ausnahmen bilden Church et al. 2000; SEU 2003; Schönfelder und Axhausen 2003; Cass et al. 2005)⁶. In der soziologischen Ungleichheitsforschung wird dieser Aspekt struktureller Benachteiligung und dessen zunehmend ausgrenzende Wirkung schlichtweg negiert (hier bilden Stein 2006 und Manderscheid 2009 eine Ausnahme).

In der aktuellen Verkehrsforschung ist das anders. Hier wird ein egalitärer Zugang zum Mobilitätssystem als Bestandteil gleichwertiger Lebensverhältnisse und damit als Voraussetzung zur gesellschaftlichen Teilhabe begriffen (vgl. Mohammadian und Bekhor 2008). Dabei wird nach drei Arten von Zugangsbegrenzung unterschieden: a) körperliche und mentale Einschränkungen von Personen, b) Geld- und Zeitmangel und c) periphere, mit Infrastrukturen schlecht ausgestattete Wohnstandorte (Orte schlechter Erreichbarkeiten, welche eine Zwangsmobilität erzeugen). Die drei Typen des eingeschränkten Zugangs werden jedoch sehr unterschiedlich intensiv analysiert: So wird die Benachteiligung durch das Leben in peripheren Gebieten aufgrund des betriebswirtschaftlichen Druckes im öffentlichen Verkehr kritisiert. Es wird darauf reagiert, indem versucht wird, den öffentlichen Nahverkehr flexibler zu gestalten und/oder man bietet technische Lösungen an (vgl. Meth 2002; ÖROK 2006; Segert 2009). Anders als in der Soziologie nimmt die Analyse von Gruppen mit körperlicher und mentaler Behinderungen einen zunehmenden Raum ein, wobei Rollstuhlfahrende und blinde Menschen im Zentrum der Betrachtung stehen (vgl. Neumann et al. 2006)⁷. Nicht sichtbare Behinderungen werden allerdings noch selten in den Blick genommen, andere, eher tabuisierte werden ausgeblendet resp. die Gruppen diskriminiert (vgl. Dangschat 2011b).

Das Problem der Mobilitätsarmut aus Geld- und Zeitmangel wird im deutschsprachigen Raum unzureichend thematisiert (vgl. in einer erstmaligen Übersicht Runge 2005). In diesem Zusammenhang spielt die Einkommensarmut die größte Rolle. Im Diskurs wird der eingeschränkte resp. verhinderte Zugang zum Mobilitätssystem als Bestandteil sozialer Ausgrenzung eingeordnet und mit Forderungen an eine Politik der „social cohesion“ verbunden. Bezogen auf den Nachhaltigkeits-Diskurs ist dabei bedeutsam, dass der sozial erzwungene Mobilitätsverzicht in bestimmten sozialen Gruppen nicht als Zeichen für das Erreichen von Nachhaltigkeitszielen gewertet wird, etwa indem dadurch Zielgrößen wie Wegezahl, -länge und -dauer bzw. Verkehrsmittelwahl statistisch verändert werden. Vielmehr wird durch armutsbedingte Mobilitätsexklusion ein Aspekt sozialer Nicht-Nachhaltigkeit verstärkt, der die ökologischen Probleme der aktuellen Mobilität nicht löst, möglicherweise aber verdeckt.

Gegenwärtig werden in der Verkehrs- und Mobilitätsforschung sehr viele Bevölkerungsgruppen als tendenziell benachteiligt, weil ausgegrenzt verstanden: Frauen, Kinder und Jugendliche, Ältere, Menschen mit Zuwanderungshintergrund⁸/AusländerIn-

nen, Alleinerziehende, große Haushalte (vgl. kritisch Dangschat 2011b). In diesem Zusammenhang werden tradierte Benachteiligungsmuster reproduziert, die sich in der ungleichen geschlechts-, raum- oder altersspezifischen Verfügbarkeit des motorisierten Individualverkehrs und an der sozial asymmetrischen Verteilung der Umweltbelastungen zeigen (vgl. Knoll 2006).

Für die systematischen Formen der Benachteiligung durch einen mehr oder weniger eingeschränkten Zugang zum Mobilitätssystem wird der Umfang von Benachteiligungen und angemessene Mindeststandards im Rahmen nachhaltiger Mobilität für alle diskutiert. Dafür liegen zwar Statistiken zur Armutbevölkerung, zur Menge der Menschen, die in einem peripheren Raum leben, sowie zu Menschen, die auf einen Rollstuhl angewiesen oder blind sind, zur Zahl der AlleinerzieherInnen und der Haushalte mit vielen Kindern vor. Ob und wer davon jedoch einen eingeschränkten Zugang zum Mobilitätssystem hat, ist aufgrund der fehlenden Daten kaum abschätzbar. Für einzelne Risikogruppen wie hör- und seheingeschränkte Menschen, Menschen mit Gehbehinderungen, Menschen mit mentalen Krankheiten und literate Analphabeten gibt es allenfalls grobe Schätzungen; die Zahl der Mehrfach-Beeinträchtigungen sind auf der unzureichenden statistischen Basis überhaupt nicht einzuschätzen (vgl. Dangschat 2011b).

Im Alltag sind viele dieser Menschen weitgehend auf sich und ihre persönlichen Hilfe-Netzwerke angewiesen. Außer den Rollstuhlfahrenden und den blinden Menschen sind die anderen vom Mobilitätssystem unterschiedlich stark ausgegrenzten Menschen in der Regel auch nicht über starke Verbände vertreten, sondern ihre Interessenvertretung basiert meist auf unbezahlter ehrenamtlicher Arbeit. Zieht man den fortschreitenden demographischen Wandel, die wachsenden Einkommensunterschiede, die anhaltende Finanzkrise öffentlicher Kassen sowie die wachsenden regionalen Ungleichheiten in Betracht, so zeigt sich, dass der zunehmend ungleiche Zugang zum Mobilitätssystem von höchster soziologischer Bedeutung und für soziale Aspekte der Nachhaltigkeit wesentlich ist.

4 Milieuspezifische Differenzierungen der Alltagsmobilität

Der zweite Aspekt sozialer Nachhaltigkeit bezieht sich auf die zunehmende Vielfalt an Mobilitätspraktiken im Alltag, die nicht-nachhaltige Mobilität reproduzieren und nur unter bestimmten Bedingungen Nachhaltigkeit fördern. Diese Tendenzen lassen sich zunehmend weniger aus strukturell bestimmten Konstellationen ableiten, vielmehr bedarf es der Ergänzung durch die Analyse sozial differenzierter Wertvorstellungen und Lebensstile (vgl. Schneider und Spellerberg 1999; Götz 2011). Das ist aus unserer Sicht am besten auf der Basis eines etablierten Milieuansatzes möglich, wie er in verschiedenen Ungleichheitstheorien verwendet wird (vgl. Bourdieu 1989; Hradil 1992; Dangschat 2007).

Wir gehen davon aus, dass vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Ausdifferenzierungen in sozioökonomischer und soziokultureller Hinsicht milieuspezifische Wertemuster und Lebensstile reproduziert werden, die für andere Milieus nicht unmittelbar anschlussfähig sind. Bezogen auf den Nachhaltigkeitsdiskurs lautet unsere These, dass

soziale Milieus mit bestimmter Wahrscheinlichkeit auch spezifische Mobilitätspraktiken und -orientierungen ausbilden. Das heißt, dass (nicht-)nachhaltige Mobilitätsmuster immer innerhalb besonderer kultureller Kontexte und auf sozial differenzierte Weise entstehen und verfestigt werden. Konzepte nachhaltiger Mobilität müssen auf diese sozialen Kontexte Bezug nehmen, andernfalls können sie ihr Potenzial nicht sozial entfalten. Mit der Kulturthese soll die Bedeutung sozial- und raumstruktureller Einflüsse auf die Alltagsmobilität nicht ersetzt, sondern kritisch reflektiert werden. Dabei differenzieren wir zwischen beobachtbaren „Mobilitätspraktiken“ und mentalen „Mobilitätsorientierungen“.

Die beobachtbaren „Mobilitätspraktiken“ vermitteln und begleiten diverse soziale Aktivitäten, indem sie den sozial-räumlichen Zugang zu den dazu notwendigen Ressourcen ermöglichen. Dies geschieht, indem sich die Menschen mit bestimmten Zielen zu bestimmten Zeiten über bestimmte Dauer und Distanzen gänzlich ohne oder mit bestimmten Verkehrsmitteln bewegen. Bezogen auf die Bewegung mittels technischer Mittel betonen wir deren tatsächliche Nutzung, die in der Regel über Routinen erfolgt. Unter „Mobilitätsorientierungen“ verstehen wir sozial differenzierte subjektive Dispositionen. An ihnen orientieren sich die Individuen bewusst und unbewusst, wenn sie sich räumlich fortbewegen oder wenn sie bestimmte Formen der Fortbewegung meiden. Mobilitätsorientierungen umfassen eine von den Beteiligten oft schwierig zu unterscheidende Gesamtheit von Mobilitätsaspekten, insbesondere die Wahrnehmung und Bewertung des Aktivitätsraumes, die Tempi der Bewegung, die Art der Sozialität der Mobilität, die Wahrnehmung der Vorzüge und Nachteile nicht-motorisierter und motorisierter Mobilitätsmittel. Mobilitätsorientierungen können daher mit Urry (2000, 2004) als subjektive Seite von historischen Mobilitätsmodi verstanden werden.

Die automobil dominierten Mobilitätsorientierungen moderner Gesellschaften sind in jeweils spezifische kulturelle Rahmenorientierungen und Alltagsaktivitäten eingebettet. Mit dem Auto (oder dem Rad) zu fahren, kann jeweils unterschiedliche Bedeutung haben. Zusätzlich verteilen sich Mobilitätsorientierungen, die etwa auf das private Auto (oder das Rad) ausgerichtet sind, in unterschiedlichem Maße in der Bevölkerung. So bringt der Automobilitätsismus vielfältige subjektive Präferenzen gegenüber automobiler Fortbewegung sowie davon abgeleitet Präferenzen und Abneigungen gegen andere, etwa nicht-motorisierte Arten der Fortbewegung hervor. Umgekehrt entsteht aus der Kritik am allgemeinen Trend auch eine ablehnende Haltung gegenüber dem Kfz-Besitz.

Durch die grundlegenden Dispositionen werden die realisierten individuellen Raumbewegungen subjektiv angeleitet, mit Emotionen besetzt und auf diese Weise handlungsleitend. Mobilitätsorientierungen wirken sowohl positiv affirmativ als auch abweisend negierend. Affirmative Mobilitätsorientierungen bezeichnen wir als „Mobilitätspräferenzen“ und negierende Orientierungen als „Mobilitätsaversionen“ oder „Mobilitätsablehnungen“. Mobilitätsorientierungen sind also in milieuspezifische Mentalitäten eingebettet (vgl. Dangschat 2007).

Mobilitätsorientierungen bilden neben den Strukturmerkmalen sozialer Ungleichheit soziale Kontexte individueller Mobilität sowohl für Routine-Wege (RT) als auch für Nicht-Routine-Wege (NRT) (vgl. Segert und Dangschat 2010). Sie vermitteln im

Spannungsfeld zwischen aktueller Handlungsebene und unbefriedigten Bedürfnissen bzw. potenziellen Veränderungen in einzelnen oder mehreren Mobilitätsaspekten. Dieses entspricht Forschungsansätzen, die Mobilität in langfristig wirksame Mobilität in Gestalt der Wohnort- und Quartiersuche sowie in Alltagsmobilität im Sinne des alltäglichen, kurzfristigen Verkehrsverhaltens differenzieren (vgl. Beckmann et al. 2006; Scheiner 2009). Mit der Wohnstandortwahl werden bestimmte Mobilitätsmuster langfristig ausgeschlossen und ein Rahmen für mögliche (nicht-)nachhaltige Alltagsmobilität gesetzt. In der Wahl des Wohnstandortes werden bereits milieuspezifische Präferenzen für die Gestaltung des Alltagslebens gesetzt (vgl. Hunecke und Schweer 2006).

Zudem wird mit dem Milieuansatz im Gegensatz zu raum-deterministischen Erklärungsansätzen betont, dass Mobilitätschancen von Menschen auch unabhängig von differierenden Wohnstandorten wahrgenommen werden. Es geht letztlich um die Passfähigkeit für eine aktive individuelle Lebensgestaltung, die wiederum hinsichtlich erzwungener wie verhinderter Mobilität in vorausgehenden Entscheidungen (Wahl des Wohnstandortes oder Kauf eines Autos) ein framing erhalten haben. Konsequenterweise gehen Janelle und Gillespie (2004) davon aus, dass eine nachhaltige Mobilitätsentwicklung neben der Sicherung von Umweltbedingungen auch die Sicherung der Autonomie von Individuen und kollektiven AkteurInnen einschließen muss. Was dann als individuell angemessen und die eigene Handlungsfähigkeit sichernd wahrgenommen wird, differiert zwischen verschiedenen sozialen Milieus. Dies drückt sich in dominanten, emotional besetzten Mobilitätsorientierungen aus, welche die realisierte außerhäusliche Mobilität ebenso beeinflussen wie neu entstehende Mobilitätsbedürfnisse, die teilweise noch nicht auf adäquate Angebote stoßen.

In unserer empirischen Arbeit orientieren wir uns an den SINUS-Milieus® (http://www.integral.co.at/images/sinusrmilieus_gr.jpg). Diese wurden über drei Jahrzehnte hinweg entwickelt und optimiert, indem soziale Veränderungen stetig in das Analyseinstrumentarium aufgenommen wurden und werden. Für Österreich werden gegenwärtig mittels 40 Indikatoren zehn Milieus unterschieden. Die dafür verwendeten Variablen bilden Ungleichheiten in allen relevanten Lebenswelten ab. Nachfolgend werden ausgewählte Ergebnisse qualitativer Analysen aus zwölf milieuspezifisch zusammengesetzten Fokusgruppen (in Wien, Graz und im Bezirk Oberwart) dargestellt, die im Rahmen des Projektes „NRT“ zur Mobilität sozialer Milieus erarbeitet wurden (vgl. Segert und Dangschat 2010; Dangschat et al. 2011). Die Einzelauswertung erfolgte für die zehn österreichischen Milieus, diese werden hier im Interesse einer Komplexitätsreduzierung auf vier Milieusegmente zusammengefasst, in die jeweils zwei bis drei sozio-kulturell ähnliche Milieus eingehen.

In Übersicht 1 werden Mobilitätsorientierungen nach sowohl emotional positiv als auch negativ besetzten Dispositionen differenziert. Im gehobenen Milieusegment werden beispielsweise in Relation zu anderen Milieus jene Mobilitätsformen am stärksten bevorzugt, die ein schnelles Erreichen von Zielorten auf möglichst komfortable Weise erwarten lassen. Dies kann sowohl hohe Reisegeschwindigkeiten implizieren als auch direkte, bequeme Tür-zu-Tür-Mobilität. Die Vorstellungen von Komfort sind unterschiedlich, sie reichen von geräumigen, bequemen und ruhigen Sitzgelegenheiten bis zu höflichen Umgangsformen von Reisenden bzw. Personal. Wege und Verkehrsmittel, die

Übersicht 1: Milieuspezifische Mobilitätsorientierungen

Milieusegment	Milieu	(+) Präferenzen und (-) Aversionen gegenüber Mobilitätsformen und Verkehrsmitteln mit den Eigenschaften:	
Gehobenes Milieusegment	Etablierte	(+) komfortabel, schnell	(-) mühselig
	Postmaterielle		
Junges Milieusegment	Moderne Performer	(+) spontan, intensiv	(-) langweilig, ineffizient
	Experimentelle		
	Hedonisten		
Mainstream-Milieus	Bürgerliche Mitte	(+) berechenbar	(-) unsicher
	Konsumorientierte Basis		
Traditionelles Milieusegment	Konservative	(+) einfach, gesellig	(-) unpersönlich
	Traditionelle		
	Ländliche		

Quelle: Segert und Dangschat 2010; S. 25

als mühsam gelten, werden möglichst vermieden. Dies bedeutet nicht, dass in diesen Milieus anderen Präferenzen keine Bedeutung zukäme, etwa Sicherheit oder angemessenen Fahrpreisen. Gleichwohl treten diese hinter die formulierten Ansprüche zurück. Die Beschreibung der Aversionen gruppiert sich auf das Vermeiden mühseliger Formen der Fortbewegung, die unnötige körperliche Anstrengungen, Belästigungen durch andere Personen bzw. Umstände einschließen. Ähnlich sind die Mobilitätspräferenzen für die anderen Milieusegmente. Damit wird deutlich, dass Alltagsmobilität auf der Mikroebene offensichtlich nicht nur aus funktional-rationaler Perspektive wahrgenommen wird und zu verschiedenen Zufriedenheitsgraden auf einer reinen Positivskala führt. Gerade ablehnende Äußerungen sind häufig deutlich emotional aufgeladen und differieren zwischen sonst ähnlich orientierten Gruppen.

Mit der dargestellten Typologie werden keine trennscharfen Sektoren gebildet, die sich gegenseitig völlig ausschließen. Vielmehr zeigt sich, dass einzelne Vorlieben bzw. Abneigungen gegenüber typischen Mobilitätsformen in jeweils spezifischen Milieus prägnanter artikuliert werden, während sie in anderen Milieus zwar ebenfalls eine Rolle spielen, aber weniger bedeutsam sind und in anderen sogar abgelehnt werden. Beispielsweise wird „Langeweile“ als Charakteristikum einer Mobilitätsform in keinem Milieu positiv besetzt, aber es kennzeichnet außer bei den Jungen Milieus in keinem anderen Milieu eine typpbildende Aversion. Gleichzeitig lassen sich einzelne Mobilitätsorientierungen in verschiedenen Milieus finden, erhalten aber erst in Verbindung mit jeweils milieuinternen Vorlieben ihre jeweilige handlungsorientierende Bedeutung. So spielen bei-

spielsweise angemessene Verkehrsmittelpreise in allen Milieus eine wichtige Rolle. In den *Mainstream-Milieus* verbindet sich jedoch eine besondere Preissensibilität zusätzlich mit einem starken Sicherheitsinteresse, diese Verbindung verdichtet sich wiederum zu einer Präferenz für planbare und überschaubare Mobilitätsformen, die in dieser Weise nicht von allen Milieus geteilt wird.

Auch bezogen auf die Verkehrsmittelnutzung erweisen sich Milieus nicht als Fortsetzung des Ansatzes verhaltenshomogener Gruppen mit anderen Kategorien. Vielmehr beeinflussen sie die Verkehrsmittelnutzung neben anderen Faktoren wie Sozioökonomie und Raumausstattung. Beispielsweise finden sich leidenschaftliche AutofahrerInnen in allen untersuchten Milieus, wenn auch mit unterschiedlich großem Anteil. Dies gilt ebenso für regelmäßig Nutzende des öffentlichen Nahverkehrs, für FahrradfahrerInnen und FußgängerInnen. Welche Bedeutung die jeweilige Verkehrsmittelnutzung aber innerhalb des Alltagslebens für die Menschen unterschiedlicher Milieubindung hat, unterscheidet sich zum Teil erheblich.

So hat auch die feministische Mobilitätsforschung belegt, dass es einen Unterschied macht, welche Aktivitäten auf welchen Wegen realisiert werden, ob sie zwischen Arbeit und Wohnung polarisiert sind oder zwischen verschiedenen Versorgungszentren verknüpft werden (vgl. Spitzner et al. 1995; Beik und Spitzner 1996; Littig 2000; Bauhardt 2004; Knoll 2006). Von besonderer Bedeutung für die Unterschiede in der Verkehrsmittelnutzung ist die geschlechtsspezifisch ungleich verteilte Begleitung von Minderjährigen, aber auch die ungleiche Verteilung von Versorgungsarbeiten. Diese Befunde genderdifferenzierender Mobilitätsmuster wurden durch unsere empirischen Untersuchungen bestätigt. Sie kreuzen sich jedoch mit milieuspezifischen sowie mit sozio-ökonomischen Differenzierungen, so dass sich auch keine geschlechtsspezifisch homogenen Verhaltensgruppen abbilden lassen. Hinsichtlich der Verkehrsmittelwahl belegen die Befunde feministischer Mobilitätsforschungen ebenso wie die der milieuorientierten Mobilitätsforschungen, dass die „Verkehrsmittel-Wahl“ in vielfältiger Weise routinisiert ist (vgl. auch Verplanken et al. 2008; Vergragt and Brown 2007). Die Konsequenz ist, dass der in der Verkehrsforschung erfasste „modal split“ durch Modelle der „Verkehrsmittelwahl“ nicht hinreichend abgebildet werden kann. Ob ein bestimmtes Verkehrsmittel genutzt wird oder nicht, hängt nicht allein von seiner Funktionalität als Mittel der Fortbewegung ab, sondern auch davon, ob eine bestimmte Art der Fortbewegung einschließlich der Nutzung bestimmter Verkehrsmittel subjektiv als sinnvoll bzw. angenehm erlebt wird, inbegriffen die symbolische Darstellung sozialer Positionen als attraktiv bzw. unattraktiv.

5 Diskussion und Ausblick

Die Diskussion über die nachhaltige Organisation der Alltagsmobilität richtet sich sowohl in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung als auch in der öffentlichen Debatte gegen die Nutzung privater motorisierter Fahrzeuge und hier insbesondere aufgrund der verwendeten Technologien gegen den Ausstoß von CO₂ und anderen Treibhausgasen. Darüber hinaus werden zeitlich und örtlich konzentriert auftretende Staus als volkswirtschaftlicher Schaden und täglicher Ärger insbesondere von PendlerInnen diskutiert. Daraus entsteht die Forderung nach einer Veränderung der Verkehrsmittelwahl durch

den Umstieg auf öffentliche Verkehrsmittel, auf Fahrrad- und Fußgängerverkehr. Die dazu eingesetzten Maßnahmen haben jedoch meist nur einen geringen Erfolg. Das liegt zum einen daran, dass staatliche Maßnahmen über Verbote, technische Auflagen und Anreizsysteme „top down“ implementiert und über Maßzahlen kontrolliert werden. Maßnahmen zur Verbesserung der Informationsbasis, um kognitive Prozesse in Gang zu setzen und das Verhalten reflexiver zu gestalten, sind deutlich seltener. Auf der anderen Seite gibt es wissenschaftliche Erkenntnisse darüber, dass die Zusammenhänge zwischen dem Informationsstand (beispielsweise zu Aspekten des Umweltschutzes) und Verhalten nur selten in gewünschter Weise auftreten.

Mit einem verstehenden Milieuansatz sind differenzierte Erkenntnisse hinsichtlich tief sitzender Vorbehalte und Einschätzungen unterschiedlicher Verkehrsmittel erreichbar. Dazu wurde deutlich gemacht, dass der materielle Hintergrund aus Wohn- und Gelegenheitsstrukturen sowie die Einbindung von (Wohn-)Standorten in das Mobilitätssystem nicht nur die regionalen Segregationsmuster nach sozialen Milieus beeinflusst, sondern auch einen ganz entscheidenden Einfluss auf den Zusammenhang zwischen relevanten Kategorien der Motivationsstruktur und den Kognitionen auf der einen und der realen Verkehrsmittelnutzung auf der anderen Seite hat.

Aus den dargestellten empirischen Ergebnissen der soziologischen verstehenden Mobilitätsforschung lassen sich Implikationen für eine konsequent auf Nachhaltigkeit orientierte Mobilitätsforschung und Verkehrspolitik ableiten, um ökologisch sinnvolle, sozial attraktive und ökonomisch effektive Verkehrsangebote zu entwickeln. Um beispielsweise die Marktanteile nachhaltiger Verkehrssysteme auszudehnen, ist es notwendig, in Zukunft die Vielgestaltigkeit der Aktivitäten und Lebensbedürfnisse potenzieller KundInnen, einschließlich ihrer Mobilitätsorientierungen hinsichtlich spezifischer Verkehrsmittel zum Ausgangspunkt der Verkehrsplanungen zu machen. Dies gilt in besonderem Maße für Mobilitätsorientierungen, die sich auf die bislang wenig analysierten nicht-routinisierten Wege jenseits der Hauptverkehrszeiten und -linien im Gesamtalltag richten. Mit dieser Analyse sollten nicht nur Erwerbsarbeitswege und bestimmte Freizeitwege in den Mittelpunkt der Analysen gestellt werden, sondern alle außerhäuslichen Aktivitäten gleichberechtigt erfasst werden. Die Voraussetzung dafür, stärker nachhaltige Mobilitätsformen wirksam werden zu lassen, besteht darin, „Mobilität“ nicht nur als notwendige Distanzüberwindung, sondern als eine Handlung mit sozialem Sinn zu verstehen.

Auf einen weiteren Aspekt insbesondere der sozialen Nachhaltigkeit wird in der Verkehrsforschung am Rande, in der sozialwissenschaftlichen Ungleichheitsforschung praktisch gar nicht eingegangen, nämlich am deutlich ungleichen Zugang sozialer Gruppen zum Mobilitätssystem. Dieses ist umso weniger nachvollziehbar, da sich moderne Gesellschaften als mobil begreifen und es den Individuen zunehmend abverlangt wird, das Leben in Zeit und Raum flexibler, d. h. mobilitätsabhängiger zu gestalten. Aus einer konsequenten Nachhaltigkeitsperspektive, ist diesen sozialen Aspekten verstärkte Aufmerksamkeit zu widmen.

Schließlich ist im Ergebnis der aktuellen Mobilitätsforschung hervorzuheben, dass gerade die sozialen Aspekte nachhaltiger Lebensweisen durch massive Defizite in der Verfügbarkeit von angemessenen und sinnvollen Statistiken sowie einem eklatanten Mangel an Möglichkeiten zu kritischen qualitativen Primärerhebungen ein Schattendat-

sein führen. Wenn das Projekt gesellschaftlicher Regulierung in Richtung nachhaltiger Mobilität nicht schleichend aufgegeben werden soll, sind derartige soziologische Mobilitätsuntersuchungen dringender denn je. Nur über die Erkenntnisse der Zusammenhänge sozio-demographischer, sozial-räumlicher und sozio-kultureller Faktoren können Verkehrsangebote entwickelt werden, die Verkehr vermindern, indem sie die Mobilität aller sozialen Gruppen im Einklang mit der Natur und ökonomisch bezahlbar verbessern.

Anmerkungen

- 1 „ÉGALITÉplus, Ein gleichberechtigter Alltag im Verkehrsgeschehen – Quantifizierung von mobilitätsbeeinträchtigten Personengruppen“, https://forschung.boku.ac.at/fis/suchen.projekt_uebersicht?sprache_in=de&menue_id_in=300&id_in=7220 (laufend); „Non-routine Trips (NRT) – Mobilitätsstile der Zukunft. Neue Herausforderungen für den ÖV“, <http://www.ffg.at/verkehr/projekte.php?id=589&lang=de&browse=programm> (abgeschlossen); „Mobility-2know“ (m2k), <http://isra.tuwien.ac.at/mobility2know/> (laufend).
- 2 „Verkehrsleistung“ wird als Produkt aus Transportmenge und Transportdistanz bestimmt. Sie impliziert wachsende Transportmengen als Zielkategorie und entspricht damit nicht mehr der Nachhaltigkeitsperspektive, die auf bedürfnisgerechte, umwelt- und ressourcenschonende Mobilität ausgerichtet ist.
- 3 Das betrifft z. B. Probleme geringer Reichweiten, niedriger Geschwindigkeiten, schwerer Batterien, komplizierter Ladezeiten.
- 4 Der „Urban sprawl“ wird als eines der weltweit 16 Syndrome nicht-nachhaltiger Entwicklung bewertet (vgl. WBGU 1996). Trotz geringfügig zurückgehender Werte wurde in Österreich im Jahr 2005 noch immer täglich eine Fläche von 21,1 ha/Tag für die Erstellung von Siedlungs- und Verkehrsbauten versiegelt – vorgesehen war in der Österreichischen Strategie zur nachhaltigen Entwicklung ein Flächenverbrauch von 2 ha/Tag (vgl. KNÖ 2004; Dangschat und Krautschwil 2005; Lexer und Linser 2005, S. 4).
- 5 Vor dem Hintergrund des hohen Motorisierungsgrades und der hohen Fahrleistungen bezweifelt beispielsweise Kenworthy (2011), ob die E-Mobility jemals ausreichen wird, um das Verkehrssystem in Westeuropa aufrechtzuerhalten.
- 6 Einen weiteren Schwerpunkt bildet die „motility“-Forschung; unter „motility“ verstehen Flamm und Kaufmann (2006: 167) „the capacity to be mobile, or the notion of motility, is a deciding factor of social integration“ (vgl. auch Kaufmann et al. 2004, 2007; Kesselring 2006a).
- 7 Für Blinde und Rollstuhlfahrende gibt es umfangreiche Regelwerke, es werden technische Lösungen, Marktanteile und Arbeitsplätze für die heimische Wirtschaft angestrebt.
- 8 Insbesondere die Zuwanderungshintergrund-Kategorie ist aus soziologischer Sicht unsinnig, weil hier die Binnen-Heterogenität größer ist als gegenüber anderen sozialen Gruppen.

Literatur

- Bauhardt, Christine. 2004. *Entgrenzte Räume. Zur Theorie und Politik räumlicher Planung*. Wiesbaden: VS – Verlag für Sozialwissenschaften.
- Beck, Ulrich. 1995. Die „Individualisierungsdebatte“. In: *Soziologie in Deutschland. Entwicklung, Institutionalisierung und Berufsfelder, theoretische Kontroversen*, hrsg. Bernhard Schäfers, 185–198. Opladen: Leske + Budrich.
- Beckmann, Klaus J., Markus Hesse, Christian Holz-Rau und Marcel Hunecke. 2006. *Stadtleben – Wohnen, Mobilität und Lebensstil. Neue Perspektiven für Raum- und Verkehrsentwicklung*. Wiesbaden: VS – Verlag für Sozialwissenschaften.

- Beik, Ute und Meike Spitzner. 1996. Reproduktionsarbeitsmobilität – theoretische und empirische Erfassung. Dynamik ihrer Entwicklung und Analyse ökologischer Dimensionen und Handlungsstrategien. *Rahmenbedingungen von Mobilität in Stadtregionen. Bericht 1*, Wuppertal: Forschungsverbund Ökologisch verträgliche Mobilität.
- Berger, Peter A. und Anja Weiß. 2008. *Transnationalisierung sozialer Ungleichheit*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Blasius, Jörg, Jürgen Friedrichs und George Galster. 2009. *Quantifying Neighbourhood Effects. Frontiers and Perspectives*. Milton Park, New York: Routledge.
- BMVBS. 2008. *Mobilität in Deutschland*. <http://www.mobilitaet-in-deutschland.de/>, 22. 6. 2010.
- Bourdieu, Pierre. 1989. *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main: Campus.
- Canzler, Weert, Vincent Kaufmann und Sven Kesselring. 2008. *Tracing Mobilities*. Aldershot, Burlington: Ashgate.
- Canzler, Weert und Andreas Knie. 1998. *Möglichkeitsräume: Grundrisse einer modernen Mobilitäts- und Verkehrspolitik*. Wien: Böhlau.
- Canzler, Weert und Andreas Knie. 2004. Umdeutung des Automobils – Eine sozialwissenschaftliche Unternehmung. *WZB-Mitteilungen* 105: 29–33. Berlin: Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialwissenschaften.
- Canzler, Weert und Gert Schmidt. 2008. *Zukünfte des Automobils, Aussichten und Grenzen der autotechnischen Globalisierung*. Berlin: edition sigma.
- Cass, Noel, Elizabeth Shove und John Urry. 2005. Social Exclusion, Mobility and Access. *The Sociological Review*, 53(3): 539–555.
- Church, Andrew, Martin Frost und Keith Sullivan. 2000. Transport and Social Exclusion in London. *Transport Policy* 7: 195–205.
- Coenen, Reinhard und Armin Grunwald. 2003. *Nachhaltigkeitsprobleme in Deutschland – Analyse und Lösungsstrategien*. Berlin: edition sigma.
- Cohen, Maurie J. 2009. Sustainable Mobility Transitions and the Challenge of Countervailing Trends: The Case of Personal Aeromobility. *Technology Analysis & Strategic Management* 21(2): 249–265.
- Dangschat, Jens S. 2007. Soziale Ungleichheit, gesellschaftlicher Raum und Segregation. In: *Lebensstile, soziale Lagen und Siedlungsstrukturen*, hrsg. Jens S. Dangschat und Alexander Hamendinger, 21–50. Hannover: Akademie für Raumforschung und Landesplanung.
- Dangschat, Jens S. 2009. Stadtentwicklung zwischen Wachsen und Schrumpfen. In: *Stadtdialog. Schriftenreihe des Österreichischen Städtebundes* Bd. 1. Wien: Österreichischer Städtebund.
- Dangschat, Jens S. 2011a. Social Mix is not a Sleep in Thunder. *European Urban & Regional Science*. Eingereicht.
- Dangschat, Jens S. 2011b. *Einschränkungen im Zugang zum Mobilitätssystem – Soziale Gruppen, Quantitäten, Schwellenwerte*. Wien: mimeo.
- Dangschat, Jens S., Eva Favry, Helmut Hiess, Gudrun Meierbrugger, Alexandra Millonig und Astrid Segert. 2010. *NRT Non-routine Trips: Mobilitätsstile der Zukunft. Neue Herausforderungen für den öffentlichen Verkehr*. Wien: mimeo.
- Dangschat, Jens S. und Susanne Kratochwil. 2005. *Siedlungsentwicklung und Verkehr. Teilstudie zu Nicht-Nachhaltige Trends, beauftragt durch das Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft (BM:LFUW – Lebensministerium) und das Ökosoziale Forum im Rahmen des Forums Nachhaltiges Österreich*. Wien: ISRA. mimeo.
- Deffner, Jutta, Konrad Götz, Steffi Schubert, Christoph Potting, Gisela Stete, Astrid Tschann und Willi Loose. 2006. *Entwicklung eines integrierten Konzepts der Planung, Kommunikation und Implementierung einer nachhaltigen, multioptionalen Mobilitätskultur*. Schlussbericht zu dem Projekt „Nachhaltige Mobilitätskultur“. Frankfurt am Main: Institut für sozial-ökologische Forschung (ISOE).

- Diekmann, Achim. 2003. Mobilität und Wachstum. *Zeitschrift für Verkehrswissenschaft* 74(1): 1–24.
- Diekmann, Andreas und Peter Preisendörfer. 1998. Environmental Behavior. Discrepancies between Aspirations and Reality. *Rationality and Society* February 10(1): 79–102.
- DT (Department for Transport) 2000: *Social Exclusion and the Provision of Public Transport – Main Report*. London. <http://www.liftshare.com/business/pdfs/dft-social%20exclusion.pdf>.
- Flamm, Michael und Vincent Kaufmann. 2006. Operationalising the Concept of Motility: A Qualitative Study. *Mobilities* 1(2): 167–189.
- Forum Nachhaltiges Österreich 2006. *Nicht nachhaltige Trends*. Im Auftrag des Öko-Sozialen Forums und des Österreichischen Lebensministeriums. Wien: mimeo.
- Friedl, Birgit und Karl W. Steininger. 2002. Environmentally Sustainable Transport: Definition and Long-Term Economic Impacts for Austria. *Empirica. Journal of Applied Economics and Economic Policy* 29(2): 163–180.
- Gärbling, Tommy und Kay Axhausen, W. 2003. Introduction: Habitual travel choice. *Transportation* 30: 1–11.
- Gesemann, Frank und Roland Roth. 2009. *Lokale Integrationspolitik in der Einwanderungsgesellschaft. Migration und Integration als Herausforderung von Kommunen*. Wiesbaden: VS – Verlag für Sozialwissenschaften.
- Götz, Konrad, Willi Loose, Martin Schmied und Steffi Schubert. 2002. *Mobilitätsstile in der Freizeit. Abschlussbericht des Projekts „Minderung der Umweltbelastungen des Freizeit- und Tourismusverkehrs“*. Frankfurt am Main: Institut für sozial ökologische Forschung (ISOE).
- Götz, Konrad. 2011. Nachhaltige Mobilität. In: *Handbuch Umweltsoziologie*, hrsg. Mathias Groß, 325–47. Wiesbaden: VS Verlag.
- Hassemer, Volker. 2010. *5 mal Stuttgart 21. Phd-online*, III/2010. http://www.planung-neu-denken.de/images/stories/pnd/dokumente/3_2010/s21_hassemer.pdf, 3. 3. 2011.
- Held, Martin. 2007. Nachhaltige Mobilität. In: *Handbuch Verkehrspolitik*, hrsg. Oliver Schöller, Weert Canzler und Andreas Knie, 851–87. Berlin, Heidelberg, New York: Springer-Verlag.
- Herry, Max, Norbert Sedlacek und Irene Steinacher. 2007. *Verkehr in Zahlen*. <http://www.bmvit.gv.at/verkehr/gesamtverkehr/statistik/downloads/viz07gesamt.pdf>, 2. 8. 2010.
- Höfler, Leonhard, Adolf Heinz Malinsky und Robert Priewasser. 2000. *Verkehrsverlagerung durch Beeinflussung der Verkehrsmittelwahl. Systemische, verkehrsplanerische und verhaltenswissenschaftliche Ansätze am Beispiel des oberösterreichischen Zentralraumes*. Linz: Universitätsverlag Rudolf Trauner.
- Holz-Rau, Christian und Joachim Scheiner. 2009. Subject-Oriented Approaches to Transport. In: *Dortmunder Beiträge zur Raumplanung: Verkehr* 6, TU Dortmund.
- Hoogma, Remco, Matthias Weber und Boelie Elzen. 2002. Integrated Long-Term Strategies to Induce Regime Shifts towards Sustainability: The Approach of Strategic Niche Management. In: *Towards Environmental Innovation Systems*, hrsg. Mathias K. Weber und Jens Hemmelskamp, 209–236. Berlin u. a.: Springer.
- Hradil, Stefan. 1992. Alte Begriffe und neue Strukturen. Die Milieu-, Subkultur- und Lebensstilforschung der 80er Jahre. In: *Zwischen Bewußtsein und Sein. Die Vermittlung „objektiver“ Lebensbedingungen und „subjektiver“ Lebensweisen*, hrsg. Stefan Hradil. 15–55. Opladen: Leske + Budrich.
- Hunecke, Marcel und Indra R. Schweer. 2006. Einflussfaktoren der Alltagsmobilität – Das Zusammenwirken von Raum, Verkehrsstruktur, Lebensstil und Mobilitätseinstellungen. In: *StadtLeben*, hrsg. Klaus J. Beckmann et al., 147–165. Wiesbaden: VS Verlag.
- Janelle, Donald, and Andrew Gillespie. 2004. Space-Time Constructs for Linking Information and Communication Technologies with Issues in Sustainable Transportation. *Transport Reviews* 24(6): 665–677.
- Kaufmann, Vincent. 2002. *Re-thinking Mobility. Contemporary Sociology*. Aldershot: Ashgate.

- Kaufmann, Vincent, Manfred Max Bergmann und Dominique Joye. 2004. Motility: Mobility as Capital. *International Journal of Urban and Regional Research* 28(4): 745–756.
- Kaufmann, Vincent, Sven Kesselring, Katharina Manderscheid und Fritz Sager. 2007. Mobility, Space and Inequalities. *Swiss Journal of Sociology* 33(1): 5–6.
- Kennedy, Christopher, Eric Miller, Amer Shalaby, Heather Maclean und Jesse Coleman. 2005. The Four Pillars of Sustainable Urban Transportation. *Transport Reviews* 25(4): 393–414.
- Kenworthy, Jeffrey R. 2011. *Understanding Automobile Dependence in Cities – A Global Comparison*. Vortrag an der AutoUni Wolfsburg, 8. 2. 2011.
- Kesselring, Sven. 2006a. Pioneering Mobilities. New Patterns of Movement and Motility in a Mobile World. *Environment and Planning A. Special Issue „Mobilities and Materialities“*: 269–279.
- Kesselring, Sven. 2006b. Das Cosmobilities Network: Der Link zur Mobilitätsforschung in Europa. Einige Bemerkungen zur Zukunft der sozialwissenschaftlichen Mobilitätsforschung in internationaler Perspektive. *Informationen zur modernen Stadtgeschichte* 2: 87–90.
- Knoll, Bente. 2006. *Verkehrs- und Mobilitätshebungen. Einführung in Gender Planung*. Wien: Technische Universität. Dissertation.
- KNÖ (Komitee für ein Nachhaltiges Österreich). 2004. *Arbeitsprogramm 2004: Strategie zur Nachhaltigen Entwicklung*. Wien: mimeo.
- Kutter, Eckard. 1972. *Demographische Determinanten städtischen Personenverkehrs*. Braunschweig: Institut für Stadtbauwesen, mimeo.
- Lanzendorf, Martin. 2002. Mobility Styles and Travel Behavior: Application of a Lifestyle Approach to Leisure Travel. *Transportation Research Record: Journal of the Transportation Research Board* 1807: 163–173.
- Lexer, Wolfgang und Stefanie Linser. 2005. *Nicht-nachhaltige Trends in Österreich: Qualitative Lebensraumveränderung durch Flächenverbrauch*. Wien: Umweltbundesamt, mimeo.
- Litman, Todd, and David Burwell. 2006. Issues in Sustainable Transportation. *International Journal. Global Environmental Issues* 6(4): 331–347.
- Litman, Todd. 2008. *Sustainable Transportation Indicators. A Recommended Research Program for Developing Sustainable Transportations Indicators and Data*. <http://www.vtpi.org/sustain/sti.pdf>.
- Littig, Beate. 2000. Mobile Frauen – Nachzüglerinnen der Motorisierung oder Vorreiterinnen einer ökologischen Wende. In: *Frauen in der Technologischen Zivilisation*, hrsg. Christine Wächter. 219–38, München: Profil.
- Manderscheid, Katharina. 2009. Integrating Space and Mobilities into the Analysis of Social Inequality. *Distinktion. Scandinavian Journal of Social Theory* 18: 7–27.
- Meth, Dagmar. 2002. Mobilität im ländlichen Raum – Lösungsansätze zur Sicherung der Erreichbarkeit. *Ländlicher Raum* 2. <http://www.laendlicher-raum.at/article/archive/10574>, 2. 9. 2009.
- Mohammadian, Abolfazl und Shlomo Bekhor. 2008. Travel behavior of special population groups. *Transportation* 35: 579–583.
- Neumann, Alexander, Jens S. Dangschat, Alexandra Millonig, Paul Pfaffenbichler und Wiebke Unbehaun. 2006. *ÉGALITÉ. Ein gleichberechtigter Alltag im Telematik gestützten Verkehrsgeschehen*. BOKU, TU Wien und Arsenal Research, im Auftrag des bm:vit. Wien: mimeo.
- Nijkamp, Peter. 1999. Sustainable Transport: New Research and Policy Challenge for the Next Millennium. *European Review* 7: 551–563.
- ÖROK. 2006. Aufrechterhaltung der Funktionsfähigkeit ländlicher Räume – Dienstleistungen der Daseinsvorsorge und regionale Gouvernante. *ÖROK-Schriftenreihe* 171. Wien.
- Preisendörfer, Peter. 1999. *Umwelteinstellungen und Umweltverhalten in Deutschland*. Opladen: Leske + Budrich.

- Rammler, Stephan. 2001. *Mobilität in der Moderne. Geschichte und Theorie der Verkehrssoziologie*. Berlin: Sigma.
- Runge, Diana. 2005. Mobilitätsarmut in Deutschland. In: *Schriften des Fachgebietes Integrierte Verkehrsplanung des Institutes für Land- und Seeverkehr an der Technischen Universität Berlin*. IVP-Schriften, Bd. 6. Berlin: TU Berlin.
- Scheiner, Joachim. 2009. *Sozialer Wandel, Raum und Mobilität. Empirische Untersuchungen zur Subjektivierung der Verkehrsnachfrage*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Scheiner, Joachim und Christian Holz-Rau. 2007. Travel mode choice: affected by objective or subjective determinants? *Transportation* 34(4): 487–511.
- Schöllner, Oliver. 2005. *Perspektiven für eine nachhaltige Verkehrsentwicklung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schöllner, Oliver, Weert Canzler und Andreas Knie. 2007. *Handbuch für Verkehrspolitik*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schönfelder, Stefan und Kay W. Axhausen. 2003. Activity Spaces: Measures of Social Exclusion? *Transport Policy* 10: 273–286.
- Schneider, Nicole und Annette Spellerberg. 1999. *Lebensstile, Wohnbedürfnisse und Mobilität*. Opladen: Leske + Budrich.
- Schneider, Michael. 2007. *Zur Einführung: Nachhaltigkeit und Zeit – ein gesellschaftliches Innovationsprojekt am Beispiel der Mobilität*. Berlin et al.: Springer.
- Segert, Astrid. 2009. Mobilitätsorientierungen – eigenständiger Faktor für die Entwicklung nachhaltiger Mobilität in ländlichen Räumen. *Ländlicher Raum* 11. <http://www.laendlicher-raum.at/article/articleview/79305/1/10402>.
- Segert, Astrid und Jens S. Dangschat. 2010. *Multidimensionale NutzerInnenperspektive auf Non-routine Trips. Herausforderungen für die Angebotsentwicklung im öffentlichen Verkehr*. Wien: mimeo.
- Selle, Klaus. 2010. Stuttgart 21 – nur »schlecht vermittelt«? Warum Großprojekte eine Herausforderung für die lokale politische Kultur bedeuten. *PND online* III/2010. (3. 2. 2011).
- SEU (Social Exclusion Unit). 2003. *Making the Connections: Final Report on Transport and Social Exclusion*. London: SEU.
- Sheller, Mimi und John Urry. 2006. The New Mobilities Paradigm. *Environment and Planning A* 38: 207–226.
- Spitzner, Meike, Striefler, Katja und Gabriele Zauke. 1995. Mehr Nutzen für die Nutzerinnen: Chancen durch die Bahnregionalisierung. *Fachzeitschrift für Alternative Kommunal Politik* 16(4): 50–54.
- Tully, Claus J. 2000. Konsequenzen inkonsequent – Umwelthandeln, Mobilitätspraxis und Mobilitätsstile Jugendlicher. In: *Ökologisches Handeln als sozialer Konflikt. Umwelt im Alltag*, hrsg. Hellmuth Lange, 163–182. Opladen: Leske + Budrich.
- Urry, John. 2000. Mobile Sociology. *British Journal of Sociology* 51(1): 185–203.
- Urry, John. 2004. The ‚System‘ of Automobility. *Theory, Culture & Society* 21(4–5): 25–39.
- VCÖ (Verkehrsclub Österreich). 2008. *Ballungsräume – Potenziale für nachhaltige Mobilität*. Wien: VCÖ.
- VCÖ (Verkehrsclub Österreich). 2009. *Soziale Aspekte von Mobilität*. Wien: VCÖ.
- Vergragt, Philip J. und Halina Szejnwald Brown. 2007. Sustainable mobility: from technological innovation to societal learning. *Journal of Cleaner Production* 15(11–12): 1104–1115.
- Verplanken, Bas, Ian Walker, Adrian Davis und Michaela Jurasek. 2008. Context Change and Travel Mode Choice: Combining the Habit Discontinuity and Self-Activation Hypotheses. *Journal for Environmental Psychology* 28(2): 121–127.
- WBGU (Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung „Globale Umweltveränderungen“). 1996. *Welt im Wandel – Herausforderung für die deutsche Wissenschaft*. Berlin, Heidelberg: Springer.

Jens S. Dangschat, Dipl.-Soz. Dr. phil., Professor für Siedlungssoziologie und Demographie an der Technischen Universität Wien, Fakultät für Architektur und Raumplanung, zuvor (1992–1998) Professor für Allgemeine Soziologie und Stadt- und Regionalsoziologie an der Universität Hamburg und Leiter der Forschungsstelle Vergleichende Stadtforschung. Seit 2009 Präsident der Österreichischen Gesellschaft für Soziologie. Forschungsschwerpunkte: Soziale Ungleichheit & Segregation, Migration & Integration, Raum- & (Raum)Planungstheorie, nachhaltige Raumentwicklung, Mobilitätsforschung. Aktuelle Veröffentlichung: Dangschat, J. S. & Hamedinger, A. 2009: Planning Culture in Austria – The Case of Vienna, the Unlike City. In: J. Knieling & F. Othengrafen (eds.): Planning Cultures in Europe. Decoding Cultural Phenomena in Urban and Regional Planning. Farnham & Burlington: Ashgate: 95–112.

Astrid Segert, Dipl.-Phil.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ phil., Soziologin am IHS Wien, Philosophiestudium und Promotion an der Humboldt-Universität Berlin, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Akademie der Wissenschaften der DDR, der Universität Potsdam und am Brandenburger Umweltforschungszentrum, seit 2007 am IHS Wien, Abteilung Soziologie (Forschungsgruppe steps), Forschungsschwerpunkte: Ungleichheits- und Milieuforschung, Theorien sozialer Praktiken und Integrationsforschung.

A Town on Its Knees?

Economic Experimentations with Postcolonial Urban Politics in Africa and Southeast Asia

Abdou Maliq Simone

Abstract

At best, Fanon had an ambivalent attitude toward the potentialities of African cities. As largely colonial creations, they were never viewed as the 'real' locus for an elaboration of a critical national consciousness or political project. Yet now that Africa is an 'urban continent', with cities moving in disparate directions through various broken infrastructures and temporalities, urbanization conveys both a desire for collective capacities that would seem to exceed both the terms of colonial residues and Fanon's revolutionary projections, yet simultaneously to reiterate the fundamental tensions in their relationship. The very practices that would seem to waste political mobilization may be those which defer a definitive foreclosure of them. While African cities remain exemplars of the region's captivation with redesigned imperialisms, they are generative of the potentials Fanon identified but assumed would never come from them.

Key words

Fanon ■ postcoloniality ■ subaltern ■ third world ■ urban development
■ urbanism ■ way of life

Introduction: Getting your town dirty

The town belonging to the colonized people, or at least the native town, the Negro village, the medina, the reservation, is a place of ill fame, peopled by men of evil repute. They are born there, it matters little where or how;

■ *Theory, Culture & Society* 2010 (SAGE, Los Angeles, London, New Delhi, and Singapore),
Vol. 27(7-8): 130–154
DOI: 10.1177/0263276410383708

they die there; it matters not where, nor how. It is a world without spaciousness; men live there on top of each other, and their huts are built one on top of the other. The native town is a hungry town, starved of bread, of meat, of shoes, of coal, of light. The native town is a crouching village, a town on its knees, a town wallowing in the mire. (Fanon, 1990: 34)

FANON WROTE this passage nearly 50 years ago. What has changed since this time? What has become of the ‘decolonized’ city? On the one hand, the massive growth of cities in Asia and Africa represents the intense aspirations of people for a better life; it is a testament to the capacity of cities to accommodate and materialize very different aspirations. On the other hand, cities have become venues for commodifying nearly everything. Urban spaces and institutions have been systematically engaged, infiltrated and appropriated for this purpose. As a result, the majority of urban residents across the Global South may be better off than 50 years ago, but many may be more vulnerable than ever (Peck et al., 2009).

In this passage, Fanon seems to denigrate the possibilities of urbanity as a vehicle through which the ‘native’ aspirations for freedom and self-determination could be actualized. He views the *bidonville*, the *quartier populaire*, the slum, the shanty town, the ‘location’ or the township as a place of envy – so proximate is it to the capacities, the proficient infrastructure and wealth of the colonizer that it freezes the way the native looks at their own living environment as that of incessant insufficiency.

But Fanon also complicates matters in that the native town also becomes the place where the political leadership – on the run, emergent or waiting for the right time to move – finds shelter and periods of gestation. In part, the native town as a shelter for the city to come is made possible by its apparent wretchedness. Because the rulers don’t see anything of value there within it, except for its pools of exploitable labor, there is no need to gaze too much upon it. As long as the native town exudes signs of its own debilitation and its residents the exhaustion of trying to survive day to day, surveillance can be largely perfunctory. Yet, as long as a vanguard is present; as long as various networks within the native town continuously shift places of hiding, sites of deliberation and venues, bodies, and domains in which to rehearse the collaboration necessary to move goods, ideas and affiliations, the apparent insufficiency of the native town is always something else, always a mask or dissimulation.

While no long-lasting institutions may be built within the native town, there may be the profusion of incipient systems of production and exchange that renew valued collective understandings and keep potentials from being foreclosed. At the same time, this complicity between debilitation and emergence, precarity and possibility, has long been a claustrophobic game, making it difficult for residents to clearly assess their chances. Despite the vast range of manipulations embodied in most efforts at the urban development of poor districts, the poor are often unwilling to let go of the status quo. They conclude that improvements in infrastructure,

services and administration will disrupt the intricate forms of compensation that have been elaborated to make up for the lacks, and that these compensations, fraught as they are with both substantial reciprocities and authoritarian power, are the only bases to accomplish real change in their lives.

Nevertheless the Wretched, Still an ‘Earth’?

It has long been common sense that the coverage and instantiation of overarching institutional frameworks capable of steering collective sentiment and effort have been limited in the bulk of African cities. In face of intense partialness and partiality – the hoarding of resources and opportunity by an urban elite – livelihood entails careers of individual insertions into various densities of affiliation, from kinship networks, neighborhood interdependencies and patrimonial games to political maneuvers. While individual lives may appear easily expendable without clear terms to assess efficacy or failure, individuals must still constantly refashion themselves to become key ingredients in scenarios they are often ill-prepared for, or have little faith or belief in. An incessantly exterior focus means that domains where ties are assumed to be strong without much negotiation – such as family or kin – can become replete with jealousies and tensions; and so whatever transpires inside the house, or organization or neighborhood, is being assessed, even experienced, in terms of its implications across other networks and events. Associational life is not any conventional notion of multiple belongings to different kinds of institutional arrangements, but quite literally the work done to associate often highly discrepant contexts, actors and facets of everyday life, making them have something to do with each other, using one involvement to eke out some stable position in another, as if in a constant game of chance, or to make sure that the gains in one domain filter their way into another that had nothing to with it. As such, clear working distinctions between family matters and those of neighborhood, work, religious, ethnic and political affiliations are difficult to sustain.

Sometimes events in one affiliation may imply and contribute to others; at other times relations between these domains are grating and at times debilitating. There is simply too much to figure out, too much to balance, too many toes that are stepped on in order to keep a few moving (Bayart and Warnier, 2004; Tonda 2005). Cedric, Lumanu, Makoto, Bazana and Armando are the titular heads of the ‘Bloods’ in the quarter of Kasa-Vubu, just south of Kinshasa’s central market area. With their red bandanas they have styled themselves around the American gang and indeed are well informed of its histories, personalities and organizational structure. The K-V crew intends not so much to be a ‘branch’ of a global organization, but rather to appropriate certain ‘themes’ and ways of operating in order to instantiate themselves into the local economy. With the exception of Makoto, all are university graduates, and their grooming and eyewear convey the looks of young professionals rather than thugs. They all occupy

a *parcel* left to Armando when his family unexpectedly departed for Europe without informing him, and he needed to recruit his present ‘associates’ in order to hold onto it in the face of competing and aggressive claims from kin. The crew spreads across Marché Gambela at the start of the trading day. They canvas the initial expectations – for a market is also a field of affective textures, from indifference to driven urgency, and these forces compel an array of discursive tactics and deals. In the decaying infrastructure of the market and the various cloggings up of the transport routes in which it is embedded, the trading day must also circumvent incessant delays – from gridlocked traffic, the wait for deliveries, the goods that are set aside for pick-ups that are slow in coming, sporadic supplies of electricity and unanticipated arguments that are not resolved quickly. As marketing entails getting what one has access to out into the largest conceivable world of consumers willing to pay a good price, trading concerns opening up vistas of sight and perspective. It entails what the trader can actually see, but also what he or she can anticipate, what they imagine to be taking place beyond the immediate field of vision. To a large extent this is what the Bloods deal in. At the outset of the day, they try to get a sense of what the market, in all of its various individuated and grouped sensibilities, anticipates; how the market ‘feels’ about how it is situated in a larger contexts of events.

The crew will return to Gambela in the late afternoon just as things are both winding down and thus speeding up. It is a time when the tendency to desperately try to unload, to make some money, is at its peak, and this feeling intersects with the accruing patience of those who feel they have done as well as possible, and that it is important to sit tight and not make any mistakes, not to go out on any limb. It is a time when the market is also most a mess. Not simply because it has been ‘worked’ all day and that the mess is a sign of that work. But also because traders have been holding goods for others, bundles may have been put together but are not going anywhere, and things now have to be disentangled, returned to their proper places, but just as they are on their way back, something else may intervene to convince them of still other possible last-minute destinations. This is one facet of what the Bloods do. They wait until the last minute and try to force through different kinds of ‘alliances’ between these goods on ‘their way back’. Given what they observed in the morning – the various assessments of location, the different moods and expectations, the different opening prices and bottom lines – the question for them is where these sentiments, expectations and assessments are now, now that the trading day is almost at a close.

For at the end of the day the task is to work with the loose ends, to concretize potential futures from what is left over, not as the only horizon, but to use the task of working with leftovers as a means of reconfiguring relations within the market and beyond. Cajoling, seducing, steering, sometimes pushing different actors into each other’s attention, the Bloods will ‘suggest’ ways of packaging leftover food, some recently arrived bundles of clothes and ‘diverted’ electronics that didn’t quite find their way to the

expected pick-up into a nearby van that could quickly arrive at a planned mega-prayer meeting in Matete and park near the bevy of food-sellers that would catch the pre- and post-meeting multitudes. As everyone rushes from the market into the crowded thoroughfares and mini-vans and buses, a Blood or two will be making sure that certain vehicles are able to jump the queue, as long as drivers are willing to make room on their rooftop for a few bags of cement delivered for free to a group of construction workers willing to do a few hours of underpaid overtime at a trader's little satellite shop in the suburbs in return for a connection he has with the ministry handling a big project in Gombé.

Much of the work of the contemporary African city revolves around the leftovers, the loose ends, the things that are not yet tied down, that could be put into play. This is not surplus to be hoarded, but leftovers – to be spent right away since, in this context, making something left over means that someone is going to lose out. This is because there are few cushions, institutions that can cover all the demands that are exerted over individuals. These are demands that tie one to families – with their frequently stretched out definitions, to church or mosque, to neighborhood and other places of origin. What can be spent is already tied down several times; so it is not easy to think about ‘freeing up’ money, resources, feeling or time.

A frequent complaint about small-scale entrepreneurship – those small shops, businesses and trades that form the economic anchorage of most residents – is that too many people eat of the assets; there are too many relatives and associates whose needs become associated to small profit margins. This dilemma – the choice to retain the established modalities of belonging or to speculate on new lines of connection – makes contemporary African cities a dynamic fulcrum of calculation and decision.

But as the brief vignette on the Bloods demonstrates, these calculations are not simply matters of economic exigency and accumulation. They also are matters of how the everyday interventions in the circulation of goods and bodies aim to open up different ways of seeing a larger world, and how residents try to reposition their relationships with each other to open up new vantage points, new ways of operating together. Sometimes, as in the work of the Bloods, this takes place at the level of things and their movements into different hands and across different trajectories, regardless of their prior use or proprietorship. At other times, it is a matter of intersecting stories and anticipations, bringing together ways of making accounts that happen to be in close proximity.

This may not be the consciousness of a new nation that Fanon had in mind, and it may not be a sensibility rooted in collective responsibility – based on a shared appreciation of mutual work or oppression – but the operations in the market of Kasa-Vubu do point to how residents continue to anticipate the possibilities of new horizons that go beyond individuated economic success and which broaden the scope of both maneuverability and understanding. Fanon, of course, remains prescient here in warning about the extent to which this endeavor to see as part of a larger world simply

reiterates a colonial maneuver that dissociates residents from cherished forms of rootedness into a world view that is not of their making. This is the incessant risk of the work that the Bloods do here – that is, in getting things and people to move in different directions, actors are loosened from their anchorage, become more willing to speculate on relations of trust, and to excuse themselves of responsibility when things go wrong as a result. Experimentation is necessary, but not everything is to be experimented with. This seems to be the critical issue of postcolonial politics in urban Africa today.

Experiments with National Life

If Fanon had lived beyond his time, he might not have had sufficient appreciation of the complexities of just what it takes to administer African cities. Historically, it was rare for any given segment of society to attain sufficient overarching control of cities to impose either a unifying vision or generally accepted rules of the game. Even when specific regimes exercised national power for long periods of time and kept national capitals, in particular, under tight rein, these efforts often had limited traction in the day-to-day operations of a heterogeneously composed urban population. Policing the streets and the airwaves was not the same thing as securing a functional cohesion of an urban population that largely had to make their own way, their own livelihood and their own practices of dealing with each other. The fundamental challenge was always: who can do what with whom, under what circumstances, and what could ensue from the resultant actions? And governments did not have the means to impose the answers to these questions, even in the harshest regimes. As such, these questions remain open ones, and a continuous locus of everyday effort.

Because many cities were built with circulatory labor markets, curtailed residential rights, maintained highly uneven relationships with territories external to them, and often fractured linkages with rural areas, they functioned as places of mediation between locality and mobility. As such, they always had to find ways of incorporating new kinds of residents and their articulations elsewhere (Georg, 2006; Guèye, 2007; Guyer and Belinga, 1995; Yntiso, 2008). As a result, cities are a context for making claims, figuring particular narratives of legitimacy that enable individual and collective groups of residents to access resources and opportunities, such as land, services, participation in institutions and other entitlements (Abbink, 2005; Cueppens and Geschiere, 2005; Freund, 2009; Hilgers, 2009; Lund, 2006).

Particular modes of address are constituted where residents seek to have particular identities and needs recognized. These modes of address frequently change, stretching and shrinking to accommodate or exclude particular actors and territories (Boujou, 2000; Hilgers, 2009). As a result, authority is often diffused across sometimes competing, sometime complementary institutions, replete with different meanings and formulas, as well

as different forms of consolidation. Some have formal attributes and structures; others are more ephemeral and dispersed, not easily categorized or defined (Bellagamba and Klute, 2008; Kelsall, 2008; Lund, 2006; Miran, 2003; Nielsen, 2007; Rakodi, 2006). In such circumstances, it would be difficult to identify or sustain a particular 'vanguard movement' as Fanon would prefer. But this doesn't necessarily mean that without such a movement there are not substantial efforts to transform social relations.

Even in cities under severe forms of authoritarian rule, there is contestation in terms of the fundamental rights and obligations embedded in relationships between children and parents, between extended family members, between men and women, patrons and clients, citizens and government officials (Marie, 2007). Basic questions as to the place of self-initiative, individual decision-making and the conditions of belonging to family and other social groups are intensely debated. People are working out many different kinds of accommodation between the needs of autonomous individual action and the security of life that largely remains rooted in long-term forms of social belonging (Marie, 1997; Rodrigues, 2007; Tonda, 2005, 2007).

These dynamics have a direct impact on what governments and civil society can do in terms of managing and changing urban life. Fundamental issues about what people are able to do together and what they can legitimately do on their own are often replete with great tension, controversy and fluidity. Policy prescriptions that both explicitly and implicitly deal with people's responsibilities to each other, to the state and to evolving public norms can exert significant influence on how such contestation takes shape and how it plays out. But no single actor or institution can completely anticipate the directions that such a fundamental reworking of everyday life will take. They risk doing more harm than good if they attempt to impose premature solutions or act as if such important conflict must head in one specific direction or toward a particular resolution (Dorier-Apprill and Domingo, 2004; Harrison, 2006; Jaglin, 2007).

In much of urban Africa, then, livelihood has been a matter of 'connecting the dots', of extending the ways in which different actors, their interests and ways of doing things would become implicated in each other in expanding circuits of relations. Different social statuses, associations, ascriptions, ways of earning a living and economic sectors had to find ways to become active parts of each other without overarching political or cultural guidelines. While conventional ideas about the control of populations seem to prioritize assigning individuals specific positions and roles in various hierarchies of responsibility and authority, most African cities relied upon fostering cross-cutting interdependencies and bringing together people and things that on the surface would seem not to fit.

This does not mean that the everyday organization of urban societies did not have its hierarchies. Urban politics and economies are full of patronage. Individuals will 'hitch' themselves to a 'big figure', with loyalty being traded for opportunity. These patronage relationships anchor individuals in

a clear framework of reciprocal obligations. But while they are important for the task of organizing urban neighborhoods and districts, these systems were seldom sufficient for governing relationships across the entirety of the city.

When things work, when complementarities manage to be built among provisional assemblages of people, things, and spaces, it comes primarily from the very openness of people to each other, who recognize that in all of the turbulence some kind of ground needs to be established, some kind of *terra firma* or platform upon which it is possible to stand, to rest, to look out from and to be momentarily recognized – not as anything in particular, but simply as specific. Whatever endless calibrations, compensations and conflicts may ensue from the intersection of bodies without clear prospects or visions, it is the persistent generosity of those bodies to provide the rudiments of a solid world – still easily swept away – that is the resource-in-the-final-instance of the city. People will die needlessly in childbirth, crossing roads without light, in flooding from clogged drains, and from arbitrary violence, but at the same time it is rare that anyone will be without a place, without a way to survive for another day – a place and day that come from nowhere in particular, that is guaranteed by no one but that is effectuated simply in the openness of someone(s) to some other(s), that establishes an economy of transaction and rest.

In cities where negotiations, contestations, compensations, wheeling and dealing, and *débrouiller* are constant, there is a fascination with events that would seem to have no need for negotiation or for working things out. There is fascination with a capacity for doing things that just seems to happen.

Eligibility Doesn't Matter, and Neither Does Consciousness

This fascination with a wordless efficacy is why many residents of these native towns, as well as new towns in the swelling metropolitan regions across the Global South are fascinated with stories about how mirroring relationships might be broken, where neither emergence nor dissolution reflect one another. Instead, the images are refracted in such a way as to further pluralize the times and spaces of both old and new quarters, as well as their relationships to a larger urban world.

In many respects these stories are continuations of a long-term fascination with how individuals can 'step out' of the futures expected for them, and make a life that is totally unanticipated, a life for which there is no obvious preparation or eligibility. Good fortune, chance and unknown fate have always filled the stories about what people do in life. In these stories that can preoccupy residents in Dakar, Jakarta, Lagos and Kinshasa – to name only a few – the accumulation of unanticipated wealth is more than simply a matter of good luck, but entails particular kinds of opportunity and skill (Geschiere, 2001).

This accumulation is attributed to the capacity of certain individuals to skillfully operate at the intersections where the bodies of others are exposed and opened up onto the larger city – that is, those vectors of contact that bring eyes, ears, nostrils, mouth, anus and vulva into shifting alignments with the materials of the city. Bodies take things in and put things out; eyes and ears are pointed in certain directions among many. By zeroing in on those moments of ingestion, elimination, reception and incorporation, where the body is most destabilized and de-centered from itself, these individuals gather up and redirect the energies, attentions and inclinations of those around them. In a literal sense, they take people away from themselves. In doing so, they enfold people, things, ideas and opportunities into a gravitational pull of passions and resources which the individual then accumulates and uses.

By intervening into those moments where bodies drink, eat, shit, piss, fuck and spit, scenarios are scripted that make money flow in a particular direction. The actual mechanics of how this intervention takes place is subject to constant speculation as some of the more renowned rags-to-riches biographies are intensely scrutinized in living rooms, markets and coffee houses across cities. Who were they in contact with, who did they manage to bring together, where and under what circumstances? How and through what means were they able to insert themselves in various lives? The key thing is that these are questions asked not only of the specific trajectories of accumulation for rags-to-riches individuals, but also those at least implicitly asked all the time by urban residents of themselves and others. These stories and questions become incentives for people to convert whatever is around them – the most mundane activities, the seemingly useless pieces of things strewn here and there – into possible tools, new uses and a new means of relating to others.

Wealth here is not the product of eligibility, of striving in well-defined parameters of work or social networks. It is not a process of discernible preparation or entrepreneurial acumen over time. Nor is it the progressive aggrandizement of territory or loyalty. Nor is it the deployment of cruelty.

Though Fanon may largely have denigrated the political capacities of urban populations, it is often bewildering the extent to which an ‘urban majority’ across the Global South has been kept out of view. Of course, cities have had particular trajectories of development, of relationships with states and global capital. Dilapidated and hypermodern built environments do not necessarily signal a univocal development pattern; cities are much more textured in their singularity than available to some broad set of generalizations. Nevertheless, analysts and policy makers seem to have a much broader knowledge about the lives of the poor, the middle class and elite than they do about the civil servants, laborers, workers, salespersons, entrepreneurs, traders, bureaucrats and artisans that have managed to carve out the semblance of stable livelihoods over time.

These livelihoods may never have been sufficient to produce significant savings or assets; and they may never have produced a reliable sense

of confidence that did not necessitate incessant compensations and adjustment. Yet, these lives were urbanized and did implant themselves in cities for the 'long haul'. This 'majority' in many instances did not recognize itself as a coherent political entity, although there is much evidence across cities that a majority, made up of variegated professions and histories, was able to coalesce at different times to implement specific political regimes and programs (Benjamin, 2000; Holston, 2008). At the same time, circulations through labor markets and sectors, as well as highly differentiated settlement histories, meant that any such 'majority' proves slippery as an analytical object. While labor unions and civic associations were sometimes capable of providing a locus of connection among discrete groupings, broad-based popular mobilizations rarely possessed sufficient power to curtail the interests and resources of long-entrenched ruling elites. The labor-intensity entailed in maintaining viable urban footholds reinforced tendencies toward specialization in and differentiated orientations to urban living.

But at the same time, the limitations of earnings, the rapidly changing conditions of city life, and the tenuous positions Southern cities assumed in global economic networks meant that any particular job, profession or living situation was never in itself going to be adequate in order to keep households going. So, despite economic specialization, the segmentation of city spaces and fluid intra-urban mobility, residents from different walks of life continued to pay attention to and make use of each other in intricate complementarities that still dominate the day-to-day social economies of most urban districts. The circulation of opportunities, the heterogeneity of contiguities in the built environment, the multiple uses and interactions of discrete spaces, and the trade-offs in resources are continuing evidence of the ways in which residents implicitly forge collective effort, even when this effort finds no consistent or even discernible organizational format. Additionally, this capacity of residents involved in different kinds of work – and with different networks of access to information, resources and opportunities – to cooperate, to make use of each other outside of formal institutional procedures reiterated the city as a space of opportunity, movement, and of being part of a larger world.

In highly mixed inner-city districts remaining in Bangkok, Jakarta, Lagos and São Paulo – to take a few cities – the ability of individual residents to find out about things, to have access to different experiences, to know where to go in order to take care of specific concerns, and to know how to experiment with different ways of pooling resources and acquiring work and new assets is not a matter of training or eligibility. A resident does not need to feel 'eligible' in order to participate in these practices and experiences, which are put together precisely because the differences – differences in profession, capacity and aspiration – can only be sustained because they retain the openness to pay attention to each other. At the same time, the ability of the district to act in concert – despite how provisional and implicit this acting in concert might be – depended on an increasing differentiation of types of work, affiliations and networks.

Such differentiation could be proof of the extensiveness of local collaboration and commonality – not evidence against it.

But increasingly ‘eligibility’ becomes the complicity of the majority in its own dissolution. It is clear that many urban residents of such crowded heterogeneous districts now prefer to live in homogeneous tower blocks outside of central areas, away from the street and its ‘messy’ interactions. Preference is registered for less noisy and dirty environments, and for more privacy and nucleation. In some sense, much of the majority succumbs to the notion that the aspiration to live in more sanitized, well-ordered and segregated conditions is the ticket to concretizing aspirations to be in a larger, globalized world of efficacy and accomplishment. Instead of the heterogeneity of dense and highly mixed districts – mixed in terms of social composition, built environment and spatial use – signaling the capacity to navigate a larger world of transactions, it is reframed – initially by developers, policy makers, politicians, and the elite – as a parochial and disordered world, an impediment to progress and mobility. Mega-development is not just about making big buildings and shopping malls, it is also instituting a highly individualized orientation to the city. It entails the elaboration of a personal development that is discernible and progressive, but also mutable – able to cultivate skills and personae necessary to move across the city as a whole, a city increasingly defined as the seamless interpenetration of work and leisure, optimized performance and self-development, singular style and proficient adaptation to changing globalized norms. Here, the individual once again is ‘eligible’ to participate in the larger world.

In contrast, the fascination of many residents with the stories of inexplicable success and accumulation circumvents the notion of eligibility. Efficacy is not something that one prepares for, but rather something for which a person should be prepared. It is not a set of rationalities or prescriptions, but more a journey to be taken and a willingness to answer a call –, a beckoning for which one is prepared to ‘walk through walls’. In fact, this is a concept explicitly cited by residents in Nylon – a massive district of Douala – especially when a person feels beckoned. This beckoning could be that of a child who is in trouble, an unforeseen opportunity that presents itself somewhere, a request to come to a gathering of some kind, but also more frequently an undefined sense of urgency, an almost mystical sense that one now has to go somewhere. Depending on the situation from which the child is to be extricated, ‘walking through walls’ can take several forms. At times the person will take a straight line, keep his or her head straight ahead, blocking out the view of others who have inevitably heard about either the difficulty or opportunity, block out the gossip, the derision, the anxiety, and try to eliminate the distance between themselves and the child as fast as possible.

At other times, the person will themselves appear lost, take circuitous routes through various neighborhoods, through church services in progress, through different family compounds, or bars, markets, circling back and forth, and perhaps arriving hours and even days later at their intended

destination, having accumulated the murmurs of hundreds of conversations. In this second version of ‘walking through walls’, there is a tacit acknowledgment that the addressing of the task on arrival cannot be unmediated. The person must be prepared with the right gestures, the right words and demeanors to deal with the situation and the actors present, whether they be police, teachers, priests, or whoever shows authority. This capacity only comes from exposure to the ins and outs of the larger context, the ways in which the sentiments and actions of everyone appear, spread out, intersect and recede. Neither form of ‘walking through walls’, however, takes precedence. Both are necessary lines, both support the other, even though definitive decisions have to be made, on the spot, about which one to deploy. Both cut across and go beyond existent framing devices and structures of inhabitation to create new frontiers among otherwise incommensurable spaces and things.

Markets without Walls

Such a notion of walking through walls, of going beyond what can be readily seen or talked about, has long been important to the operation of so-called traditional urban markets. There, small entrepreneurs configure new temporalities of consumption through making ambiguous the divides between wholesale and retail and between different enterprises. Sellers and buyers ‘go in together’ – in various combinations and proportions of investment – to enlarge the scale of individual transactions. Similar and discordant items are bundled into packages that make any single item more accessible to those who otherwise could not afford them. Instead of frugality, prudence, individual and household savings, limited disposable income is put to work in various bundles of investment. These bundles draw in the goods of different sellers with whom individual buyers may have established long-term relationships in order to attain specific volumes of merchandise that lower the price.

Instead of counting on 100 shirts being sold at a particular price to a specific customer, by putting those 100 shirts ‘in play’ across various deals that bundle different items, sellers know that they will be able to ‘make their volume’ – which allows them to maintain a low price for a particular consumer. Here, an economy of excess is put together, where individuals go beyond the rationale of disciplined household spending and the relationships they have to markets, and where sellers go beyond the conventional frameworks of distribution and profitability.

Tanah Abang in Jakarta is one of Asia’s largest traditional markets. It is now managed by the city’s largest mega-developer, bringing it revenue that exceeds all of its other high-end projects. The market sets out to clearly demarcate sectors of goods, types of sale, delivery, parking, storage, services, management and so forth. Yet these demarcations bleed into each other, in part because the crowded neighborhood in which the market is located

generates various congestions, concentrations and traffic flows which are compensated for by creating new densities and hubs.

These compensations breathe new capacity into neighborhoods otherwise vulnerable to the more brutal invasions of big projects. Those who manage the choreography of people, who sell, transport, service, finance, warehouse and park can easily be seen as enforcers or mafia – part of tightly bound hierarchies whose actors extract and shakedown. But their ability to manage depends on their capacities as interlocutors, as those who can constantly recalibrate relationships among different interests, perspectives and jobs – always making people feel that they are part of each other and that everyone can operate with each others' interests in mind.

The character of managing such markets seems to reiterate the extent to which the prevailing logics of municipal governance have limited applicability to urban life. Not that urban life itself is a coherent organic body on which human endeavor, combined with various technical and symbolic instruments can yield stable aspirations. Rather, the point here is that, despite the capacities of many cities to encapsulate living within highly structured and efficient assemblages of sustenance and transformation, the vast potentialities of urban life remain caught within limited terms of operation. Productive, protected, networked, distributed and extended, even 'advanced' urban lives can remain insular and insecure. The most advanced municipalities struggle to raise money to ensure adequate services and provisioning systems. What 'functions best' is often spatially highly circumscribed and privatized, leaving the public realm a largely truncated, media-saturated exercise of gestural consent. What still eludes policy makers, administrators, politicians and technicians is 'the city as difference machine'. This is a city:

constituted by the dialogical encounter of groups formed and generated immanently in the process of taking positions, orienting themselves for and against each other, inventing and assembling strategies and technologies, mobilizing various forms of capital, and making claims to that space that is objectified or materialized as *the* city. (Isin, 2007: 223)

This point is important given the urgency of considering the enormous growth of cities in the Global South, particularly the growth of a population that largely must fend for its own survival. The abject conditions of this urban living have often been pointed to as evidence of the failure of nation-building projects, of the generalization of accumulation by dispossession embodied by neoliberal technologies of the restructuring of global capital, and the dispersed networked character of urban functions which locates the bulk of urban economic product within increasingly narrow, circumscribed spatial arenas. While these considerations are crucial, they tend to make definitive judgments about the capacities and values of urban majorities that miss their transformative engagements with cities – engagements that persist despite the material conditions in which they must live.

In other words, the very absence of definitive apparatuses for maximizing economic productivity, value and security, and for taking into account the aspirations, skills and backgrounds of urban residents as the foundations for political institutions, forces residents to incessantly urbanize their engagement with the city. The enforced provisional character of livelihood means that they use the frequent change of residential location, of work, affiliation and social network to draw lines across discrepant spaces and aspects of the city. These may not be coherent narratives – not straight lines – but they amass multiple trajectories of connection that bring into the orbit of each resident a wide range of stories, experiences and actors.

Movement as Propositions for Connection

While there exist substantial differences in the capacities of cities in Africa and Southeast Asia for stabilizing urban residents in place, the increased uncertainties regarding urban livelihood everywhere also change how residents move through their cities.

Through their own investments in mobility, many residents make inordinate efforts to expand the terrain they cover in the city. It could be a food cart dragged across miles of forbidding freeway to distant neighborhoods or a car repair service installed at the periphery of a new shopping mall. Residents attempt to forge new perspectives by inserting their labor or limited money into small ventures away from the neighborhoods they are accustomed to. They change jobs – not for an increase in wages or security – but to have access to new social networks. All of these efforts constitute working ‘propositions’ for how different districts of the city could be brought together. Through these linkages, neighborhoods take on greater complexity and thickness that in turn engender unforeseen opportunities.

Contrary to conventional wisdom that collective effort ensues from people who are linked by history, trust or painstaking organization, many residents are taking risks precisely on those with whom they would have little recourse or adjudication if things go wrong. Someone may have a little cash and someone else a truck. Someone has got a connection in the ministry and someone else has tools, a small warehouse or many favors owed. The idea is that opportunities come and go, and if people don’t take the chance now, than someone else will. What prepares individuals to take such risks, how do they practice and work them out with few available maps, expectations or relevant authorities?

Part of the story here is that while the rigid administration and economic segregation of urban spaces may be severe, urban life largely remains a disparate collection and disconnection of fragments. Nigel Thrift (2004) labels these fragments ‘fugitive materials’ – traditions, codes, linguistic bits, jettisoned and patchwork economies that are ‘on the run’, pirated technologies, bits and pieces of symbols floating around detached from the places they may have come from originally. Not only does the city attract human migrants from elsewhere, but also all the bits and pieces of ways of

doing things, long dissociated from their original uses, that 'wash up' on the shores of the city. Bits and pieces of discourses, things, signs and expressions are assembled into personal projects of survival, ways that people have of dealing with each other, of making deals. What is it in the way these materials are collected that supports life or acts against it? It is not clear. What in this practice supports the tendency of global capital to make people and local networks fend for themselves and what operates in ways that global capital will never get? It is not clear.

Clear or not, useful or useless, urban bodies are entangled with such collections (Colebrook, 2002). For many, inhabitation takes place in environments weakly insulated from the effects of producing life in conditions where the inputs have no consistent supply chain or vehicles of evacuation. Bodies are intimately entwined in scrap, fuel, rain, heat, waste, sweat, tin, fire, fumes, noise, voices and odor on the one hand, and multiple stories, generosities, violence, arguments, reciprocities and fantasies on the other. There is no bringing all of this into account, into a predictable means of calculating opportunities and reasonable futures. Here, impetuosity coincides with cautious and seemingly endless deliberation. For many, the difference between gambling and planning, saving for years or spending whatever you have right away is non-existent.

Yet in situations where many forms of belonging and mediation have been lost, a capacity for discrimination emerges which turns what has been lost into an opportunity. If you look out onto the world and see few prospects, if doing the right thing doesn't get you anywhere any more, and if everyone basically has the same ideas about how to get ahead and therefore there is a kind of traffic jam in front of any new initiative, and if you have got to use the people around you for things no one is ever going to be fully prepared to undertake, then everything stable in your life has to be looked at as if it were only one fleeting version of itself. The loss of mediation, of maps, of anchorage, then, is taken as an opportunity to reclaim various forms of paying attention to things and of being receptive to all that circulates through the city as bits and pieces of different knowledge residents have brought from various elsewhere, times and circumstances. Often reduced to the status of being 'distorted traditional practices', 'magic', 'intuition' or 'street smarts', to name a few, these bits and pieces can be used as tools for inventing and implementing specific ways of thinking and feeling. Discrimination thus entails how one learns to pay attention to family influence, social affiliations, local and distant authorities of various kinds as if they were something else.

Usually individuals and households have particular ideas, norms and cultural rules about how people and things are to be considered, are they close to us, or are they far; should we take them seriously or just not pay attention to them? There are people and groups with whom one can exchange things, lend things, as well as forces and people that must be resisted. But here, discrimination is a way of paying attention to what one's neighbors or associates, co-workers, friends or acquaintances are doing, not

with the familiar conceptualization of what a neighbor is or should be, but through creative conceptualizations that enable a shift in the conventional patterns of how distance, proximity, reciprocity and resistance among people are orchestrated (Stengers, 2008). Those that are familiar become something else – you are not quite sure what so you have to try different things on for size, or you have to not care so much what they think, or you hear them say the same old thing you’ve heard a million times before but now it makes a different kind of sense.

These maneuvers become of way of anticipating what might happen if a person decides to take an unfamiliar course of action. When we act, we do so only if we have some sense about what is going to happen to us if we do something in a particular way, otherwise we won’t do it. This is why we are hesitant to take risks or do something new. So what I am talking about here is the way that people invent probable outcomes for experimental actions in situations that no longer have a strong relationship to reliable institutions for interpreting what is going on. Thus what is proposed is ways of making connections among people and ways of doing things that don’t seem to go together. This, then, opens up possibilities for individual residents to make new affiliations and collaborations, and to take risks with them.

In important ways, municipal institutions, civic associations, labor unions and religious institutions provide important mediations and anchorage. Still the inability of urban institutions and regimes of production and control to anticipate, engage and make use of even some of the plenitude of affects and effects that urban living has generated both lengthens the learning curve necessary to develop viable responses in governance and planning and, by default, intensifies the reliance of residents upon the succession of provisional systems to ensure life. As such, the everyday is ‘everyday’ in that it seems impervious to collective justification or recognition. As Callon (2004) has remarked, there is no necessity that all entanglement be rendered and articulated in order to justify action.

When the Wretched Are Invisible

Returning to Fanon, what, then, can we say about sufficiency or wretchedness? Of course, there are numerous vernaculars which capture dejection, disgust and fantasy. In various local languages neighborhoods are called ‘the place that God forgot’, ‘they treat us like dogs’ or ‘Disneyland of the living dead.’ As Fanon indicates, residents are captured in an imaginary maze, fearing supernatural forces. Many residents go to inordinate efforts to get out of where they are and go somewhere far away; some save and plan for years; others make spur-of-the-moment decisions and are on their way in no time. Many residents are indeed stuck, unable to go anywhere, make any changes. Some are buried under a pile of obligations, mourning, depleted confidence or just too many expectations. Some run interference for others, and here sacrifices and obligations mount, and much time is

wasted calibrating at the level of meters and grams just what constitutes a fair settlement of indebtedness sufficient to ward off threats. Basic feelings of trust and belonging are leveraged as the very means to keep them operational. Without unspoken confidence in the edurability of critical family and local ties as a means of framing reliable interpretations of people's actions, individuals, however, become uncertain about how their words and behaviors might be construed by both known and unknown others. An exaggerated transparency then often ensues, as individuals display their incapacity, their wounds or their good intentions.

Again, it is sometimes difficult to sort through a murky game of whether the surface conceals important dynamics or forces, and even if it does whether this means anything in terms of how the policed and violent surfaces of cities could be opened up. Is show and tell necessarily a protective ruse?

Even though invisibility is an important protection, the invisible world can quickly become an antagonistic one. It is a world where forces are no longer known, no longer rooted in the day-to-day experiences of people linked by common understandings of who they are for each other, and what they are expected to do with each other. Yet, if these forces then have nothing to do with how specific cultures try to maintain a sense of coherent practice constantly in touch with a past that remains vibrant, then they can possibly be put to use in other ways. For example, in Mandela, outside Khartoum, one of the most abject urban peripheries in the world, the alcohol and prostitution business has severely disrupted local moral orders. Yet it has meant that these slums do have some vehicle through which the city 'comes' to them in order to buy these services. In recent years, residents in these businesses have tried to take note of where their regular 'customers' come from. They have sometimes made elaborate efforts to track the cars, using lookouts stationed at various key road junctions with cell phones. Sometimes taxis are hired at key points once cars are tracked back to Khartoum in order to pinpoint the person's office or home. On future visits then, calls are made on cell phones for 'operatives' in the town to leave mystifying amulets or signs. Sometimes attempts are made to rob the house. Even if there are absolutely no connections made, even when these efforts produce no discernible result, which they almost never do, residents still talk about the fact that they make some impact on the city, that they are steering it in a particular direction that will ultimately have some kind of payoff.

The effect of cell phones has been substantial. Even for households that can barely feed themselves, it is not unusual for the household to have at least one phone. In Mandela most of them are stolen; SIM cards and air time are shared, but even here some residents have found ingenious ways to manipulate using them for almost no cost. So when women spread out across Khartoum, going to their different domestic jobs, or scour the city looking for them, they pay attention to the surroundings, perhaps now in new ways. Groups gather at night talking about the city, not only in terms

of developments that directly affect the security of their camps and districts, but also the facets related to the city's explosive development, the construction of new districts, buildings and shopping malls. In their excursions to and from work, or searching for work, calls will be placed regarding the off-loading of building materials on a particular lot, or a house that has been left weakly guarded, or a car seemingly abandoned in spot for several days, or the arrival of new stores of food or other supplies where the workers have smuggled off part of the proceeds to some near-by bushes, vans or crevices to be disposed of later. These calls will be relayed to friends and relatives, who will contact others more capable of taking direct advantage. Sometimes groups of women will themselves rendezvous to intervene in an opportunity where just a few hands are needed. They will carry off some pipes or tin sheets into the desert, or stuff their dresses with calculators that a hole in a warehouse fence has left exposed.

Most often it will never be clear to them just what was done with the observations they report on their cell phones or by whom. But they are convinced that somewhere down the line, a Baggara merchant selling bits of cloth in the main commercial area of near-by Mayo offers a discount as a returned favor for something that transpired a few weeks before, or that their sons have a few extra Sudanese pounds in their pockets because some merchant with a truck picked up on a load of cement blocks that had been delivered to the wrong address. Significant here is that many of these residents explicitly see themselves turning into the invisible forces that have haunted them – that have brought illness and misfortune. These invisible forces are no longer the familiar vehicles of consolidation existing within a set of coherent cultural references. Rather they are signs of the estrangement of Mandela residents both from a past and from a viable future. As such, they are to be inhabited instrumentally as a way of trying to act on the city as a whole. Residents act as if they are some kind of invisible force moving across the city, finding the loopholes or, at least, acting as if there are many different ways in which the city is unable to defend itself, unable to keep the residents of Mandela out, to keep them from living a city life.

These invisibilities are combined with the equally opaque trajectories through which money pours into Khartoum from all over the world. Here, the built environment serves as a platform that concretely links repatriated earnings from Sudanese working in the Gulf, various earnings and payoffs related to the Chinese domination of national oil production, inflows of finance and investment from the Arab world, and the proceeds of the city's distribution activities that link Asian imports to markets across the lower Sahel through Cameroon to Douala – just to take a few examples of such elements. It seems that, rather than paying attention to the conditions that presently exist, both rich and poor are looking at the city in terms of what can be destroyed and remade.

In July 2006, John Garang, the former leader of the Sudan People's Liberation Movement, arrived in Khartoum following the signing of

a peace deal with the Sudanese government. Two million Dinka, Nuer, Azande and Shilluk gathered in the center of the town to welcome him. The gathering sent Khartoum into shock since most residents did not, and probably had refused, to acknowledge the number of so-called 'foreigners' in their midst. Largely condemned to live at the periphery, visual images of their consolidation were not readily available. Yet, as it was impossible to stay put in the periphery, they had continuously dispersed across the city for decades, spreading out through its crevices, among deserts and rivers – a quotidian invasion of the city practiced under the radar.

These invisibilities constitute the city as a place of play, as something always in play, immune to any overarching image or plan of what it is to be. Too many discrepancies are produced within the dense relationship between the poor's conversion of themselves into invisible spirits and the invisible deals that circumvent municipal development frameworks. Money is put to work in hasty constructions not really built to last – as if they were high-class shanty towns. There are too many lingering questions about who people really think they are and about what forces are at work making things happen. Together, these two kinds of invisibility make it difficult to grasp what would constitute a clearly recognizable and stable citizenry or set of locations that could be brought together under the auspices of municipal justice or equanimity.

Still, in districts across Africa and Southeast Asia, what is very visible are the inevitable gatherings of temporary collectives – in markets, overcrowded buses, streets, apartment blocks, churches – that are full of deliberations. These are deliberations about ethical actions, tactical maneuvers, mockery of governments at all levels, celebrations of efficacy, of getting over, of hard-won victories to secure something. These are deliberations among people who, in some times and settings know each other well, in others, not at all. These deliberations waver between the familiar tropes of civility and incivility. There are impulsive statements, outbursts, care and tenderness. Sometimes everyone speaks at once; sometimes there is a deafening silence. Generational lines are suspended, as are the prevailing conventions of respect, gender, propriety – in relations that come close to what Stefania Pandolfo (2006) calls 'the affective tie' – that conjoining of self-destruction, mutuality, recognition and forgetting all at once. Here, residents seem to evacuate their 'composure' for moment to engage someone else not seen as something other or different. Whereas collective deliberation usually attempts to project ahead, these 'convocations' perform an incessant presence, and as such are difficult to appropriate as evidence for the elaboration of new institutional forms.

At the same time, cities are contexts of war. And many residents must constantly navigate territories that constantly switch up on them and relationships that quickly waver between generosity and duplicity, spiteful violence and impassioned nurturance. Urban politics in postcolonial cities seems to move away from organizing the capacities of the poor to improve the conditions of life through their own struggles – both in elaborating

forms of self-provisioning and demanding basic rights of shelter, service and livelihood. The emphasis may now be on coalitions of the urban poor with a growing middle class which can deploy the discourses of civil society, accountability, transparency and good governance to at least attenuate the available instruments of marginalization and exclusion. Yet the ongoing efforts of the urban poor to associate, to take matters into their own hands – while of limited effect in terms of influencing policy, projects and the overall trajectories of urban development – reiterate the city as a locus of conflict. In an era of preoccupation with urban ecological security and its concomitant obsession with consent and partnership (Hodson and Marvin, 2009), it draws out the fact that impoverishment is a product of war, as a particular assault on life, and where the self-valorization of the poor, restores urban space as battlefield about what it is possible to do and say in cities.

Collective Life and the Pace of Urbanity

Much is being asked of cities like São Paulo, Cairo, Lagos, Karachi, Mumbai, Nairobi and Jakarta. Perhaps less of places like Medan, Chang Mai, Recife, Bamenda or Chennai, even if these more ‘secondary’ cities have populations larger than most American cities. Intensive urbanization presents particular challenges and potentials to cities everywhere, and perhaps particularly singular ones to those still reworking the interstices between various colonial and postcolonial apparatuses. Perhaps what characterizes a point of commonality among these cities is not so much the divergent growth of slums and mega-developments, or the growing separation of rich and poor, but the proliferation of uncertainties. Many cities no longer have any room to grow in face of environmental hazards, traffic gridlock or excessive density. But it is uncertain how they will manage without becoming closed cities – which in itself is unrealistic. Municipal governments are convinced that they must move millions of poor people residing on riverbanks, tollways, rail lines, garbage dumps, but there is uncertainty about where to put them, as cities already have overbuilt peripheries. It is uncertain whether residents are citizens or ‘shareholders’. Uncertainties about how land will be used and its price are linked to uncertainties about which actors will get to do what and where, as future development rights are dissociated from notions of ownership or tenancy. The financial underpinnings and eventual uses of existing and planned mega-developments are shifting all the time. Even with great legislative specificity, the relations between the various tiers of municipal government are not clear; the more competences are specified, the greater confusion there is, not only about whether a specific tier has the capacity and resources to carry out its functions, but whether they have the clear authority to do so.

Still, cities are expected to demonstrate good governance and growth, and their residents are expected to demonstrate patience, savings, discipline, aspiration, social responsibility and initiative. Even the slums must become

machines of political possibility – the awakening of a new proletariat. In the labor-intensive demands of everyday survival and the adamant desire of urban dwellers to enjoy the city, to do more than survive, what is to be made of such expectations?

Here, the continuing relevance of Fanon may not so much be in the specificities of a political vision, but rather his sense of timing – that is, a sense of patience, of not taking easy solutions, of waiting for the right time but coupled with the ability to act quickly and decisively with regard to unforeseen openings. While city life, no matter what its conditions, provides people with a platform to feel as if they are a part of a larger world far beyond the city's boundaries or specific features, there is always the temptation, even exigency, to try to address these expectations – the expectations to be fully modern and effective. So timing is important; it is important not to rush things, not always to be compelled to respond, or to do so in ways which step out of the ambivalence which Fanon so incisively documented – the ambivalence about practices that could wedge open possibilities for new forms of collective action but could also indicate psychological subjugation. To step out of the need to respond and to prove; to step out of demonstrating eligibility and worthiness.

Resilience and improvisation – as I have tried to show in stories about markets, buses and slums – is certainly a resource. But, as indicated previously, experimentation for its own sake is not enough. In following Nancy (2002), when experimentation is able to bring discordant materials together, to graft new capacities onto a body, life is sustained in ways not previously imaginable, but it is a life outside of its time, a life that has stepped outside of the terms by which it was to be recognized. As notions of self-integrity and wholeness intrude upon the plural operations that make up a body, and the operations necessary to sustain that body intrude upon any sense of wholeness of that body, there is a space in between. This is the space of the collective, not imbued with any story of its integrity or coherence, but as the force which sutures these intrusions together, never certain as to what future it is bringing about.

Cities can be places of striving, and certainly maximizing the participation of the majority, or, at the very least, paying greater attention to what the majority are actually doing in cities, is a necessary facet of urban sustainability from now on in. Yet there is something in Samuel Weber's (2009) description of the irresolvable aporia at the heart of politics which is apt for thinking through Fanon and his possible relations to today's contemporary urban postcolonial politics. For Weber, to take the place of the other – to fully demonstrate the capacities of autonomous self-management – has to take into consideration the place and circumstances where the terms of such capacities originated, no matter what the potentials of translation or mutual constitution have been among a multiplicity of vernaculars. So to take the place of the other as whole means doing away with the whole as other – and therefore, as Weber says, with the identificatory basis of constructing oneself as something whole, something fully realized.

From this dilemma comes the ‘synechdochal compromise’ – that is, the substitution of the part for the whole. But existing as a singularity or a ‘part’ that exists through compromise, it can never be absorbed into a totality, does not ‘obey’ it, in Weber’s terms, nor is itself subject to it. Rather, it can sustain attention to a long-established field of reference while, at the same time, directing attention somewhere else. It keeps tabs on all the ways the colonial game has not changed, yet still points to a way of living, already under way, that takes its place, right there and somewhere else.

Given this, the victimization of the poor, and the conversion of the poor into an object in need of constant remediation and spatial control, tends to obscure the inability of urban governments to come to grips with a wide range of economic activities, networks, spaces and practices neither formal nor informal, licit nor illicit, sectored nor diffused, and which combine various modalities of production, management and laboring, and that often constitute half of a city’s combined urban product.

Fifty years after Fanon, fifty years after the independence of most African nations, what remains a conundrum is how to demonstrate that cities of the Global South will be both viable and worthy cities yet different from the urban logics that subjugated them. The difference that would most clearly embody such a break lies in the relatively invisible piecing together of aspects of city life – people, things, spaces – that are not conventionally thought to be associable. But how can such a difference be demonstrated, and at what cost? Whether cities completely mirror the purported efficiency of those of Europe or North America, exceed them in the spectacular quality of new-built environments, or are full of gang wars, ethnic conflict, parochialism, patronage and other signs of an impending implosion, none of these aspects serves as evidence that ‘different’ forms of collective life are being definitively ruled out. At the same time, for cities to demonstrate ‘their own way’, ‘their own difference’ in a highly networked urban world linked through skewed advantages, information systems, investments and controls risks cutting these cities off from essential links to the larger world.

For now, what we do have is a constant impetus of experimentation, where residents in Messina, Ikori, Penjaringan and Klong Toey – to name some of the South’s most crowded and heterogeneous districts – use what little they have, not just to put bread on their own tables, but to take small steps with other residents from districts across the city to be in a larger world *together* – in ways that do not assume a past solidity of affiliations, a specific destination nor an ultimate collective formation to come.

References

- Abbink, J. (2005) ‘Being Young in Africa: The Politics of Despair and Renewal’, pp. 1–33 in J. Abbink and I. van Kessel (eds) *Vanguard or Vandals: Youth, Politics and Conflict in Africa*. Leiden: Brill.

- Banegas, R. and R. Fratani-Marshall (2003) 'Modes de regulation politique et reconfiguration des espaces publics', in J. Damon and J. Igué (eds) *L'Afrique de l'Ouest dans la competition mondiale. Quels atouts possible?* Paris: Karthala.
- Bayart, J.-F. and J.-P. Warnier (2004) *Matière à politique: la pouvoir, les corps, et les choses*. Paris: Karthala.
- Bellagamba, A. and G. Klute (2008) 'Tracing Emergent Powers in Contemporary Africa: An Introduction', in A. Bellagamba and G. Klute (eds) *Beside the State; Emergent Power in Contemporary Africa*. Cologne: Rüdiger Köppe Verlag.
- Benjamin, S. (2000) 'Governance, Economic Settings and Poverty in Bangalore', *Environment and Urbanization* 12: 35–56.
- Boujou, J. (2000) 'Clientélisme, corruption et gouvernance locale à Mopti', *Autrepart* 14: 143–63.
- Callon, M. (2004) 'Europe Wrestling with Technology', *Economy and Society* 33: 121–34.
- Coquery-Vidrovitch, C. (1991) 'The Process of Urbanization in Africa (from the Origins to the Beginning of Independence)', *African Studies Review* 34: 1–98.
- Colebrook, C. (2002) 'The Politics and Potentials of Everyday Life', *New Literary History* 33: 687–706.
- Cueppens, B. and P. Geschiere (2005) 'Autochthony: Local or Global? New Modes in the Struggle over Citizenship in Africa and Europe', *Annual Review of Anthropology* 34: 385–407.
- Dorrier-Apprill, É. and É. Domingo (2004) 'Les Nouvelles Échelles de l'urbain en Afrique. Métropolisation et nouvelles dynamiques territoriales sur le littoral béninois', *Vingtième Siècle. Reue d'histoire* 1: 41–54.
- Fanon, F. (1990) *The Wretched of the Earth*. Harmondsworth: Penguin.
- Freund, B. (2009) *The Congolese Elite and the Fragmented City: The Struggle for the Emergence of a Dominant Class in Kinshasa*, Crisis States Working Paper No. 2. London: Crisis States Research Centre, Development Studies Institute, LSE.
- Goerg, O. (2006) 'Domination coloniale, construction de "la ville" en Afrique et denomination', *Afrique and histoire* 5: 15–45.
- Geschiere, P. (2001) 'Witchcraft and New Forms of Wealth: Regional Variations in West and South Cameroon', in P. Clough and J.P. Mitchell (eds) *Powers of Good and Evil: Social Transformation and Popular Belief*. Oxford: Berghahn Books.
- Guèye, C. (2007) 'Entre frontières économiques et frontières religieuses: le café Touba recompose le territoire mouride', pp. 137–51 in J.-L. Piermay and C. Sarr (eds) *La Ville sénégalaise. Une invention aux frontières du monde*. Paris: Karthala.
- Guyer, J. and S. Eno Belinga (1995) 'Wealth in People as Wealth in Knowledge: Accumulation and Composition in Equatorial Africa', *Journal of African History* 36: 91–120.
- Harrison, P. (2006) 'On the Edge of Reason: Planning and Urban Futures in Africa', *Urban Studies* 43: 319–35.
- Hilgers, M. (2009) *Une ethnographie à l'échelle de la ville*. Paris: Karthala.

- Hodson, M. and S. Marvin (2009) 'Urban Ecological Security: A New Paradigm?', *International Journal of Urban and Regional Research* 33: 193–215.
- Holston, J. (2008) *Insurgent Citizenship: Disjunctions of Democracy and Modernity in Brazil*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Inin, E. (2007) 'City, State: Critique of Scalar Thought', *Citizenship Studies* 11: 211–28.
- Jaglin, S. (2007) 'Décentralisation et gouvernance de la diversité: les services urbains en Afrique Anglophone', pp. 21–34 in L. Fourchard (ed.) *Gouverner les villes d'Afrique: Etat, gouvernement local et acteurs privés*. Paris: Karthala/CEAN.
- Kelsall, T. (2008) *Growing with the Grain in African Development*. Discussion Paper No. 1, Power and Politics in Africa. London: Department for International Development and the Overseas Development Institute.
- Lund, C. (2006) 'Twilight Institutions: Public Authority and Local Politics in Africa', *Development and Change* 37: 685–705.
- Marie, A. (ed.) (1997) *L'Afrique des individus: itinéraires citoyens dans l'Afrique contemporaine (Abidjan, Bamako, Dakar, Niamey)*. Paris: Karthala.
- Marie, A. (2007) 'Communauté, individualisme, communautarisme: hypothèses anthropologiques sur quelques paradoxes africains', *Sociologie et sociétés* 39: 173–98.
- Miran, M. (2003) 'Vers un nouveau prosélytisme islamique en Côte d'Ivoire: une révolution discrète', pp. 271–91 in A. Piga (ed.) *Islam et villes en Afrique au sud du Sahara: entre soufisme et fondamentalisme*. Paris, Karthala.
- Nancy, J.-L. (2002) *L'Intrus*. East Lansing: Michigan State University Press.
- Nielsen, M. (2007) 'Filling in the Blanks: The Potency of Fragmented Imageries of the State', *Review of African Political Economy* 34: 695–708.
- Pandolfo, S. (2006) "Nibtidi mnin il-hikaya [Where are we to start the tale?]: violence, intimacy, and recollection', *Social Science Information* 45: 349–71.
- Peck, J., N. Theodore and N. Brenner (2009) 'Neoliberal Urbanism: Models, Moments, Mutations', *SAIS Review* 29: 49–66.
- Rakodi, C. (2006) 'Social Agency and State Authority in Land Delivery Processes in African Cities: Compliance, Conflict and Coordination', *International Development Planning Review* 28: 263–85.
- Rodrigues, C.U. (2007) 'From Family Solidarity to Social Classes: Urban Stratification in Angola (Luanda and Ondjiva)', *Journal of Southern African Studies* 33: 235–50.
- Stengers, I. (2008) 'Experimenting with Refrains: Subjectivity and the Challenge of Escaping Modern Dualism', *Subjectivity* 22: 38–59.
- Thrift, N. (2004) 'Movement-space: The Changing Domain of Thinking Resulting from the Development of New Kinds Of Spatial Awareness', *Economy and Society* 33: 582–604.
- Tonda, J. (2005) *Le Souverain moderne: le corps du pouvoir en Afrique centrale (Congo, Gabon)*. Paris: Karthala.
- Tonda, J. (2007) 'Entre communautarisme et individualisme: la "tuée tuée", une figure-miroir de la déparentélisation au Gabon', *Sociologie et sociétés* 39: 79–99.

Weber, S. (2009) 'Between Part and Whole: Benjamin and the Single Trait', *Paragraph* 32: 382–99.

Yntiso, G. (2008) 'Urban Development and Displacement in Addis Ababa: The Impact of Resettlement Projects on Low-income Households', *Eastern Africa Social Science Research Review* 24: 53–77.

AbdouMaliq Simone is an urbanist with particular interest in emerging forms of social and economic intersection across diverse trajectories of change for cities in the Global South. Simone is presently Professor of Sociology at Goldsmiths College, University of London and Visiting Professor at the African Centre for Cities, University of Cape Town. Key publications include *In Whose Image? Political Islam and Urban Practices in Sudan* (University of Chicago Press, 1994), *For the City Yet to Come: Changing Urban Life in Four African Cities* (Duke University Press, 2004) and *City Life from Jakarta to Dakar: Movements at the Crossroads* (Routledge, 2009). [email: a.simone@gold.ac.uk]

Chapter 41

Postcolonialism

Declan Cullen, James Ryan, and Jamie Winders

Cullen, Declan, James Ryan & Jamie Winders (2013):

Postcolonialism, in: Nuala C. Johnson, Richard H. Schein, Jamie Winders (Hrsg.), *The Wiley-Blackwell Companion to Cultural Geography*, 1. Auflage, Hoboken: John Wiley & Sons, 508-523.

Introduction

... He sees that more children have raised their hands to ask questions.

“Yes, Joseph.”

“You have told us about black history. You have been telling us about our heroes and our glorious victories. But most seem to end in defeat. Now I want to ask my question ... If what you say is true, why then was it possible for a handful of Europeans to conquer a continent and to lord it over us for four hundred years? How was it possible, unless it is because they have bigger brains, and that we are the children of Ham, as they say in the Christian Bible?”

He suddenly starts fuming with anger. He knows that a teacher should not erupt into anger but he feels his defeat in that question. Maybe the journey has been long and they have wandered over too many continents and over too large a canvas of time.

“Look, Joseph. You have been reading eeh, American children’s encyclopedia and the Bible. They used the Bible to steal the souls and minds of ever-grinning Africans, caps folded at the back, saying prayers of gratitude for small crumbs labelled aid, loans, famine relief while big companies are busy collecting gold and silver and diamonds, and while we fight among ourselves saying I am a Kuke, I am a Luo, I am a Luhyia, I am a Somali ... and ... and ... There are times, Joseph, when victory is defeat and defeat is victory.”

Thiong’o (1977: 238)

This passage is taken from Ngugi wa Thiong’o’s 1977 novel, *Petals of Blood*. The story is set in Ilmorog, a new town on the edge of the Trans-Africa Highway in Kenya. In this scene, Mr. Karega, a teacher and trade unionist, dreams about an incident in his classroom. Mr. Karega is one of four town inhabitants who become prime suspects following the murder of the local directors of the foreign-owned Theng’eta Brewery. The novel tells the story of these four characters, setting their uneasy relationships and personal histories against the backdrop

The Wiley-Blackwell Companion to Cultural Geography, First Edition.

Edited by Nuala C. Johnson, Richard H. Schein, and Jamie Winders.

© 2013 John Wiley & Sons, Ltd. Published 2013 by John Wiley & Sons, Ltd.

of post-independence Kenya. In this postcolonial territory, as in the classroom scene dreamt by Karega, Kenya's history of colonial domination has evolved into new post-independence struggles against the combined forces of foreign capitalism and the interests of a new, propertied African elite. In *Petals of Blood*, as in many of his other novels, Thiong'o paints a vivid sense of Kenya's social and political landscape following independence from British rule in 1963 and the persistence of material and ideological colonial processes in a postcolonial era. His novels offer powerful critiques of both British colonial mentalities and the ways in which colonial attitudes linger in the economic, cultural, and social processes of postcolonial nationhood. Thiong'o's fifth novel, *Devil on the Cross* (1982), written while he was detained without trial by Kenyan authorities, was dedicated "To all Kenyans struggling against the neo-colonial stage of imperialism." The combination of literary imagination and resolutely anti-colonial struggle that Thiong'o's work displays has ensured his reputation well beyond Kenya. His work is widely read in the West, where it is often categorized under the headings of "commonwealth" or "postcolonial" literature.

We refer to Thiong'o here since he is one of a number of writers whose work deals with the territory of postcolonialism not as an abstract theoretical concept but as the very landscape upon which the lives of individuals and societies are shaped. His work, thus, provides a useful starting point for an engagement with the theme of "postcolonial geographies," since it prompts the question: what does it mean to describe something as "postcolonial?" Does postcolonial refer to a time period, a place, a condition, a theoretical stance, or a political practice? Is such an all-encompassing descriptive term as the postcolonial even useful? Before we address these questions, it is worth noting that the relationship between postcolonialism and cultural geography is a highly significant one. This point may seem obvious in a chapter included in a companion to cultural geography. Nonetheless, interest in postcolonialism marks one of the more striking ways in which cultural geographers (and indeed, human geographers more generally) have responded to major intellectual and theoretical currents within the social sciences and humanities in the last two or three decades. Cultural geographies and postcolonialism share a concern with understanding the complex circuits, networks, and flows through which geographies of identity, difference, and inequality are produced in and through landscapes (e.g., Braun 2002; Nash 1999; Sarmiento 2009; Sioh 2010; Kipfer 2007; Nagar 1997; Goonewardena and Kipfer 2006). More broadly, a parallel exists between cultural geography and postcolonialism in the nature of criticisms leveled at both for promoting studies of the immaterial, textual, and symbolic at the expense of the substantive, material processes of history and geography (Nash 2002). Notwithstanding such charges, the terms postcolonial and postcolonialism, as well as related concepts like hybridity, remain central elements of human geography.

Cultural geographers in particular have taken a profound interest in postcolonialism as both a substantive research agenda focused on particular processes and geographical sites and a set of theoretical approaches grounded in specific ways of engaging global and local processes (e.g., Shurmer-Smith 2002; Anderson and Domosh *et al.* 2002; Blunt and McEwan 2002). In cultural geography, postcolonialism has prompted a variety of work, from explorations of different imaginative geographies to accounts of the cultural dimensions of European colonialism, from the spatial strategies of colonial rule to the cultural spaces of anti-colonial and postcolonial resistance, past and present (e.g., Blunt and Wills 2000; Sidaway 2000; Yeoh 2001; Noxolo 2006). The proliferation of a *postcolonial* cultural geography, however, has not always led to clarification over the term postcolonialism itself. Indeed, the vast array of "postcolonialisms" deployed in geographical texts often results in little overall sense of what

postcolonial geographies might actually be. It is high time to reassess the kinds of contributions that cultural geographers can make to postcolonialism as a field.

What, however, are postcolonial geographies? Attempts to answer this question immediately face a range of complex questions concerning the scope and definition of the term postcolonial. Google "postcolonial" or "postcolonialism" and you will find a bewildering amount of material from literature, anthropology, history, international relations, cultural studies, and geography, as well as pieces from artists, writers, and filmmakers. Given this range of users, it is unsurprising that what is meant by postcolonialism has been the subject of intense debate for at least three decades. Is postcolonialism a movement, era, or condition? Should there be a hyphen between "post" and "colonialism?" Is the term too frequently, and too vaguely, used to hold effective meaning (Ashcroft *et al.* 1995; see also Rattansi 1997)? Robert Young (2001), for example, favors the term "tricontinentalism" as a more precise geographical and cultural encapsulation that developed after the first conference of the Organization of Solidarity of the Peoples of Africa, Asia, and Latin America at Havana in 1966. Walter D. Mignolo, by contrast, argues for attention to the *damnés*, a term he draws from Frantz Fanon's writings to describe "all those whose dignity has been and continues to be stripped away by the logic of coloniality" (Mignolo 2005: 388–389). Thinking through the lens of the *damnés*, Mignolo argues, creates an opportunity for de-coloniality, for both "moving toward a world in which many worlds could coexist" (2005: 392) and decentering the production of knowledge itself by beginning from the margins.

Along similar lines, many commentators have warned against the use of postcolonial to describe a single or universal condition (McClintock 1995; Loomba 2005), a warning that also applies to the related terms colonialism and imperialism. While colonialism refers generally to the establishment and formal colonization of territory by an alien occupying force, imperialism describes the broader exercise of political, economic, military, and/or cultural domination that can occur without direct settlement. For both terms, however, the forms that domination took were geographically and temporally specific. Argentina in the nineteenth century, for example, was clearly a recipient of British economic and cultural imperialism but not British colonialism, since it was never formally colonized. For these reasons, it is necessary to distinguish among the different kinds of colonialism, depending upon the type and degree of settlement in the colonial territory, and, thus, the kinds of postcolonialisms emerging from different colonial practices (see Mishra and Hodge 1994). Postcolonial geographies are as varied as the forms of colonialism and imperialism that produced them, and any discussion must start from this framing of postcolonialism as geographically contingent.

Charting a course through these debates about what the postcolonial entails and how it should be approached is not always easy. At this juncture it is, thus, helpful to identify two main applications of the term postcolonialism, both of which circulate around the meanings of the prefix "post." In the first, and earlier, application, postcolonialism describes the historical condition of people, states, and societies *after* colonialism. In this context, postcolonial is applied to states that experienced European decolonization, particularly in Africa and Asia, in the second half of the twentieth century. A second way of thinking about postcolonialism is as a movement or set of theories, ideas, and practices committed to anti-colonial struggle, to moving *beyond* colonialism not so much in a temporal sense but in a political sense. From this second definition, postcolonialism becomes a form of political practice that offers new perspectives on relations and inequalities across scales and seeks to recast colonial relationships and their legacies. The foundations for this second

understanding can be found in the writings of novelists and critics engaged in anti-colonial struggles, a group including Frantz Fanon, Aimé Césaire, Albert Memmi, and Ngũgĩ Wa Thiong'o, as well as the varied articulations of tricontinentalism described above (Young 2001). The currency of this second notion of postcolonialism was firmly established through the development of postcolonial criticism and theory. The foundational work of Edward Said (1978, 1993), Homi Bhabha (1990, 1994), and Gayatri Spivak (1987, 1988), the holy trinity of postcolonial theory, helped produce a body of knowledge that takes as its object the language and practice of colonialism and the formation of colonial subjectivities. It is not our intention to review this literature here, since there are several guides to postcolonial studies that accomplish this task (e.g., Williams and Chrisman 1993; Ashcroft *et al.* 1995; Pieterse and Parekh 1995; Young 2001; Goldberg and Quayson 2002). We merely note that this second sense of postcolonialism is most widely recognized within contemporary Anglo-American geography and forms the theoretical basis of the scholarship discussed in the remainder of this chapter.

Postcolonialism in Geography

Vis-à-vis geography's engagement with postcolonialism, Derek Gregory argues that a post-colonial approach includes the following elements:

- 1 a "close and critical reading of colonial discourse";
- 2 an understanding of "the complicated and fractured histories through which colonialism passes from the past into the present";
- 3 a mapping of "the ways in which metropolitan and colonial societies are drawn together in webs of affinity, influence and dependence";
- 4 a sensitivity to the "political implications" of the way history is constructed. (Gregory 2009: 561)

Such a notion of postcolonialism, common in contemporary cultural geography, does not assume that colonialism has ended but, instead, frames postcolonialism as an attitude of critical contestation of colonialism and its discursive and material legacies. In doing so, it positions postcolonialism not only as a lens for understanding postcolonial places and landscapes but also as a political and theoretical approach to relations and dynamics in a world overdetermined by colonial practices themselves (see also Blunt and Wills 2000; Robinson 2003). As Gregory's definition suggests, a solely temporal definition of postcolonialism is insufficient, since forms of neocolonial or neo-imperial domination persist long after the flags of Western colonial powers were lowered in their colonial territories. Indeed, the world today arguably consists of *multiple* colonialisms: quasi-colonialism, internal colonialism, and neo-colonialism, as well as new ideologies of imperialism (Furedi 1994, cited in Sidaway 2000: 603). Within geography, Gregory has examined this new imperialism of the United States and Britain in the Middle East and the roles played by imaginative and material colonial geographies in shaping "the colonial present" (Gregory 2004; Kearns 2006). Given the current geopolitical situation, one might ask if an end of colonialism and imperialism is even possible in a world where economic, political, and cultural ties grounded in a colonial past continue to sustain and structure global inequalities in a colonial present. For this reason, it is essential that we constantly reassess and maintain a critical perspective on the political meanings of postcolonialism as it applies to the condition of different political entities

(Sidaway 2000; Lionnet 2000), *even as* we remain focused on the imperial realities in the world around us.

At their most basic, then, postcolonial geographies encompass studies that draw on postcolonial perspectives to understand various forms of and resistances to colonial and imperial domination in the past and present and across a diverse set of spatial locations. Postcolonial geographies also take seriously the spatial practices and individual and collective subjectivities that are bound up with these pairings of colonial domination and resistance. As a distinct dimension of contemporary human geography, postcolonial geographies have been credited with an ambitious range of aims (Blunt and Wills 2000; Crush 1994), from revealing geographical complicity in colonial practices to problematizing the sites from which geographic knowledge is produced, from recovering the perspectives of subaltern voices to interrogating how erasures were produced through landscapes and spatial arrangements across scales.

Building on and consolidating these aims, we identify here three broad themes within postcolonial geographies that coalesce around the dynamics between power and difference at the heart of postcolonialism. First, the study of postcolonial geographies helps us understand the different ways in which geographical knowledge has shaped, and been shaped by, colonial power relations in different locations and the ways that geographic practices themselves can be "postcolonialized." Second, examining postcolonial geographies sheds light on the complex spatialities, effects, and expressions of colonial power and identities, both past and present, particularly vis-à-vis the interplay between colonial metropole and periphery. Third, careful consideration of postcolonial geographies demonstrates the ways that colonial practices have been encountered and resisted by colonized peoples within their everyday worlds and the forms of subjectivity produced through and productive of these encounters. The remainder of this chapter looks at each of these themes in turn to show the diverse contributions cultural geographers can make to the field of postcolonialism.

Colonialism, Geographic Knowledge, and Postcolonial Practices

A major strand of postcolonial work in geography has focused on the relationship between geographic knowledge and colonial power (Driver 1992). In the 1990s, work on geographic knowledge's link to colonialism was strongly influenced by critical explorations of colonial discourse that threw into sharp relief the ways that knowledge and power were implicated in the operation of colonialism *and* in the production of geographic knowledge (Driver 1992; Blaut 1993). Edward Said's 1978 book *Orientalism* marked a major initiative in this direction through its analysis of how the "Orient" was constructed in the Western imagination as the other of the West. Said's work and the debates around it have had a lasting impact within cultural geography (e.g., Jansson 2003; Gregory 1994; Winders 2005). Many geographers, for example, were taken with his concept of imaginative geography and his argument that categories such as "the East" and "the West," supposedly fixed blocks of geographical reality, were constructed through language and cultural imagery in travel writing and other texts, yet also shaped by wider grids of power (Gregory 1995; Driver 1992).

Such insights from postcolonial work on the relationship between forms of knowledge and the operations of colonial power fostered scholarship that exposed the ways in which the discipline of geography developed hand in hand in the nineteenth and twentieth centuries with Western colonialism and imperialism (Bell *et al.* 1995; Driver 1992, 2001; Godlewska and Smith 1994; Livingstone 1992), with the fashioning of imperial space (Edney 1997; Clayton 2000), and with the promotion of imperial citizenship (Ploszajska 2000; Maddrell

1996). Works in this vein also considered the relationship between empire and geographical knowledge more broadly, through cultural representations from travel writing to photography (Blunt 1994; Gregory 1995; Duncan and Gregory 1999; Godlewska 2000; Ryan 1997). Of course, the boundaries between the academic discipline of geography and wider geographical discourses are neither fixed nor impermeable; and a great deal of work has examined the construction and movements of different kinds of knowledge across this divide in the context of colonial power. In particular, geographers have analyzed how specific spaces and sites from the intimate and spectacular colonial encounters on the margins of empire to the arenas of knowledge production in metropolitan centers of colonial calculation themselves enabled, and sometimes undermined, colonial authority (e.g., Miller and Reill 1996; Lambert and Lester 2006).

These questions of knowledge and power, however, are not exclusively historical issues. Indeed, they are an essential part of the project of decolonizing the discipline of geography itself, a project that became prominent in the 2000s (Shaw *et al.* 2006; Radcliffe 2005; Johnson *et al.* 2007). Such a task is not simply the writing of critical histories of the discipline that expose its relationship to empire, although such works help form the basis of subsequent efforts to postcolonialize geography. Instead, this newer body of work also involves rethinking the epistemological and institutional boundaries of the discipline itself. Work in this vein includes efforts to rethink the discipline's institutional structures and practices, from teaching (Ashutosh and Winders, 2009) to hiring decisions (Morin and Rothenberg 2011) to research (Dikec 2010). This writing also pays close attention to institutional hierarchies of place that determine excellence and stature in scholarship and publishing (Robinson 2003; Berg 2004) and that frame *where* geographic knowledge comes from and how it acquires authority (Gilmartin and Berg 2007; Jazeel 2007). Thus, a central aspect of postcolonial geography has become the task of decentering the usual starting points and norms in both the production of geographic knowledge *and* the practice of geographic scholarship (Jazeel and McFarlane 2010). Indeed, postcolonial perspectives in geography increasingly challenge us not only to look beyond the West in our research and teaching but also to consider the ways in which geographical categories such as the West are themselves formulated and constructed as invisible standards, models, and categories in the production of geographic knowledge (Sidaway 2000; Robinson 2003, 2005).

Those engaged with postcolonial geographies, then, must be sensitive to these critiques of the Eurocentric and totalizing tendencies of Western knowledge, especially as they apply to cultural geography. As Sidaway (2000) puts it, "at their best and most radical, postcolonial geographies will not only be alert to the continued fact of imperialism, but also thoroughly uncontainable in terms of disturbing established assumptions, frames and methods" (606–7). While much work has shown the fallacy of believing that it is possible to step outside inherited categories of knowledge and language, an important task for those engaged in postcolonial geographies is to question taken-for-granted narratives and frameworks of geographical knowledge and to envision and enact postcolonial geographic practice.

Charting (Post)colonial Spaces and Identities

A second major theme of postcolonial geographies, one that is closely allied to explorations of the relationship between geographical knowledge and colonial power described above, is a concern with both the spatial operations of colonial power and the expression of colonial and postcolonial identities in different kinds of sites. Research in this vein began with careful

considerations of landscapes of colonialism and imperialism, especially from historical geographers, who were some of the first to take up postcolonial studies in their work in geography (Harris 1996; Nash 1994; Sluyter 2002). Through the study of practices of urban planning, architecture, and related cultural forms, cultural geographers soon joined this work, examining the expressions of colonial and postcolonial identities in various kinds of landscapes (Anderson and Jacobs 1997; Duncan 2002; McGuinness 2004).

In the last two decades, such research has focused on the varied geographic effects of multiple colonialisms and imperialisms. A number of scholars, for example, have considered how racial discourses and discrimination were central to colonialism itself and had distinctive spatial dimensions and effects across colonial contexts from colonial Swaziland and the Eastern Cape Colony (Crush 1996; Lester 2000) to eighteenth- and nineteenth-century Ireland (Gibbons 2000). Racial discourses associated with colonialism, these works have shown, were produced through a range of practices and texts, including those of medicine, science, and acclimatization (Livingstone 1999). In colonial Sierra Leone, for example, contemporary theories of race and tropical disease were used to legitimate evolving policies of racial segregation (Frenkel and Western 1988). Along similar lines, nineteenth-century colonial practices in the tropics were filtered through a range of discourses, including those of geography, medicine, and race (Duncan 2000; Arnold 2000; Howell 2000). Colonial knowledge and practices also established a pseudo-scientific relationship between race, nature, and landscape to rationalize and reinforce colonial authority, domination, and spatial hierarchies.

Many studies of postcolonial geographies have also emphasized the complex ways in which categories of race, gender, sexuality, and class were interwoven and forged across colonial spaces not only to bolster colonial power but also to create spaces for its destabilization (Blunt and Rose 1994; McClintock 1995; McClintock *et al.* 1997). Ideas of domesticity in British India in the late-nineteenth and early-twentieth centuries, for example, were shaped by gendered and spatially articulated meanings of "home" produced in both India and England that brought the metropole and the colony together in the intimate space of the domestic (Blunt 2005; Thomas 2007). Critical analyses of travel writing have been another avenue for exploring the flows of colonial power and influence and the complicated networks linking the imperial metropolis and colonies (Pratt 1992; Blunt and Rose 1994; McEwan 1996). More recently, cultural geographers have begun to explore postcolonial geographies in places not normally considered part of colonialism's spatial reach. Through work on postcolonial spaces and practices in Canada, the American South, and elsewhere (Braun 2002; Winders 2005; Butz 2011; Kincaid 2006; Morin 2002; Harris 2004), such scholarship brings postcolonial studies to new places and, in the process, pushes the geographic and theoretical limits of its scope.

Interest in the spatial networks of colonial power is also evident in the rich body of geographic work on imperial and postcolonial cities (Driver and Gilbert 1999; Jacobs 1996; Legg 2007; Yeoh 2001) and, more recently, on what Goonewardena and Kipfer (2006) call "postcolonial urbicide" and the new forms of imperialism worked on postcolonial subjects around the world. Urban and imperial historians have long been interested in the ways colonial cities were shaped by forces of European colonialism (King 1990). Building on this work, a range of cultural geographers have examined how the form, representation, and use of European cities, notably capital cities such as London and Paris, have also been shaped by (post)colonial practices, politics, and performance. In doing so, cultural geographers have brought questions of colonialism's reach back to the metropolises, highlighting the (post)colonial networks that made cities in the colonies, Europe, and the United States equally, if differently, imperial (Domosh 2004). Just as we must understand the cultural geography of

a city like Cairo by reference to the imperial networks that linked it to London and Paris, these works show that we must understand the changing geography of cities like London with reference to their position within the wider British Empire (Driver and Gilbert 1999).

Recent accounts of the formation of imperial cities have also examined their heterogeneity and possibilities for alternative articulations of empire. Jonathan Schner (1999), for example, has shown how London provided the setting for the evolution of *anti*-imperial politics, particularly through the 1900 Pan-African conference and the Indian and Irish nationalist movements. Moreover, in London, urban spaces such as Trafalgar Square, constructed to symbolize imperial power, were subsequently appropriated as sites of protest and resistance to imperialism (Mace 1976). These works clearly demonstrate the need to consider not only manifestations of colonial and imperial power in urban landscapes but also resistances to and redefinitions of such displays of power.

One significant model for such an approach is Brenda Yeoh's work on the colonial city of Singapore. Yeoh (1996) explores the overlapping domains of the colonial project and the colonized world, within the physical setting of Singapore. To do so, she draws upon a range of historical sources to trace various kinds of resistance to colonial authority in late-nineteenth and early-twentieth-century Singapore, from attempts by indigenous people to evade official strategies of disease control to the 1888 Verandah Riots by Chinese residents reacting to restrictions on their use of urban space. Yeoh, thus, envisions the colonial city as a space of multiple conflicts and negotiations in which practices of resistance are entangled in complex patterns with discourses and practices of colonial domination.

Collectively, these works on colonial cities pay close attention to the ways identities are imagined and performed in (post)colonial urban contexts (Nagar 1997). As Jacobs observed,

In contemporary [postcolonial] cities people connected by imperial histories are thrust together in assemblages barely predicted, and often guarded against, during the inaugural phases of colonialism. Often enough this is a meeting not simply augmented by imperialism but still regulated by its constructs of difference and privilege. (Jacobs 1996: 4)

Jacobs' accounts of postcolonial cultural geographies in Britain and Australia show that postcolonial perspectives are essential in understanding both the intertwined geographies of center and periphery apparent in (post)colonial cities and the complex interactions between power, difference, and resistance wrapped up in such encounters. Robinson (2005) has pushed this perspective even further, asking what it means to rethink the urban itself from a postcolonial perspective and to make spaces beyond Europe and North America the starting point of theorizing and understanding urban geographies. As she argues, in urban studies, modernity has been considered the preserve of only a few privileged world cities while poorer, marginal cities have been "profoundly excluded from the theoretical imaginary of urban modernity" (Robinson 2006, x; see also Ragharum and Madge 2006). In response, she suggests, we should theorize the urban from the margins, so to speak, to emphasize diversity and cosmopolitanism rather than reinforce a hierarchical ranking of cities and urban spaces in the production of geographic knowledge.

Postcolonial Geographies of Encounters and Resistance

A third, if less developed, strand of work within postcolonial geographies takes the spaces of colonial encounter and resistance, mentioned in the last section, as its starting point. As

a movement, postcolonialism has long been concerned with the struggles of ordinary people against forces of imperial and colonial power. Indeed, postcolonial theory itself emerged from various anti-colonial movements that mobilized political practice and radical ideas against colonial domination (Young 2001). Despite postcolonial theory's roots in such political struggles, those most exploited in society – invariably, the poor, women, and children – have often been left out of studies of colonial history, anti-colonial struggles, or political independence, which focus instead on elite postcolonial actors and large-scale struggles. One group of scholars, the Subaltern Studies collective, has pioneered work designed to address this oversight and to recover the hidden voices and actions of subaltern groups through alternative readings of official or elite records and the use of alternative historical sources such as oral history and songs (e.g., Guha and Spivak 1988). Such work rejects the elitist models of both imperial and nationalist history, focusing instead upon the experiences of people whose lives and agency have, to date, been ignored. Some commentators – most famously, Gayatri Spivak – have questioned attempts to represent the lives of the marginalized, arguing that it is not possible to recover fully the silenced subaltern voices because any act of dissent is always already entangled within dominant discourses it might be resisting. Instead, Spivak points to the necessity of decolonizing dominant discourses themselves, notably of gender (Spivak 1987, 1988), and of identifying the mechanisms that created subaltern silences, rather than “recovering” silenced voices.

It has long been recognized in geography and beyond that colonialism involves contact, conflict, and compromise between different groups within what Mary Louise Pratt calls the “contact zone,” that space where “disparate cultures meet, clash, and grapple with each other, often in highly asymmetrical relations of domination and subordination” (1992: 4). Many geographic accounts of colonialism and imperialism, however, in concentrating on the processes and practices of domination, have paid less attention to perspectives of the colonized and their processes of negotiation and resistance. In response, Yeoh argues for “geographical accounts of the colonized world which move away from depicting it as a passive, flattened out world, stamped upon by more powerful others and fashioned solely in the image of colonialism” (2000: 162). Instead, she urges, geographers must pay close attention to the everyday worlds of colonized people, to “re-filter colonial discourse through ‘other’ lenses” and to “reconceptualize the ‘contact zone’ in terms of contest and complicity, conflict and collusion, and to tackle the unwritten history of resistance” (2000: 149).

In this way, the notion of contact zones offers new ways of thinking about and approaching colonial encounters and the negotiation of colonial authority. Within cultural geography, however, postcolonial theory is also gradually shaping research methods themselves. Spivak's (1988) much-cited aphorism, “the subaltern cannot speak,” has been especially influential, forcing scholars to think critically about what they actually do when they read archives against the grain and “give voice” to research participants. In similar fashion, Chakrabarty's (2000) call to “provincialize” European intellectual hegemony has forced geographers to think about where they start, literally and figuratively, in their efforts to understand the world around them. In all these ways, postcolonial theory is changing how cultural geography is conducted. Raghuram and Madge (2006), for example, argue that operationalizing a post-colonial method, particularly a commitment to emancipatory politics, helps us move beyond Eurocentric “world picturing.” To do so, they suggest, we first must think about the politics behind our research questions and “how these might ideally arise out of dialogue with the research subjects” (2006: 271). Equally important, Raghuram and Madge (2006) address academic positionality, arguing that we must acknowledge the identities we bring to the field

and their connections to our investments in the broader geopolitical context of the academy. This postcolonial focus on why we do research, how we theorize it, and what effects our locations have on the knowledge we produce has been taken up most directly outside cultural geography in development geographies (Noxolo 2006; Raghuram and Madge 2006), feminist geography (e.g., Nagar 2002), and, to a lesser extent, economic geography (Pollard and Samers 2007; Pollard *et al.* 2009). Cultural geographers, however, can learn much from these works *and* contribute to them, as some already are (e.g., Anderson and Domosh 2002; Blunt and McEwan 2002).

Another potentially fruitful avenue for cultural geographers is engagement with postcolonial countercultural praxis, notably in the work of community programs, artists, and filmmakers (McCarthy and Dimitriadis 2000). Catherine Nash (1994), for example, explored the emergence of new cartographies of postcolonial and gender identities in the landscape art of contemporary Irish women artists. Along similar lines, Jane Jacobs has explored alternative postcolonial maps in her account of an Aboriginal art trail near Brisbane, Australia. Together, these studies show how specific projects of individual or community art can promote new renditions of space that creatively reappropriate colonial maps and subvert their conventional contours of power.

To date, this innovative work of artists and filmmakers on postcolonial geographies has been under-appreciated by cultural geographers but offers much potential. Anthropologist Paul Stoller (1994), for example, has studied films made by the ethnographic filmmaker Jean Rouch from the 1940s to the 1960s, showing how Rouch's work offered an incisive, sophisticated critique of the ethnographic encounter and French colonialism in Africa. One of Rouch's late films, *Petit à Petit* (1969), portrays the experience of two West African entrepreneurs, Damoré and Lam, visiting Paris to observe the habits of the French "tribe," with a view to opening a luxury hotel in Niamey, Niger. With humor and dexterity, the characters turn the tables on Europeans. Here, Parisians, not Africans, are scrutinized and visualized. In one scene, Damoré poses as a doctoral student and, wielding anthropometric calipers, sets about making bodily measurements of willing Parisians in the Place Trocadero. In this and other work, Rouch skillfully transforms the observer into the observed and exposes academic complicity with colonial power and racism. By exploring such countercultural productions, cultural geographers can further their critique of colonial knowledge and amplify the contested nature of colonial and postcolonial culture.

Conclusion: Locating Postcolonial Geographies

As we noted at the start of this chapter, some commentators on postcolonialism have been concerned that the term has been used so frequently, and with so little focus, that it might have lost any effective meaning (Ashcroft *et al.* 1995). Might postcolonial geographies be simply another variant on an already over-extended theme, something destined to produce more heat than light? Could postcolonial geographies be just an attempt by geographers to colonize academic territories of postcolonial studies and theory (Barnett 1997)? These scenarios might materialize if geographers simply appropriate and rehearse existing or outdated ideas, if we apply postcolonialism in an uncritical way and fail to scrutinize our own procedures and practices in producing knowledge. As this chapter has shown, cultural geographers have a great deal to learn, and unlearn, from postcolonial studies in our efforts to decolonize the geographical imagination and geographic practice itself (Pieterse and Parekh 1995; Thiong'o 1986; Spivak 1988).

As we have also tried to indicate in this chapter, however, cultural geography itself has much to contribute to the study of colonial, imperial, and postcolonial power, practices, and spaces. In particular, studies of the landscapes of postcolonialism involve significant questions of space, place, and territory. As a number of commentators have observed, the work of postcolonial critics, from Said's imaginative geography to Bhabha's third space, is often profoundly geographical in its *theoretical* emphasis (Blunt and Wills 2000). At the same time, many critics point out that such theoretical analyses of colonial discourse have a limited relevance *because* they are over-generalized and decoupled from the "real" geographies of the world around us (e.g., Mitchell 1997). What is needed instead are more studies that take account of the specific geographic and historical conditions and circumstances in which colonial power operated. It is here where cultural geography comes in. If discussions of postcolonialism are not located in time and space, they fail to grasp how colonial power, and struggles against it, worked, and continue to work, through both spectacular and mundane material geographies of daily life. The conventional preoccupations of geographers with space and place position them well to ground often-abstract debates within postcolonial studies and, in so doing, to engage with the material as well as the discursive, the physical as well as the symbolic, dimensions of colonialism and its legacies (Driver 1992; Barnett 1997; Yeoh 2001).

We began this chapter by discussing how varied notions of postcolonialism have found an increasingly influential place within cultural geography. It is now clear that this flow of ideas goes in both directions and that cultural geographers have distinct contributions to make to the field of postcolonial studies. As Shurmer-Smith argues, cultural geographers are well placed to employ postcolonial theory in the deconstruction of a range of postcolonial cultural artifacts, including films, novels, poems, music, and theater, to reveal and confront continuing forms of imperial and colonial prejudice and discrimination. As she also notes, however, cultural geographers must think more critically about the process by which cultural products are legitimated through what Mitchell terms "post-imperial criticism" emerging from metropolitan centers of authority (Mitchell 1992, cited in Shurmer-Smith 2002: 76). In this way, cultural geographers must interrogate the processes by which unequal power dynamics between center and periphery are produced and maintained in the academy and beyond vis-à-vis not only cultural artifacts but also broader geopolitical relations in which some groups and places live out the fantasies of a new imperialism and some groups and places live out the realities of a colonial present whose forms of structural, discursive, and very material violences look hauntingly familiar (Gregory 2004). The production, legitimation, and reception of (postcolonial) cultural products, and practices, therefore, are intensely geographical, and intensely political, processes.

The making of postcolonial cultural geographies, then, is not only a matter of deconstructing cultural representations for the marks of imperial and colonial power. It is also, as we have noted, also an exploration of the everyday cultural worlds of colonial and postcolonial subjects and their efforts to reshape the contact zones of colonial encounters and postcolonial landscapes, from London to Lagos. The fact that postcolonial geographies, like postcolonial studies more generally, stem from Western and metropolitan institutions, notably universities, does not prohibit us from developing radical new perspectives or fostering links with worldwide political movements to highlight inequalities and promote social justice (see, for example, Blunt and Wills 2000). To do so, however, cultural geography must not only pay critical attention to postcolonial spaces, practices, and identities but also further the project of postcolonializing geography itself. The fact that some postcolonial critiques have

shown how the language and techniques of geography placed it squarely as an imperial science should not stop us from attempting to explore the shape of *postcolonial* geographies.

As part of an evolving body of work, postcolonial geographies occupy an increasingly important position within human geography. Across the discipline, postcolonial perspectives continue to challenge geographers to think more deeply about the process of colonialism and their lingering presence. Within cultural geography, thinking more carefully about postcolonial geographies encourages us to employ new understandings of “culture” to better understand the operations of colonial power and challenge Eurocentric knowledges. The culture of colonialism, as this chapter has shown, is not located simply in the world of texts and representations but also in the material and performed realities of the everyday. Nor is culture a separate domain that can be isolated from or explained by colonialism’s economic or political dimensions. Instead, cultures of empire must be considered in their full and complex articulations with other forms of colonial rule (Dirks 1992). Finally, postcolonial geographies must be sensitive to the precise cultural and historical differences in the operation of and resistance to forms of colonial power. By undertaking work that locates colonial and postcolonial geographies more precisely in time and space, geographers can continue to shape the development of this field and to probe the lingering effects of colonialism on the cultural landscapes of the present and future.

References

- Anderson, K. and Domosh, M. (2002) North American spaces/postcolonial stories. *Cultural Geographies*, 9, 125–128.
- Anderson, K. and Jacobs, J. (1997) From urban Aborigines to aboriginality and the city: One path through the history of Australian cultural geography. *Australian Geographical Studies*, 35, 12–22.
- Arnold, D. (2000) “Illusory riches”: Representations of the tropical world, 1840–1950. *Singapore Journal of Tropical Geography*, 21, 6–18.
- Ashcroft, B., Griffiths, G., and Tiffin, H. (eds.) (1995) *The Post-Colonial Studies Reader*. London: Routledge.
- Ashutosh, I. and Winders, J. (2009) Teaching *Orientalism* in introductory human geography. *Professional Geographer*, 61.4, 547–560.
- Barnett, C. 1997. “Sing along with the common people”: Politics, postcolonialism, and other figures. *Environment and Planning D: Society and Space*, 15.2, 137–154.
- Bell, M., Butlin, R., and Heffernan, M. (eds.) (1995) *Geography and Imperialism, 1820–1940*. Manchester: Manchester University Press.
- Berg, L. 2004. Scaling knowledge: Towards a *critical geography* of critical geographies. *Geoforum*, 5, 555–558.
- Bhabha, H. (1990) *Nation and Narration*. London: Routledge.
- Bhabha, H. (1994) *The Location of Culture*. London: Routledge.
- Blaut, J. (1993) *The Colonizer’s Model of the World: Geographical Diffusionism and Eurocentric History*. New York: Guilford Press.
- Blunt, A. (1994) *Travel, Gender, and Imperialism: Mary Kingsley and West Africa*. New York: Guilford Press.
- Blunt, A. (2005) *Domicile and Diaspora: Anglo-Indian Women and the Spatial Politics of Home*. Oxford: Blackwell.
- Blunt, A. and McEwan, C. (eds.) (2002) *Postcolonial Geographies*. New York: Continuum.
- Blunt, A. and Rose, G. (eds.) (1994) *Writing Women and Space: Colonial and Postcolonial Geographies*. New York: Guilford Press.

- Blunt, A. and Wills, J. (2000) *Dissident Geographies: An Introduction to Radical Ideas and Practice*. New York: Prentice Hall.
- Braun, B. (2002) Colonialism's afterlife: Vision and visuality on the Northwest Coast. *Cultural Geographies*, 9, 202–247.
- Butz, D. (2011) Introduction: Places postcolonialism forgot (and how to find them) *ACME*, 10, 42–47.
- Chakrabarty, D. (2000) *Provincializing Europe: Postcolonial Thought and Historical Difference*. Princeton: Princeton University Press.
- Clayton, D. (2000) *Islands of Truth*. Vancouver: University of British Columbia Press.
- Crush, J. (1994) Post-colonialism, de-colonization, and geography. In *Geography and Empire*, ed. N. Smith and A. Godlewska. Oxford: Blackwell, pp. 333–350.
- Crush, J. (1996) The culture of failure: Racism, violence and white farming in colonial Swaziland. *Journal of Historical Geography*, 22.2, 177–197.
- Dikec, M. (2010) Colonial minds, postcolonial places. *Antipode*, 42.4, 801–805.
- Dirks, N. (ed.) (1992) *Colonialism and Culture*. Ann Arbor: University of Michigan Press.
- Domosh, M. (2004) Postcolonialism and the American city. *Urban Geography*, 25.8, 742–754.
- Driver, F. (1992) Geography's empire: Histories of geographical knowledge. *Environment and Planning D: Society and Space*, 10, 23–40.
- Driver, F. (2001) *Geography Militant: Cultures of Exploration and Empire*. Oxford: Blackwell.
- Driver, F. and Gilbert, D. (eds.) (1999) *Imperial Cities: Landscape, Display and Identity*. Manchester: Manchester University Press.
- Duncan, J. (2000) The struggle to be temperate: Climate and “moral masculinity” in mid-nineteenth century Ceylon. *Singapore Journal of Tropical Geography*, 21, 34–47.
- Duncan, J. (2002) Embodying colonialism? Domination and resistance in nineteenth-century Ceylonese coffee plantations. *Journal of Historical Geography*, 28, 317–338.
- Duncan, J. and Gregory, D. (eds.) (1999) *Writes of Passage: Reading Travel Writing*. London: Routledge.
- Edney, M. (1997) *Mapping an Empire: The Geographical Construction of British India, 1765–1843*. Chicago: University of Chicago Press.
- Frenkel, S. and Western, J. (1988) Pretext or prophylaxis? Racial segregation and malarial mosquitoes in a British tropical colony: Sierra Leone. *Annals of the Association of American Geographers*, 78, 211–228.
- Gibbons, L. (2000) Race against time: Racial discourse and Irish history. In *Cultures of Empire: A Reader*, ed. C.Hall. Manchester: Manchester University Press, pp. 207–223.
- Gilmartin, M. and Berg, L. (2007) Locating postcolonialism. *Area*, 39, 120–124.
- Godlewska, A. (2000) *Geography Unbound: French Geographic Science from Cassini to Humboldt*. Chicago: University of Chicago Press.
- Godlewska, A. and Smith, N. (eds.) (1994) *Geography and Empire*. Oxford: Blackwell.
- Goldberg, D. and Quayson, A. (2002) *Relocating Postcolonialism*. Oxford: Blackwell.
- Goonewardena, K. and Kipfer, S. (2006) Postcolonial urbicide: New imperialism, global cities and the damned of the earth. *New Formations*, 7.3, 23–33.
- Gregory, D. (1994) *Geographical Imaginations*. Oxford: Blackwell.
- Gregory, D. (1995) Between the book and the lamp: Imaginative geographies of Egypt, 1849–1850. *Transactions of the Institute of British Geographers*, NS 20, 29–57.
- Gregory, D. (2004) *The Colonial Present*. Oxford: Blackwell.
- Gregory, D. (2009) Postcolonialism. In *The Dictionary of Human Geography*, ed. R. Johnston et al. Oxford: Blackwell, pp. 561–562.
- Guha, R. and Spivak, G. (eds.) (1988) *Selected Subaltern Studies*. Oxford: Oxford University Press.
- Harris, C. (1996) *The Resettlement of British Columbia: Essays on Colonialism and Geographical Change*. Vancouver: University of British Columbia Press.

- Harris, C. (2004) How did colonialism dispossess? Comments from an edge of empire. *Annals of the Association of American Geographers*, 94.1, 165–182.
- Howell, P. (2000) Prostitution and racialized sexuality: The regulation of prostitution in Britain and the British Empire before the Contagious Diseases Acts. *Environment and Planning D: Society and Space*, 18, 321–339.
- Jacobs, J. (1996) *Edge of Empire: Postcolonialism and the City*. London: Routledge.
- Jansson, D. (2003) Internal Orientalism in America: W.J. Cash's *The Mind of the South* and the spatial construction of American national identity. *Political Geography*, 22, 293–316.
- Jazeel, T. (2007) Awkward geographies: Spatializing academic responsibility, encountering Sri Lanka. *Singapore Journal of Tropical Geography*, 28, 287–299.
- Jazeel, T. and McFarlane, C. (2010) The limits of responsibility: A postcolonial politics of academic knowledge production. *Transactions of the Institute of British Geographers*, 35, 109–124.
- Johnson, J., Cant, G., Howitt, R., and Peters, E. (2007) Creating anti-colonial geographies: Embracing indigenous people's knowledges and rights. *Geographical Research*, 45, 117–120.
- Kearns, G. (2006) Naturalizing empire: Echoes of Mackinder for the next American century? *Geopolitics*, 11, 74–98.
- King, A. (1990) *Urbanism, Colonialism and the World Economy: Cultural and Spatial Foundations of the World Urban System*. London: Routledge.
- Kinkaid, A. (2006) *Postcolonial Dublin: Imperial Legacies and the Built Environment*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Kipfer, S. (2007) Fanon and space: Colonization, urbanization, and liberation from the colonial city to the global city. *Environment and Planning D: Society and Space*, 25, 701–726.
- Lambert, A. and Lester, A. (eds.) (2006) *Colonial Lives Across the British Empire*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Legg, S. (2007) *Spaces of Colonialism: Delhi's Urban Governmentalities*. Oxford: Blackwell.
- Lester, A. (2000) Historical geographies of imperialism. In *Modern Historical Geographies*, ed. B. Graham and C. Nash. London: Pearson Education, pp. 100–120.
- Lionnet, F. (2000) Transnationalism, postcolonialism or transcolonialism? Reflections on Los Angeles, geography, and the uses of theory. *Emergences: Journal for the Study of Media and Composite Cultures*, 10.1, 25–35.
- Livingstone, D. (1992) *The Geographical Tradition*. Oxford: Blackwell.
- Livingstone, D. (1999) Tropical climate and moral hygiene: The anatomy of a Victorian debate. *British Journal for the History of Science*, 32, 93–110.
- Loomba, A. (2005) *Colonialism/Postcolonialism*, 2nd edition. London: Routledge.
- Mace, R. (1976) *Trafalgar Square: Emblem of Empire*. London: Lawrence and Wishart.
- Maddrell, A. (1996) Empire, emigration and school geography: Changing discourses of imperial citizenship. *Journal of Historical Geography*, 22, 373–387.
- McCarthy, C. and Dimitriadis, G. (2000) Art and the postcolonial imagination: Rethinking the institutionalization of Third World aesthetics and theory. *Ariel*, 31.1/2, 231–254.
- McClintock, A. (1995) *Imperial Leather: Race, Gender, and Sexuality in the Colonial Contest*. New York: Routledge.
- McClintock, A., Mufti, A., and Shohat, E. (1997) *Dangerous Liaisons: Gender, Nation, and Postcolonial Perspectives*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- McEwan, C. (1996) Paradise or pandemonium? West African landscapes in the travel accounts of Victorian women. *Journal of Historical Geography*, 22.1, 68–83.
- McGuinness, M. (2002) Geographies with a difference? Citizenship and difference in postcolonial urban spaces. In *Postcolonial Geographies*, ed. A. Blunt and C. McEwan. New York: Continuum, pp. 99–114.
- Mignolo, W. (2005) On subalterns and other agencies. *Postcolonial Studies*, 8.4, 381–407.

- Miller, D. and Reill, P. (eds.) (1996) *Visions of Empire: Voyages, Botany and Representations of Nature*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Mishra, V. and Hodge, B. (1994) What is post-colonialism? In *Colonial Discourse and Post-Colonial Theory*, ed. P. Williams and L. Chrisman. New York: Columbia University Press, pp. 285–288.
- Mitchell, K. (1997) Different diasporas and the hype of hybridity. *Environment and Planning D: Society and Space*, 15.5, 533–553.
- Morin, K. (2002) Postcolonialism and Native American geographies: The letters of Rosalie La Flesche Farley, 1896–1899. *Cultural Geographies*, 9, 150–180.
- Morin, K. and Rothenberg, T. (2011) Our theories, our selves: Hierarchies of place and status in the US academy. *ACME*, 10, 158–168.
- Nagar, R. (1997) The making of Hindu communal organizations, places, and identities in postcolonial Dar es Salaam. *Environment and Planning D: Society and Space*, 15, 707–730.
- Nagar, R. (2002) Footloose researchers, “traveling” theories, and the politics of transnational feminist praxis. *Gender, Place and Culture*, 9 (2), 179–186.
- Nash, C. (1994) Remapping the body/land: New cartographies of identity, gender and landscape in Ireland. In *Writing Women and Space: Colonial and Postcolonial Geographies*, ed. A. Blunt and G. Rose. New York: Guilford Press, pp. 227–250.
- Nash, C. (1999) Irish placenames: Post-colonial locations. *Transactions of the Institute of British Geographers*, ns 24, 457–480.
- Nash, C. (2002) Cultural geography: Postcolonial cultural geographies. *Progress in Human Geography*, 26.2, 219–230.
- Noxolo, P. (2006) A postcolonial critique of “partnership” in Britain’s development discourse. *Singapore Journal of Tropical Geography*, 27, 254–269.
- Pieterse, J. and Parekh, B. (eds.) (1995) *The Decolonization of Imagination: Culture, Knowledge and Power*. London: Zed Books.
- Ploszajska, T. (2000) Historiographies of geography and empire. In *Modern Historical Geographies*, ed. B. Graham and C. Nash. London: Pearson Education, pp. 121–145.
- Pollard, J. and Samers, M. (2007) Islamic banking and finance: Postcolonial political economy and the decentring of economic geography. *Transactions of the Institute of British Geographers*, ns 32, 313–330.
- Pollard, J., McEwan, C., Laurie, N. and Stenning, A. (2009) Economic geography under postcolonial scrutiny. *Transactions of the Institute of British Geographers*, 34, 137–142.
- Pratt, M. (1992) *Imperial Eyes: Travel Writing and Transculturation*. New York: Routledge.
- Radcliffe, S. (2005) Development and geography: Towards a postcolonial development geography. *Progress in Human Geography*, 29, 291–298.
- Raghuram, P. and Madge, C. (2006) Towards a method for postcolonial development geography? Possibilities and challenges. *Singapore Journal of Tropical Geography*, 27, 270–288.
- Rattansi, A. (1997) Postcolonialism and its discontents. *Economy and Society*, 26, 480–500.
- Robinson, J. (2003) Postcolonializing geography: Tactics and pitfalls. *Singapore Journal of Tropical Geography*, 24.3, 273–289.
- Robinson, J. (2005) Urban geography: World cities, or a world of cities. *Progress in Human Geography*, 29.6, 757–765.
- Ryan, J. (1997) *Picturing Empire: Photography and the Visualization of the British Empire*. London: Reaktion Books.
- Said, E. (1978) *Orientalism*. New York: Pantheon.
- Said, E. (1993) *Culture and Imperialism*. New York: Knopf.
- Sarmiento, J. (2009) A sweet and amnesic present: The postcolonial landscape and memory making in Cape Verde. *Social and Cultural Geography*, 10.5, 523–544.
- Schneer, J. (1999) *London 1900: The Imperial Metropolis*. New Haven: Yale University Press.
- Shaw, W., Herman, R. and Rebecca-Dobbs, G. (2006) Encountering indigeneity: Re-imagining and decolonizing geography. *Geografiska Annaler B*, 88, 267–276.

- Shurmer-Smith, P. (2002) Postcolonial geographies. In *Doing Cultural Geography*, ed. P. Shurmer-Smith. London: Sage, pp. 67–77.
- Sidaway, J. (2000) Postcolonial geographies: An exploratory essay. *Progress in Human Geography*, 24.4, 591–612.
- Sioh, M. (2010) Anxious enactments: Postcolonial anxieties and the performance of territorialization. *Environment and Planning D: Society and Space*, 28.3, 467–483.
- Sluyter, A. (2002) *Colonialism and Landscape: Postcolonial Theory and Applications*. Lanham: Rowman and Littlefield.
- Spivak, G. (1987) *In Other Worlds: Essays in Cultural Politics*. New York: Methuen.
- Spivak, G. (1988) Can the subaltern speak? In *Marxism and the Interpretation of Culture*, ed. C. Nelson and L. Grossberg. London: Macmillan, pp. 271–313.
- Stoller, P. (1994) Artaud, Rouch and the cinema of cruelty. In *Visualizing Theory: Selected Essays from V.A.R. 1990–1994*, ed. L. Taylor. New York: Routledge, pp. 84–98.
- Thiong'o, N. (1977) *Petals of Blood*. London: Heinemann.
- Thiong'o, N. (1982) *Devil on the Cross*. London: Heinemann.
- Thiong'o, N. (1986) *Decolonizing the Mind: The Politics of Language in African Literature*. London: Heinemann.
- Thomas, N. (2007) Embodying imperial spectacle: Dressing Lady Curzon, Vicereine of India 1899–1905. *Cultural Geographies*, 14, 369–400.
- Williams P. and Chrisman, L. (eds.) (1993) *Colonial Discourse and Post-Colonial Theory*. New York: Columbia University Press.
- Winders, J. (2005) Imperfectly imperial: Northern travel writers in the postbellum US South, 1865–1880. *Annals of the Association of American Geographers*, 95.2, 391–410.
- Yeoh, B. (1996) *Contesting Space: Power Relations and the Urban Built Environment in Colonial Singapore*. Kuala Lumpur: Oxford University Press.
- Yeoh, B. (2000) Historical geographies of the colonized world. In *Modern Historical Geographies*, ed. B. Graham and C. Nash. London: Pearson Education, pp. 146–166.
- Yeoh, B. (2001) Postcolonial cities. *Progress in Human Geography*, 25.3, 456–468.
- Young, R. (2001) *Postcolonialism: An Historical Introduction*. Oxford: Blackwell.

KEY CONCEPTS
IN HUMAN GEOGRAPHY

KEY CONCEPTS IN
**DEVELOPMENT
GEOGRAPHY**



ROB POTTER
DENNIS CONWAY
RUTH EVANS
SALLY LLOYD-EVANS



A

© Rob Potter, Dennis Conway, Ruth Evans, Sally Lloyd-Evans 2012

First published 2012

Apart from any fair dealing for the purposes of research or private study, or criticism or review, as permitted under the Copyright, Designs and Patents Act, 1988, this publication may be reproduced, stored or transmitted in any form, or by any means, only with the prior permission in writing of the publishers, or in the case of reprographic reproduction, in accordance with the terms of licences issued by the Copyright Licensing Agency. Enquiries concerning reproduction outside those terms should be sent to the publishers.

SAGE Publications Ltd
1 Oliver's Yard
55 City Road
London EC1Y 1SP

SAGE Publications Inc.
2455 Teller Road
Thousand Oaks, California 91320

SAGE Publications India Pvt Ltd
B 1/I 1 Mohan Cooperative Industrial Area
Mathura Road, Post Bag 7
New Delhi 110 044

SAGE Publications Asia-Pacific Pte Ltd
3 Church Street
#10-04 Samsung Hub
Singapore 049483

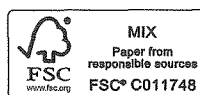
Library of Congress Control Number: 2012930731

British Library Cataloguing in Publication data

A catalogue record for this book is available from the British Library

ISBN 978-0-85702-584-5
ISBN 978-0-85702-585-2 (pbk)

Typeset by C&M Digital (P) Ltd, Chennai, India
Printed in Great Britain by Ashford Colour Press Ltd.
Printed on paper from sustainable resources



CONTENTS

About the Authors	vii
Acknowledgements	ix
Introduction	1
1 Understanding Development	13
Introduction	15
1.1 Meanings of Development	18
1.2 Measuring Development	27
1.3 Space and Development	36
1.4 Defining and Measuring Poverty	45
1.5 The Millennium Development Goals	53
2 Theory and Practice of Development	59
Introduction	61
2.1 Modernity, Modernization, Postmodernism and Post-structuralism	64
2.2 Radical Approaches to Development	72
2.3 Neoliberalism and Globalization	82
2.4 The Development Programmes of Global Institutions	92
2.5 Sustainable Development and Environmental Sustainability	102
3 Work, Employment and Development	109
Introduction	111
3.1 Rural Livelihoods and Sustainable Communities	114
3.2 Industrialization and the New International Division of Labour	123
3.3 Decent Work, Risk and the Informal Sector	132
3.4 The Digital Economy and New Spaces of Work	142
3.5 Global Trade, Aid and Regulation	150
4 People, Culture and Development	157
Introduction	159
4.1 Gender, Households and Development	162
4.2 Children, Youth and Development	170

4.3 Health, Disability and Development	180
4.4 Sexualities and Development	190
4.5 Ageing and Development	198
5 Contemporary Issues in Development	207
Introduction	209
5.1 Culture and Human Rights	212
5.2 Civil Society, Social Capital and Non-Governmental Organizations (NGOs)	223
5.3 Migration, Transnationalism and Development	231
5.4 Tobin-type Taxes	239
Bibliography	243
Index	264

ABOUT THE AUTHORS

Rob Potter is currently Head of the School of Human and Environmental Sciences and Professor of Human Geography at the University of Reading. His research and teaching interests span development geography and development studies; urban geography; return migration; transnationality and issues of identity. He is the founding Editor-in-Chief of the interdisciplinary journal *Progress in Development Studies*, published by Sage. Rob Potter was elected to the Academy of Social Sciences in 2006 and in 2007 was awarded the degree of Doctor of Science by the University of Reading, in recognition of his contributions to the fields of Geographies of Development and Urban Geography.

Dennis Conway is Professor Emeritus of Geography at Indiana University, Bloomington, Indiana. His research interests span population geography, development geography and urban geography. Current research focuses are on Caribbean small island development, transnational migration and return migration, and alternative tourism genres such as 'slow tourism'. He retains interest in globalization's geo-economic dimensions and agency interactions, and is collaborating with a Nepalese colleague of long-standing in GIS-research on contemporary Nepal's environmental and developmental landscape transitions.

Ruth Evans is a lecturer in Human Geography, Department of Geography and Environmental Science, University of Reading. Ruth's research and teaching interests focus on culture and development in Sub-Saharan Africa, in particular, how children, youth and families negotiate caring relations, poverty and social vulnerabilities. Her book *Children Caring for Parents with HIV and AIDS: Global Issues and Policy Responses* (The Policy Press, 2009, co-authored with Saul Becker) discusses children's caring roles in the global North and South. Recent research explores time-space practices of caring in youth-headed households in Tanzania and Uganda and inheritance, food security and the intergenerational transmission of poverty in Senegal and Ghana.

Sally Lloyd-Evans is a lecturer in Human Geography, Department of Geography and Environmental Science, University of Reading. Sally's teaching and research interests in development cut across traditional

1.1 MEANINGS OF DEVELOPMENT

Introduction: The *Rough Guide* Definition of Development

International development is the journey the world must take in order for poor countries to become prosperous countries. At the very least it's about making sure that the most basic things that we take for granted can also be taken for granted by everyone else in the world. People in all countries should have food on their plate every day; a roof over their heads at night; schools for their children; doctors, nurses and medicines when they are sick; jobs which bring money into the home. International development – sometimes called global development – describes the collective efforts of all countries which are working to free people from poverty. (Wroe and Doney, 2005)

The quotation above is taken from *The Rough Guide to a Better World*, which was produced by Rough Guides and the Department for International Development (DFID), the UK Government agency for development. The extract first emphasizes that international development is something that has to be pursued by the world as a whole. It continues by highlighting the desirability of poor countries becoming prosperous ones, stressing that incomes and standards of living are important components of development. The definition then suggests that development involves making sure people have the basic things they need, like food, housing, schools, health care and jobs. Finally, freeing people from the grip of poverty is seen as a vital task of development.

The quotation witnesses that a major use of the word 'development' is at the global scale. The principal division of the world is between so-called relatively rich 'developed nations' and the relatively poor 'developing nations'. Overcoming this divide is frequently understood to involve stages of advancement and evolution. At the simplest level developed countries are seen as assisting the developing countries by means of development aid, in an effort to reduce poverty, unemployment,

inequality and other indicators of 'underdevelopment'. A key part of this is making sure that the basic needs of the people are being met. All of these aspects of development are alluded to in the *Rough Guide/DFID* definition.

But in day-to-day terms what exactly is meant by 'development'? Have views of, and attitudes toward, development changed markedly over the years? Who is development for? Do global institutions, national governments, non-governmental organizations (NGOs), firms and individuals understand the word 'development' to mean much the same thing? These issues are the focus in this chapter.

The Modern Origins of the Process of Development

The origins of the modern process of development lie in the late 1940s. The so-called 'modern era' of development is often directly linked to a speech made by the then United States President, Harry Truman in 1949 (Potter et al., 2008). In this, Truman employed the term 'underdeveloped areas' to describe what was soon to be referred to as the Third World. In his speech, Truman made clear what he saw as the duty of the developed world or 'West' (see Chapter 1.3) to bring 'development' to such relatively underdeveloped countries.

Colonialism may be defined as the exercise of direct political control and the administration of an overseas territory by a foreign state (see also Chapter 1.3). Thus, effectively Truman was emphasizing a new colonial – a neocolonial – role for the USA within the newly independent countries that were emerging from the process of decolonization. Truman was encouraging the so-called 'underdeveloped nations' to turn to the USA and the West generally for long-term assistance, rather than to the socialist world or 'East', based on Moscow and the USSR.

The genesis of much of development theory and practice lay in the period between 1945 and 1955 and what is referred to as the period of high modernism. Modernism may be defined as the belief that development is about transforming 'traditional' countries into 'modern, Westernised nations'. For many Western governments, particularly former colonial powers, such views represented a continuation of the late colonial mission to develop colonial peoples within the concept of

trusteeship (Cowen and Shenton, 1995). Trusteeship can be defined as the holding of property on behalf of another person or group, with the belief that the latter will better be able to look after it themselves at some time in the future. At this stage there was little recognition that many traditional societies might, in fact, have been content with the way of life they already led.

The Origins of Development in the Enlightenment

The origins of modern development, however, undoubtedly lay in an earlier period, specifically with the rise of rationalism and humanism that was held to have occurred in the eighteenth and nineteenth centuries. During this period, the simple definition of development as change became transformed into the idea of more directed and logical forms of evolution. Collectively, the period when these changes took place is referred to as the Enlightenment.

20

The Enlightenment generally refers to a period of European intellectual history that continued through most of the eighteenth century (Power, 2003). In broad terms, Enlightenment thinking stressed the belief that science and rational thinking could progress human groups from barbarianism to civilization. It was the period during which it came to be increasingly believed that by applying rational, scientific thought to the world, change would become more ordered, predictable and meaningful.

The new approach challenged the power of the clergy and largely represented the rise of a secular (that is a non-religious) intelligentsia. The threads that made up Enlightenment thinking included the primacy of reason/rationalism; the belief in empiricism (gaining knowledge through observation); the concept of universal science and reason; the idea of orderly progress; the championing of new freedoms; the ethic of secularism; and the notion that all human beings are essentially the same (Hall and Gieben, 1992; Power, 2003).

Those who did not conform to such views were regarded as 'traditional' and 'backward'. As an example of this, the indigenous Aborigines in Australia were denied any rights to the land they occupied by the invading British in 1788, because they did not organize and farm in what was seen as a systematic, rational Western manner. It was at this point that the whole idea of development became directly associated

with Western values and ideologies. Thus, Power (2003: 67) notes that the 'emergence of an idea of "the West" was also important to the Enlightenment ... it was a very European affair which put Europe and European intellectuals at the very pinnacle of human achievement'. Thus, development was seen as being directly linked to Western religion, science, rationality and principles of justice.

In the nineteenth century, the ideas of the natural scientist Charles Darwin on evolution began to emerge, stressing gradual change towards something more appropriate for future survival (Esteva, 1992). When combined with the rationality of Enlightenment thinking, the result became a narrower but 'correct' way of development, one based on Western social theory. During the Industrial Revolution, this became heavily economic in its nature. But by the late nineteenth century, a clear distinction seems to have emerged between the notion of 'progress', which was held to be typified by the unregulated chaos of pure capitalist industrialization, and 'development', which was representative of Christian order, modernization and responsibility (Cowen and Shenton, 1995; Preston, 1996).

It is this latter notion of development that began to characterize the colonial mission from the 1920s onwards, equating development in overseas lands with an ordered progress towards a set of standards laid down by the West. Esteva views this as amounting to 'robbing people of different cultures of the opportunity to define the terms of their social life' (Esteva, 1992: 9). Little recognition was given to the fact that 'traditional' societies had always been responsive to new and more productive types of development. Indeed, had they not been so, they would not have survived. Furthermore, the continued economic exploitation of the colonies made it virtually impossible for such development towards Western standards and values to be achieved. In this sense, underdevelopment was the creation of development, as would later be argued by dependency theorists such as André Gunder Frank (see Chapter 2.2).

21

Conventional Development: 'Authoritative Intervention' and Economic Growth

In his speech of 1949, President Truman stated directly that the underdeveloped world's poverty is 'a handicap and threat both to them and more prosperous areas ... greater production is the key to prosperity and

peace. And the key to greater production is a wider and more vigorous application of modern scientific and technical knowledge' (Porter, 1995).

Enlightenment values were thus combined with nineteenth-century humanism to justify the new trusteeship of the neocolonial mission, a mission that was to be accomplished by authoritative intervention, primarily through the provision of advice and aid programmes suggesting how development should occur (Preston, 1996). Clearly, the 'modern notion of development' had a long history.

It is, therefore, perhaps not too surprising that, in its earliest manifestation in the 1950s development became synonymous with economic growth. One of the principal 'gurus' of this approach, Arthur Lewis, was uncompromising in his interpretation of the modernizing mission, 'it should be noted that our subject matter is growth, and not distribution' (Esteve, 1992: 12). In other words, increasing incomes and material wealth were seen as being of far more importance than making sure that such income was fairly or equitably spread within society. During the second half of the twentieth century, therefore, the development debate came to be dominated by economists.

22 The prominence and influence of development economics in the 1950s and 1960s have clear repercussions on the way in which underdeveloped countries were identified and described, a point covered in Chapter 1.3. The earliest and, for many, still the most convenient way of quantifying underdevelopment has been through the level of Gross National Product (GNP) per capita pertaining to a nation or territory. This can broadly be seen as measuring income per head of the population and its method of calculation is explained in Chapter 1.2.

Wider Definitions of Development: Social Well-being and Freedoms

Classical economic-inspired approaches thus dominated development thinking in the 1940s and 1950s, based on concepts such as modernization theory, and top-down development. Little changed until the 1960s when, in the wake of the Vietnam War and a number of other developments, radical dependency approaches were advanced (see Chapter 2.2). The approach argued that the development of the West had acted as an inhibitor of development in the emerging developing world. The 1970s then witnessed another counter movement, one that argued that

development should be based on local resources rather than economic efficiency – giving rise to development from below, rural-based development, and eco-development, something that would later become sustainable development.

Accordingly, the 1970s and 1980s saw the appearance of a whole series of social indicators of development, including those relating to health, education and nutrition. The argument that development is more than economic growth was advanced on a number of fronts. The main issue is that even with growth and the provision of more goods and services, it depends how these are distributed between different members and groups of the society. This emerging view was reflected in the derivation of the Human Development Index (HDI) as an overall multidimensional measure of development (see Chapter 1.2). In this, income is still included as a measure of standard of living, but as one of three major variables: the other two measuring health (life expectancy) and knowledge/education (literacy, educational enrolment).

Eventually, such social indicators were broadened to incorporate measures of environmental quality, political and human rights and gender equality. This has recently been fully explored by the Nobel Laureate in economics, Amartya Sen (1999), in *Development as Freedom*, where he argues that 'Development consists of the removal of various types of unfreedoms that leave people with little opportunity of exercising their reasoned agency' (Sen, 1999: xii). In this view freedom is defined in terms of certain human and civil rights that must be guaranteed for all. Above all, people must have the opportunity to be fit, healthy and educated. For Sen (2000) development consists of the removal of various types of unfreedoms that leave people little choice and few real opportunities. Sen's emphasis is on the need for instrumental freedoms – those that will make a difference to peoples' lives.

The need for an understanding of the multidimensional nature of development had in fact been clearly outlined by Goulet in his book *The Cruel Choice: a New Concept on the Theory of Development* (1971). In this he recognized three components of development, these broadly equating with the economic, followed by personal and wider societal freedoms:

- **Life sustenance** is concerned with the provision of basic needs. No nation can be regarded as developed if it cannot provide its people with housing, clothing, food and education. This is, of course, closely related to the issue of distribution within society. It is perfectly possible for a poor country to be growing fast, yet its

distribution of income to be widening. Such a nation may have grown, but has not developed, as only the elite will have got richer.

- **Self-esteem** is concerned with feelings of self-respect and independence. Being developed means not being exploited/controlled by others – for example, as is the case under colonialism. Similarly the International Monetary Fund and the World Bank dominate economic policymaking in many developing countries. Also multinational corporations often exercise a strong controlling influence.
- **Freedom** refers to the ability of people to determine their own destiny. People are not free if they are imprisoned on the margins of subsistence, with no education and no skills. Expansion of the range of choice open to individuals is central to development. The majority not the elite must have choice.

In the words of Chant and McIlwaine (2009) '(i)n short, development comprises multidimensional advances in societal well-being, many of which defy precise determination'.

Anti-development stances

Criticisms of development have been voiced ever since the 1960s. But there are long antecedents to anti-(Western) developmentalism, stretching back to the nineteenth century. Anti-development is sometimes also referred to as post-development and beyond-development (Corbridge, 1997; Blaikie, 2000; Nederveen Pieterse, 2000; Schuurman, 2000, 2008; Sidaway, 2008).

In essence, the theses of anti-developmentalism are not new since they are essentially based on the failures of modernization. Thus, anti-developmentalism is based on the criticism that development is a Eurocentric Western construction in which the economic, social and political parameters of development are set by the West and are imposed on other countries in a neocolonial mission to normalize and develop them in the image of the West. Nederveen Pieterse (2000: 175) has commented that 'Development is rejected because it is the "new religion" of the west'.

In this way, the local values and potentialities of 'traditional' communities are largely ignored. The central thread holding anti-developmental ideas together is that the discourse or language of development has been constructed by the West, and that this promotes a specific kind of intervention 'that links forms of knowledge about the Third World with

the deployment of terms of power and intervention, resulting in the mapping and production of Third World societies' (Escobar, 1995: 212). Thus, Escobar argues, development has 'created abnormalities' such as poverty, underdevelopment, backwardness, landlessness and has proceeded to address them through what is regarded as being a normalization programme that denies the value of local cultures. Here the anti-developmental in general, and Escobar in particular, places great emphasis not only on grassroots participation but more specifically on new social movements as the media of change.

Usefully the anti-development movement has brought about a re-emphasis on the importance of the local in the development process, as well as the important skills and values that exist at this level. It also reminds us of what can be achieved at the local level in the face of the 'global steamroller', although few such successes are free of modernist goals or external influences.

KEY POINTS

- The *Rough Guide to a Better World* stresses that development is something that has to be pursued by the world as a whole, in both material and wider terms.
- The origins of what we understand as international development lie in the Enlightenment period, which occurred in the eighteenth and nineteenth centuries and stressed a belief in science, rationality, and ordered progress. It was thus a very European view of progress.
- The modern idea of development came about from the late 1940s and the so-called era of modernity.
- Early views of development emphasized economic growth and prosperity. From the 1960s onward, wider definitions involving social well-being and freedom were increasingly stressed.
- There have always been critics of the development mission, and they are today voiced in the form of 'anti-development'.

FURTHER READING

The *Rough Guide/DFID Rough Guide to a Better World* provides an interesting and generally very accessible starting point for the interested reader (Wroe and Doney, 2005) and is downloadable from the DFID

website (www.dfid.uk.gov). Helpful wider academic accounts are to be found in Sylvia Chant and Cathy McIlwaine (2009) *Geographies of Development in the 21st Century: an Introduction to the Global South* (Chapter 1) and Rob Potter et al.'s (2008) *Geographies of Development: an Introduction to Development Studies* (Chapter 1). A somewhat more advanced treatment is provided in Chapters 1 and 2 of *Rethinking Development Geographies* (2003) by Marcus Power.

1.2 MEASURING DEVELOPMENT

Following Chapter 1.1, given that development is something that does – or does not – happen over time and across territories, it is inevitable that scholars and practitioners have sought to find methods to measure its progress. It also follows from Chapter 1.1 that the approaches used to measure development have reflected very closely the principal conceptualizations of development as a process that have gained prominence at various times. Thus in the 1950s through to the early 1980s development was generally measured in terms of economic growth and, in particular, the growth of production and income. In the late 1980s through to the 1990s, changes in the way development was being envisioned were directly recognized in the promotion of wider indices of human development and change.

This trend toward recognizing the multidimensional nature of development was continued from the 1990s through to the start of the twenty-first century, whereby wider sets of factors, reflecting more subjective and qualitative dimensions of development, have increasingly been referred to. These have included wider measures of social welfare and human rights. Accordingly, these three approaches are used in this chapter to review measures of development, specifically: (i) measuring development as economic growth: GDP and GNP per capita; (ii) measuring development as human development: the HDI; and (iii) measuring development in wider terms including human rights and freedoms.

Measuring Development as Economic Growth: GDP and GNP per capita

In the simplest definition, this approach uses ‘income’ per head of the population as a measure of development – suggesting that the higher the income of a country or territory, the greater its development. The approach sees development as being essentially the same thing as

economic growth. During the era of unilinear development models and theories, the growth of GDP/GNP was taken as the surrogate measure of development. More accurately, in this approach the standard of living of a country is used as a summary measure of development (Thirlwall, 2008). The GDP/GNP of a territory is directly affected both by the number of people working within a country and their overall level of productivity.

- **Gross Domestic Product (GDP) per capita** – measures the value of all goods and services produced by a nation or a territory, whether by national or foreign companies. When calculated, the national total is divided by the total population, to give the value of goods and services produced per head of the population.
- **Gross National Product (GNP) per capita** – this is Gross Domestic Product to which net income derived from overseas is added. In other words, income which is generated abroad is added, and payments made overseas are subtracted. This total is also then divided by the total population. In recent years, international organizations like the World Bank have increasingly referred to this as Gross National Income (GNI) per capita.

28

Through time from the 1950s, GDP, GNP/GNI have been used as measures of development. Figure 1.2.1 shows the global distribution of GDP

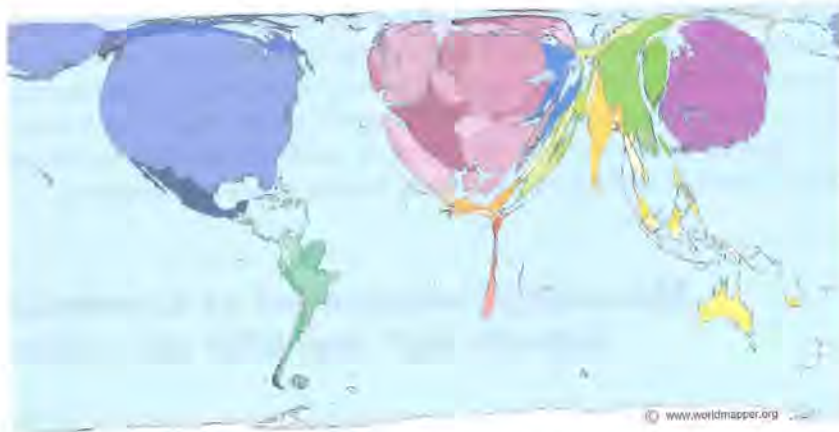


Figure 1.2.1 Gross Domestic Product by country (size of country shows the proportion of world wealth accounted for by that country).

Source: Worldmapper map number 169 © Copyright SASI Group (University of Sheffield)

around 2009 and demonstrates just how unequal the world is in terms of a clear North versus South split. The measure has been popular as it makes possible the international comparison of living standards by using per capita incomes, customarily measured in United States dollars. Employing such an approach, the basic causes of poverty of any given nation are seen as the low productivity of labour that is associated with low levels of physical capital (natural resources) and human capital (for example, education) accumulation and low levels of technology. The economic growth of countries is measured by the increase in output of goods and services (GDP/GNP) that occurs over a given time period, normally a year (Thirlwall, 2008).

Measuring Development as Human Development: the HDI

Development, however, is far wider than the growth of income alone. First, GDP/GNP take no account of the distribution of national wealth and output between different groups of the population, or between different regions. Further, such income-based measures do not take into account the wider well-being of people, which includes more than goods and money.

In the 1980s, it was increasingly recognized that non-economic factors are involved in the process of development. Reflecting this, in 1989, the United Nations Development Programme (UNDP) promoted the Human Development Index (HDI) as a wider measure of development. HDI data were published for the first time in 1990 in the inaugural *Human Development Report 1990* (UNDP, 1990). In the original HDI the emphasis was placed on assessing human development as a more rounded phenomenon. There was still a measure of economic standing, but this was only one of three principal dimensions identified:

- 1 **A long and healthy life** (longevity) – originally measured by life expectancy at birth in years.
- 2 **Education and knowledge** – initially measured by the adult literacy rate and the gross enrolment ratio (the combined percentage of the population in primary, secondary and tertiary education).
- 3 **A decent standard of living** – originally measured by Gross Domestic Product per capita in US dollars, as outlined above.

29

In the HDR 2010, the formula was changed somewhat and the manner in which the basic HDI is now calculated is shown in Figure 1.2.2A. The three dimensions of health, education and living standards are translated into four indicators, and these are summed to give a single Human Development Index. In the case of all the indicators, the measures are then transformed into an index ranging from 0 to 1, to allow equal weighting between each of the three dimensions.

Since 1990, the *Human Development Report* has been published by the UNDP every year. Within these reports, the HDI has been used to divide nations into what have come to be referred to as high-, middle- and

30

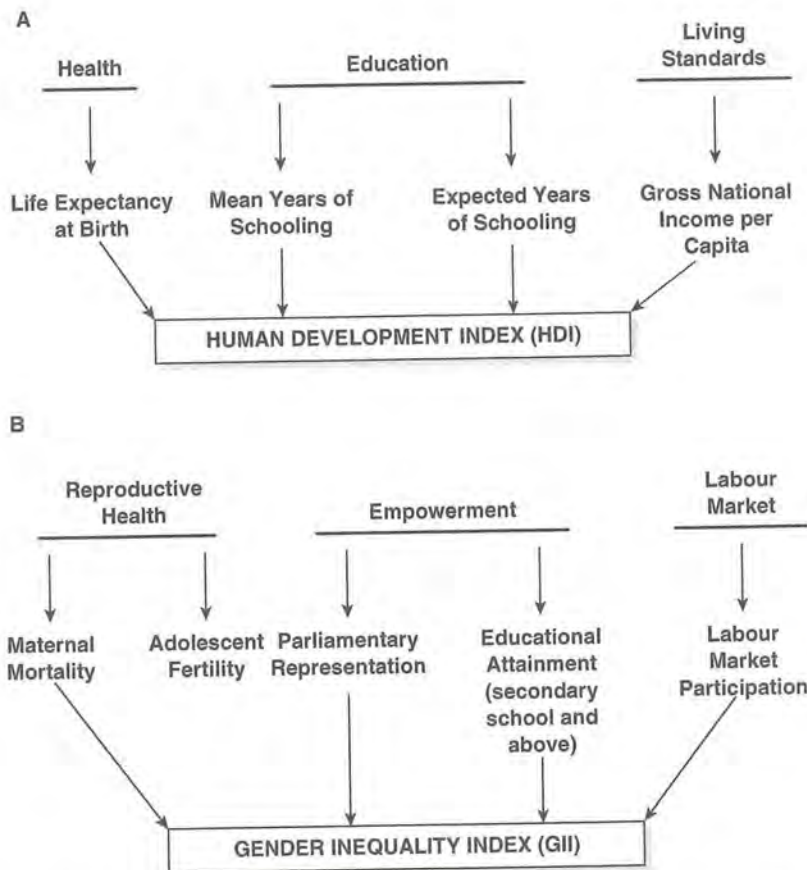


Figure 1.2.2 Calculating (A) the Human Development Index (HDI) and (B) the Gender Inequality Index (GII)

low-levels of human development. Recently, the classification has been extended to also include a 'very high' human development category. It should be stressed that the HDI is a summary and not a comprehensive measure of development. For example, over the years since its introduction various methodological refinements have been tried by the United Nations, including the Human Poverty Indices 1 and 2, the Gender-related Development Index and the Gender Empowerment Measure. These are all variations on the basic Human Development Index. In each case, additional variables were brought in to reflect the revised index. HPI 1 and HPI 2 are explained in Chapter 1.4, along with the recent development of the Multidimensional Poverty Index (MPI). In 2010, the Gender Inequality Index (GII) was introduced, looking at disparities existing between males and females over the dimensions of reproductive health, empowerment and participation in the labour force, as shown in Figure 1.2.2B.

The Worldmapper depiction of global HDI around 2009 is shown in Figure 1.2.3. The imbalance between the global North and South is shown once more, but this time it is somewhat less pronounced than in the case of GDP. Some of the features of the HDI are shown if we look at the HDI scores and associated data for a selection of countries, as displayed in Table 1.2.1. These data have been taken from the *2009 Human Development Report* (UNDP, 2009). It is noticeable that within the 'very high' human development category, Qatar shows the highest

31



Figure 1.2.3 Human Development Index (size of country shows the proportion of world human development accounted for by that country).

Source: Worldmapper map number 173 © Copyright SASI Group (University of Sheffield)

Table 1.2.1 Human Development Index Scores 2009 and Component scores for a selection of Countries classified as Very High, High, Medium and Low Human Development nations

HDI Rank (Group)	Country	HDI value	Life expectancy at birth in years	Combined gross enrolment ratio in education %	GDP per capita US \$	Difference between GDP and HDI rank
Very High						
1	Norway	0.971	80.5	98.6	53,433	4
2	Australia	0.970	81.4	114.2	34,923	20
13	United States	0.956	79.1	92.4	45,592	-4
21	United Kingdom	0.947	79.3	89.2	35,130	-1
33	Qatar	0.910	75.5	80.4	74,882	-30
37	Barbados	0.903	77.0	92.9	17,956	11
High						
39	Bahrain	0.895	75.6	90.4	29,723	-9
51	Cuba	0.863	78.5	100.8	6,876	44
64	Trinidad/Tobago	0.837	69.2	61.1	23,507	-26
66	Malaysia	0.829	74.1	71.5	13,518	-5
Medium						
87	Thailand	0.783	68.7	78.0	8,135	-5
96	Jordan	0.770	72.4	78.7	4,901	11
129	South Africa	0.683	51.5	76.8	9,757	-51
Low						
160	Malawi	0.493	52.4	61.9	761	12
169	Liberia	0.442	57.9	57.6	362	10
181	Afghanistan	0.352	43.6	50.1	1,054	-17
182	Niger	0.340	50.8	27.2	627	-6

Source: UNDP 2009: Human Development Report, 2009, Table H, pp 171-175

GDP per capita at US\$74,882 per annum, followed by Norway \$53,433 and the United States at \$45,592. Norway performs better than Qatar on the overall HDI, being the world's top ranked country by virtue of a combination of its relatively high income with a life expectancy of 80.5 years and a combined gross education enrolment of 98.6. Norway thereby ranks four places higher on the HDI than on GDP. The United States records lower scores on life expectancy at 79.1 years and on educational enrolment (92.4) and, therefore, a lower rank on HDI than on

income (-4). The high income of Qatar is offset by a somewhat lower life expectancy at 75.5 years and an educational enrolment of 80.4 per cent. Qatar, therefore, shows a 30 place differential between its HDI rank and its GDP rank. Australia, the nation with the second highest HDI score in the world, is shown to be characterized by the reverse: it has a higher HDI rank than income rank by some 20 places. Barbados has a much lower GDP per capita at \$17,956 than other countries in this class, but is ranked 37 in the world on the HDI by virtue of its enhanced rates of literacy and educational enrolment, both of which are higher than those recorded by Qatar. An argument that is quite often put forward is that countries which show relatively high incomes along with marked inequalities in income distribution (that is, high inequalities), often show lower levels of life expectancy and a range of social problems (see Chapter 1.3).

This is further implied when we look at the 'high' human development category. Nations here generally show life expectancies of between 69 and 76 years and educational enrolments of 60-90 per cent. Cuba is an interesting case, however, having a very low GDP per capita for this class at \$6,876 per annum; however, its very good health and educational records are reflected in a life expectancy of 78.5 years and a gross educational enrolment of 100.8 - levels more typical of a very highly developed nation. Thereby, Cuba's HDI rank is some 44 places higher than its rank according to GDP per capita.

Turning to the 'middle' human development group of countries, the case of South Africa shows a reverse situation to that of Cuba. South Africa shows a massive 51 difference in rank according HDI as opposed to GDP per capita. While its GDP per capita is relatively high for the category, standing at \$9,757, it records a life expectancy as low as 51.5 years, again pointing to massive socio-economic inequalities.

As would be expected, there is a greater overall agreement between GDP per capita and life expectancy and educational enrolment in respect of the 'low' human development grouping. The terrible reality is that virtually all the nations falling into this category are to be found in Africa. For the nations in this group, life expectancy at birth hovers around 50 years and is as low as 43.6 years in the case of Afghanistan. Gross educational enrolment levels of around 50 per cent are also typical of this category and are as low as 27.23 per cent in the case of Niger, the world's least developed nation according to its overall HDI score.

Measuring Development in Wider Terms Including Human Rights and Freedoms

In Chapter 1.1 the ideas of Goulet (1971) and Sen (1999), stressing the importance of self-esteem and freedoms as components of the development equation, were outlined. Such views represent specific recognition that wider aspects of development are vital, particularly those that relate to the quality of people's lives, their freedom from various inequalities, and the attainment of human rights and basic freedoms.

In Chapter 1.5 the Millennium Development Goals (MDGs), designed to steer the world to enhanced levels of development, are explained and reviewed. For each of the goals there are associated targets and detailed indicators. The indicators can be employed in order to assess the progress of nations and regions towards the goals and targets, and thereby represent measures of the wider dimensions of development, covering issues such as:

- (i) Eradicating extreme poverty and hunger – measured by the percentage of the population living on less than \$1 or \$2 per day (now \$1.25 and \$ 2.50 per day)
- (ii) Achieving universal primary education
- (iii) Promoting gender equality and empowering women
- (iv) Reducing child mortality
- (v) Improving maternal welfare
- (vi) Combatting diseases

National reports covering progress towards the MDGs are available on the UNDP website. The 94-page Report for India 2009, for example, shows in considerable detail the mixed success achieved by that nation on the 12 targets that apply to it.

In terms of basic human rights, an interesting approach is to chart the extent to which countries have ratified the six major human rights conventions and covenants (for example, the Rights of the Child, Against Torture, etc.; see Potter et al., 2008). In like vein, as noted above, the *United Nations Human Development Report 2010* introduced the HDI-derived Gender Inequality Index (GII) (see Figure 1.2.2B). The statistics input to the GII include the national female and male shares of parliamentary seats and educational attainment. The GII also includes female participation in the labour market. Thereby, the GII

represents a direct effort to measure the progress made by countries in advancing the standing of women in wider political and economic developmental terms.

KEY POINTS

- Measures of development have closely reflected the various paradigms of development that have been advanced and embraced over the years.
- GDP and GNP per capita have been used since the 1960s as measures of economic growth.
- The HDI was developed by the United Nations in the late 1980s to reflect three major dimensions of human development – longevity, knowledge and standard of living.
- The HDI can be adapted and rendered as a strongly gendered measure of development.
- Wider sets of dimensions, including those involved in the MDGs, can be used to measure the multidimensional nature of development, including social welfare issues and human rights – as in the Gender Inequality Index.

FURTHER READING

Wider aspects of the assessment and measurement of development are covered in Chapter 1 of Rob Potter et al.'s (2008) textbook, *Geographies of Development: an Introduction to Development Studies*. Further summary treatments are to be found in *Geographies of Development in the 21st Century* by Sylvia Chant and Cathy McIlwaine (2009) and *Theories and Practices of Development* by Katie Willis (2005), in both cases in the introductory Chapter 1. For the view of a development economist on issues of measuring development, a readable account is offered in 'The development gap and the measurement of poverty', Chapter 2 of Tony Thirlwall's (2006) *Growth and Development: with Special Reference to Developing Economies*. For the HDI etc., see http://hdr.undp.org/en/statistics/indices/gdi_gem/.

1.3 SPACE AND DEVELOPMENT

WHY SPACE MATTERS

An Unequal World

While there is a strong argument that in the realm of social policy the focus should be on poor people rather than poor places, this has to be evaluated against the remarkable degree to which the world can be divided into rich and poor areas, cities, regions, nations and continents. Additionally, all the available evidence shows that the world is continuing to get more uneven and unequal. Inequality across space can be seen as one of the major characteristics of the world in which we live, both within and between countries. In short, space matters as part of the development equation.

Around the world, a high proportion of people still face conditions that can only be described as far from acceptable. In August 2008, the World Bank presented a major overhaul of their estimates of the incidence of global poverty. What used to be measured as US\$1 a day was then changed to \$1.25 a day. Some 1.4 billion people live at or below this level – representing 21.7 per cent of the world's population (Table 1.3.1). This means that more people are living in poverty than was previously believed – as this was estimated at 984 million with the old measure of \$1 in 2004; however, almost half the world's population – some 3.14 billion people – live on \$2.50 a day or less (Table 1.3.1). The table also reveals that around 80 per cent of the world's population currently lives on US\$10 a day or less, amounting to a staggering 5.15 billion people in total.

The proportion of the world's population living on US\$1.25 fell by some 25 per cent between 1981 and 2005, as indicated in Figure 1.3.1A. During the same period, China's poverty fell from 85 per cent to 15.9

Table 1.3.1 Percentage of world population living at different poverty levels 2005

Poverty line \$ US per day	Percentage of world population below the poverty line	Number (billions)
1.00	13.6	0.88
1.25	21.7	1.40
1.45	26.6	1.72
2.00	40.2	2.60
2.50	48.6	3.14
10.00	79.7	5.15

Source: United Nations Development Programme, 2009

per cent. Indeed, China accounted for nearly all the world's reduction in poverty during this period. Excluding China from the figures, world poverty fell by only 10 per cent (Figure 1.3.1B).

Such statistics point squarely to the fact that inequality and highly skewed distributions of wealth and assets characterize the modern world. In 2004, a minuscule 0.13 per cent of the world's population controlled 25 per cent of the world's assets. At the same date, the

37

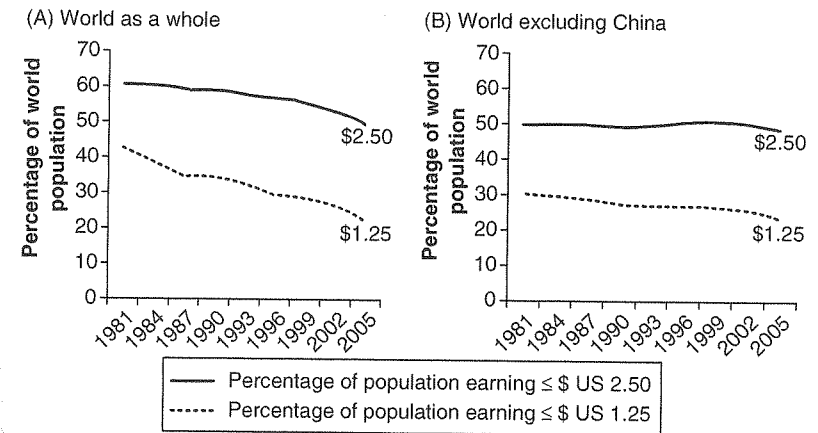


Figure 1.3.1 Proportion of the population living on less than \$US 1.25 and 2.50 for (A) the World and (B) the World excluding China, 1981–2005

Table 1.3.2 Income inequality in selected world regions

Region	Ratio of the earnings of the richest to the poorest 20 per cent of the population
Latin America and the Caribbean	20
Sub-Saharan Africa	18
Middle East and North Africa	10
East Asia and Pacific	9
High Income Nations	8
Europe and Central Asia	6
South Asia	5

Source: World Bank Development Indicators, 2008

wealthiest 20 per cent of the world's population consumed 76.6 per cent of the world's goods. And more than 80 per cent of the world's population lives in nations where income differentials are widening.

The same is true at the continental scale within the developing world, as shown in Table 1.3.2 and based on World Bank data. Inequality in high-income nations stands at around 8, measured by the ratio of the earnings of the poorest versus the richest 20 per cent of the population. This ratio is as high as 20 times in the case of Latin America and the Caribbean, and high in sub-Saharan Africa (18 times); other areas are also high, such as the Middle East and North Africa (10 times) and east Asia and the Pacific (9 times).

In addition, available data and evidence show that with greater equality, important variables like educational attainment and life expectancy are enhanced. As income and wealth inequality increase, health and social problems rise, as do the incidences of mental ill-health, drug use, child mortality, levels of imprisonment and homicide rates (in rich countries). For example in relation to homicide levels, the USA shows high inequalities and high murder rates, while Japan, Norway and Denmark illustrate the reverse.

There is a strong argument that inequalities increase social tensions at all levels in society. This gives rise to the argument that as well as having a minimum wage, for the sake of social cohesion there needs also to be a maximum wage. For example, it has recently been argued that the CEO or head of an organization should earn no more than, say, 20 times the lowest paid worker.

The Emergence of the Third World in the 1950s and 1960s

The term that has most commonly been employed to refer to spatial contrasts in development at the global scale is the 'Third World'. As with the word 'development', the term goes back beyond 1949, although not much further. The origins of the term were political, largely centring around the search for a 'third force' or 'third way' as an alternative to the Communist-Fascist extremes that dominated Europe in the 1930s. In the Cold War politics of the immediate post-war years, this notion of a third way was revived initially by the French Left, who were seeking a non-aligned path between Moscow and Washington (Worsley, 1979). It was this concept of non-alignment that was seized upon by newly independent states in the 1950s – led in particular by India, Yugoslavia and Egypt – and culminated in the first major conference of non-aligned nations, which was held in Bandung in Indonesia in 1955. Indeed, at one point 'Bandungia' appeared to be a possibility for their collective label.

It was a sociologist, Peter Worsley (1964), who played a major role in the popularization of the term 'Third World', principally via his book of that title. For Worsley the term was essentially political, labelling a group of nations with a colonial heritage from which they had recently escaped and to which they had no desire to return under the guise of new forms of colonialism, or 'neocolonialism'. Nation building was, therefore, at the heart of the project. For a while in the 1950s and 1960s, this Afro-Asian bloc attempted to pursue a middle way in international relations.

In economic terms, however, it was a different story. Almost all newly independent states lacked the capital to sustain their colonial economies, let alone expand or diversify. Most remained trapped in the production of one or two primary commodities, the prices of which were steadily falling in real terms, unable to expand or improve infrastructure and their human resources. Once Worsley had identified the common political origins of the Third World in anti-colonialism and non-alignment, he cemented this collectively through the assertion that its current bond was poverty. By the late 1960s the term Third World was in widespread use, even by its constituent states, in forums such as the United Nations (Potter et al., 2008). Conceptually, therefore, the world was firmly divided into three clusters, namely the West, the Communist bloc and the Third World.

Critiques of the Third World in the 1970s

By the early 1970s, the rather loose combination of political and economic features that constituted the Third World had already attracted criticism. The French socialist Debray (1974: 35) argued that it was a term imposed from without rather than within, although more developing nations were beginning to use the term. Anti-developmentalists consider this to be a critical point in the development process, a time when the Third World was beginning to recognize its own underdevelopment, adopting Western evaluations of its condition. Many other critics, however, also felt the term was derogatory since it implied that developing countries occupied third place in a hierarchy of the three worlds.

The main cause of the doubts that emerged during the 1970s was related to the growing political and economic fragmentation of the Third World. Ironically, perhaps the biggest impetus to the break-up of the Group of 77 non-aligned nations came from within, when the nations making-up the Organization of Petroleum Exporting Countries (OPEC) raised the price of their oil massively in 1973–74, with a second wave of price rises in 1979 following the fundamentalist revolution in Iran. Initially conceived as a political weapon against the West for its support of Israel, the oil price rise had a much greater effect on the non-oil-producing countries of the developing world, many of which were following oil-led industrial and transport development programmes. The result was a widening income gap between developing countries.

This was further reinforced by the new international division of labour in the 1970s in which capital investment – via multinational corporations and financial institutions – poured out of Europe and North America in search of industrial investment opportunities in developing countries. Most of this investment was highly selective and cheap labour alone was not sufficient to attract investment: good infrastructure, an educated and adaptable workforce, local investment funds, docile trade unions and the like were also important. The result was that investment focused on a handful of developing countries (specifically, the four Asian tigers, plus Mexico and Brazil) where GNP per capita began to rise rapidly, further stretching relative economic and social contrasts within the Third World.

The Third World in the 1980s

Nevertheless, during the 1980s a growing critique of the term 'Third World' began to emerge from the new right-wing development strategists who argued that the Third World is merely the outcome of Western guilt about colonialism, a guilt which is exploited by the developing countries through the politics of aid. In the eyes of the so-called New Right, virtually all developing countries are tainted with socialism and their groupings have invariably been anti-Western and therefore anti-capitalist, a view which has effectively been taken to task by John Toye (1987). Ironically, many Marxists also found it difficult to accept the term Third World because they regarded the majority of its constituent countries as underdeveloped capitalist states linked to advanced capitalism. Thus, in their eyes there were only two worlds, capitalist and Marxian socialist, with Marxian socialism subordinate to capitalism. Unfortunately, there was little agreement among Marxists as to what constituted the socialist Third World.

The notion of two worlds perhaps represented the most concerted challenge to the three-world viewpoint and, indeed, most of the semantic alternatives that we currently use are structured around this dichotomy, namely Rich and Poor, Developed and Underdeveloped (or less developed), North and South. And such perspectives led to the notion of dualism. The North–South labelling, in particular, received an enormous boost in popularity with the publication of the Report of the Independent Commission on International Development Issues (1980), known as the Brandt Report. As many critics have noted, the Brandt Report set out a rather naive and impractical set of recommendations for overcoming the problems of underdevelopment, relying as it did on the governments of the South to pass on the recommended financial support from the governments of the 'North' (Potter and Lloyd-Evans, 2009).

From a developmental perspective, one of the Brandt Report's major defects was its simplistic subdivision of the world into two parts based on an inadequate conceptualization of rich and poor. Some critics have claimed that this amounted to spatial reductionism of the worst kind, apparently undertaken specifically to divide the world into a wealthy, developed top half and a poor, underdeveloped bottom half – North and South, them and us – although the terms did no more than rename pre-existing spatial concepts. However, the labels North and South do seem

to be used with disturbing geographical looseness, since the South includes many states in the northern hemisphere, such as China and Mongolia, whereas Australasia comprises part of the North.

Although attention in recent years has focused on growing contrasts within the Third World itself, it has also masked the more important fact that global contrasts too are continuing to widen. In particular there has been much concern that a large number of countries, particularly in Africa, have not only failed to exhibit any signs of development but have actually deteriorated, saddled as they have been with the spiralling debts of poverty and harsh structural adjustment programmes. In this context, convergence theory could be seen as a myth. Indeed, it is arrogant to assume that the process of economic and cultural transfer is one way. The West has not merely exported capitalism to the developing world, capitalism itself was built up from resources transferred to the West from those same countries. Similarly, acculturation is not simply the spread of Gucci and McDonald's around the world; in almost every developed country, clothes, music and cuisine, together with many other aspects of day-to-day living, are permeated with influences from Asia, Africa, Latin America and the Caribbean such as bamboo furniture, curries and salsa music.

42

The Third World by Another Name?

If the Second World no longer exists, can there be a Third World? In this sense, there is little justification for retaining the term, particularly since the early commonality of non-alignment and poverty has also long been fragmented. Many commentators in the 1990s, particularly those who form part of the anti-development school, suggested that it is time for the term to be abandoned. Sachs (1992: 3), inelegantly but forcefully, stated that 'the scrapyard of history now awaits the category "Third World" to be dumped'. Yet despite such strong condemnation the term persists in common usage, even by some of those who have criticized its overall validity.

So why is the term still in use? Perhaps, as Norwine and Gonzalez (1988) have remarked, some regions are best defined or distinguished by their diversity. Despite the variations in the nature of the Third World that we have noted, most people in most developing countries continue to live in grinding poverty with little real chance of escape.

This is the unity that binds the diversity of the casual labourer in India, the squatter resident in Soweto, or the street hawker in Lima. All are victims of the unequal distribution of resources that the world manifestly exhibits. And this expression is strongly spatial in character – space matters in development.

Further, it still holds true, that there is a unity provided by colonization and decolonization. The same sort of view gives rise to the argument that 'the Third World is *SIC*', that is, it is the outcome of the forces of Slavery, Imperialism and Colonialism. It is for these sorts of reasons that some commentators still approve of the use of the term Third World, in that it stresses the historical-political and strategic commonalities of relatively poor, primarily ex-colonial countries. Virtually all Third World nations, with the notable exceptions of Thailand, Iran, parts of Arabia, China and Afghanistan, share a history of colonial rule and external domination. Thus a case can be made, on the grounds of history, for the continued use of the collective noun 'Third World'.

In this sense, in the words of Norwine and Gonzalez (1988: 2–3) the concept of the Third World is an 'extremely useful figment of the human imagination ... The Third World exists whatever we choose to call it. The more difficult question is how can we understand it and change it according to priorities set out by its own inhabitants'. Most of those students of development who continue to use the term Third World must realise, therefore, that it is not simply a semantic or geographical device, but a concept that refers to a persistent process of exploitation through which contrasts at the global, regional and national levels are growing wider.

43

KEY POINTS

- We live in a highly unequal world and it is becoming more, rather than less, unequal.
- There is a strong argument that inequalities lead to a reduction in social cohesion within society and that, further, they are linked to the generation of social conflicts.
- The origins of the label 'Third World' were originally essentially geopolitical, denoting what were mainly former colonial nations.
- Critiques of the concept of the Third World appeared from the early 1970s and gave rise to new forms of dichotomous thinking, not least Rich and Poor, Developed and Underdeveloped and North-South.

- There is an argument that the Third World exists whatever we choose to call it. Other descriptors include Poor countries, former colonies and non-aligned nations.

FURTHER READING

The Global Issues website, 'poverty around the world', offers a useful introductory account to statistics summarizing the major inequalities that characterize the contemporary world: www.global.issues.org/article/4/poverty-around-the-world. Interested readers will also benefit from consulting the Worldmapper website for a wide array of maps showing all too clearly global inequalities. For more academic treatments consult Sylvia Chant and Cathy McIlwaine's *Geographies of Development in the 21st Century: an Introduction to the Global South* (2009), where spatial meanings and connotations are covered in the first part of Chapter 1; and Potter et al.'s *Geographies of Development* (3rd edition), has a section covering 'Spatialising development: the Third World/Developing World/Global South/Poor Countries', in Chapter 1 (pp. 22–32).

1.4 DEFINING AND MEASURING POVERTY

Poverty: Basic Concepts and Definitions

In recent years, numerous commentators have emphasized that poverty reduction and poverty alleviation strategies must be placed at the very core of development practice. For example, in the early 1990s, the World Bank's policies were regarded as giving rise to what was described as the 'New Poverty Agenda'. In the same context, in 1999 'Poverty Reduction Strategy Papers' were introduced as a vital policy instrument in respect of 'Heavily Indebted Poor Countries'.

The simplest conceptualization of poverty is that it represents a lack of money and income. Proponents of this view point to the high correlation that generally exists between income and other measures of social and economic well-being, such as health and education. But just like the definition of development itself, while income and money are important components, poverty needs to be seen as multidimensional. White (2008) notes that as well as income and consumption, factors such as health, education, social life, environmental quality, and political and spiritual freedoms are all vital components of poverty and that deprivation in respect of any one of these may be regarded as giving rise to poverty.

As noted by White (2008), studies have shown that relatively poor people themselves often assess dimensions other than income as being of considerable importance in assessing poverty levels. A well-known study carried out by Jodha (1988) showed how the welfare of poor Indians had increased by measures they themselves viewed as important. These improvements included wearing shoes and occupying accommodation separate from livestock. However, surveys showed that during the same period as these improvements had been occurring the incomes of the poor had actually fallen, showing clearly how factors other than income have a direct bearing on poverty. As UNDP (2009) has stressed, viewed in this manner, poverty means that opportunities

and choices basic to human development are not available to those experiencing it. Such a view links to the definition of poverty as a lack of power and access in the marketplace, including education, employment, housing and health. The occurrence of a number of linked disadvantages gives rise to the concept of cumulative or multiple deprivation, where lack of power in one arena leads to a consequent lack of power in others.

Absolute and Relative Poverty, Entitlements and Vulnerabilities

In Chapter 1.3 we noted that, while globally the average level of poverty is reducing, the difference between the incomes of the rich and the poor is getting wider. This represents a situation where while absolute poverty is decreasing, relative poverty is increasing.

Viewing poverty purely in terms of income suggests economic growth as the route to poverty reduction. If a multidimensional view is taken, then poverty alleviation requires targeted social policies. A good example of this relates to changing views of poverty. Sen (1984) argued that to understand poverty, malnutrition and starvation, it is necessary to think in terms of what may be referred to as entitlements. These refer to the resources that the poor can access to withstand short- and long-term food crises. Entitlements include income, ownership of wider resources, and access to public goods such as health care along with other basic services (Thirlwall, 2006; Chant and McIlwaine, 2009). Malnutrition involves a lack of access to food, but this does not depend solely on whether food is available. It is also a reflection of people's entitlements to food. Groups may go short of food not because food is unavailable, but because their entitlement to it has been impaired. From this perspective, famine results from a rapid decline in the entitlements of various groups to the local food supply.

Sen cites the example of the Great Bengal Famine in 1948, which mainly affected fishermen, agricultural labourers and transport workers. In this famine, demand for the services of these workers declined while, at the same time, the demand for labour in urban areas was serving to push up the price of the staple foodstuff: rice. This illustrates people can become too poor to afford the food that is actually available. At the global level, there has always been enough food to feed the people

of the world, but this has not been true locally – that is, entitlements have not been met, representing a situation of food insecurity. These conditions etch out a situation where the vulnerabilities of certain poor groups become all too apparent. In other words, the vulnerable poor sometimes face famine even when food is plentiful.

Measuring Poverty

GNP/GDP per capita as measures of goods and production per head of the population can be taken as aggregate measures of income poverty within particular territories or nations. However, the most straightforward measure of income poverty is the headcount. This is the percentage of the population that falls below a stipulated poverty line. To calculate this, the poverty level or line first has to be defined.

We can now look at income poverty for broad continental divisions of the developing world (see Table 1.4.1). In this the frequently employed poverty measure of the percentage of the population living below an income of US\$1.00 per day is used as the poverty line. The headcount figures show that nearly 50 per cent of the population of sub-Saharan Africa is living below this poverty line and that the region has shown no real improvement since 1990. On the other hand,

Table 1.4.1 Percentage of the total population living on less than \$1 per day, 1990, 1999 and 2005 by major region in the developing world

Region	1990	1999	2005
Sub-Saharan Africa	57	58	51
Southern Asia	49	42	39
South-Eastern Asia	39	35	19
Eastern Asia	60	36	16
Latin America and the Caribbean	11	11	8
Western Asia	2	4	6
Comm. of Ind. States of S Asia	3	8	5
North Africa	5	4	3
Transition Countries of SE Europe	0.1	2	1
<i>Developing Regions</i>	42	31	25

Source: United Nation Development Programme, 2009

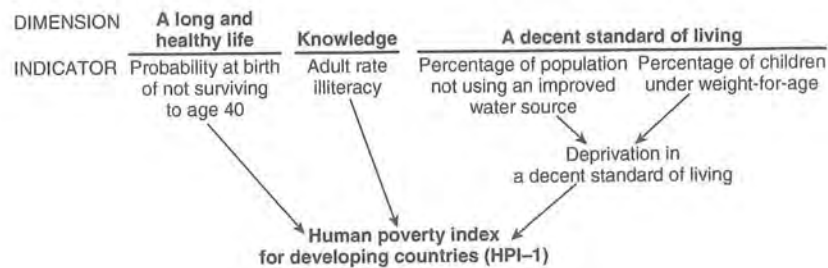
the poverty headcount for Eastern Asia has declined markedly since 1990, to its present level of less than 16 per cent, having stood as high as 60 per cent in 1990.

A specific measure of some of the wider aspects of multidimensional poverty is provided by the Human Poverty Index (HPI), developed by the United Nations Development Programme (UNDP) as an extension of the HDI since the 1990s and used through to 2010. Accordingly, the HPI concentrated on measuring deprivation with respect to the three essential elements used to assess the original HDI: a long and healthy life, knowledge and a decent standard of living (see Figure 1.4.1).

First, the health dimension was measured by the probability at birth of not surviving to 40 years of age. Secondly, education was measured by the adult literacy rate. Thirdly, the income component was measured

48

A HPI-1



B HPI-2

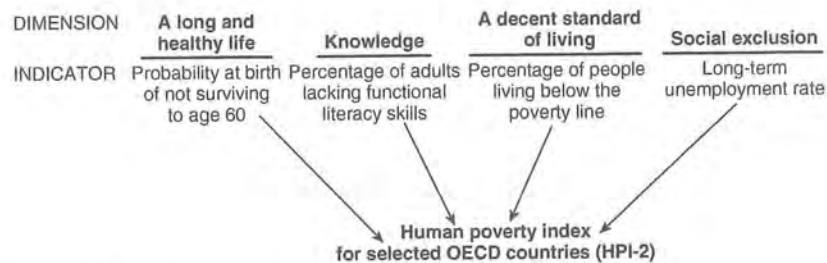


Figure 1.4.1 Calculating (A) the Human Poverty Index 1 (HPI-1) and (B) Human Poverty Index 2 (HPI-2)

by the unweighted average of the percentage of the population without access to safe water and the percentage of underweight children for their age group. This was referred to as the HPI-1 and it was used for developing countries (see Figure 1.4.1A). The HPI-2, shown in Figure 1.4.1B, was used in relation to developed nations. A long and healthy life was measured by the probability at birth of not surviving to the age of 60. To this were added a measure of functional literacy, the percentage of the population that exists below the poverty line, and the long-term unemployment rate. Together these variables provided a wider measure of the multidimensional aspects of poverty.

The nations of the world are shown proportional to their scores on the Human Poverty Index in Figure 1.4.2, reproduced from the Worldmapper series. The extreme concentration of poverty in Africa, the Indian sub-continent and, to a lesser extent, parts of Asia, is clear from this figure. Figure 1.4.3, which summarizes the global incidence of girls not attending primary school, shows an even stronger rich world–poor world division (see also Chapters 1.2 and 1.3).

In July 2010 it was announced that the HPI, used in annual *Human Development Reports* since 1997 would be supplanted by a new measure, the Multidimensional Poverty Index (MPI). The MPI has been developed by the UNDP in conjunction with the Oxford Poverty and Human Development Initiative (OPHI) and is being used from the

49



Figure 1.4.2 Human Poverty (size of country shows the proportion of the total world population living in poverty in that country).

Source: Worldmapper map number 174 © Copyright SASI Group (University of Sheffield)

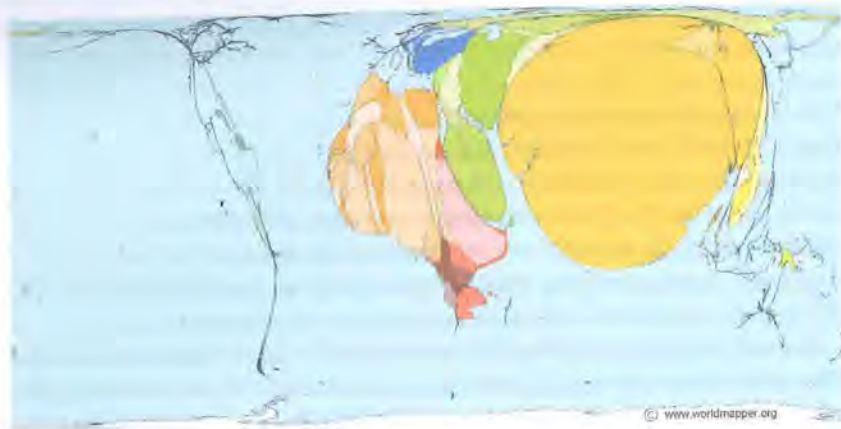


Figure 1.4.3 Girls not attending primary school (size of country shows the proportion of the total world female population not attending primary school in that country).

Source: Worldmapper map number 201 © Copyright SASI Group (University of Sheffield)

50

twentieth anniversary edition of the UNDP *Human Development Report* published in October 2010. The MPI assesses a range of critical factors, each held to be associated with the incidence of critical forms of deprivation at the household level, as listed in Table 1.4.2. Like the HDI and HPI, the starting point for the MPI is the three key dimensions of education, health and standard of living (Table 1.4.2). The dimension of education is reflected by the two indicators of years of schooling and school enrolment. Secondly, the health dimension is measured by nutrition and child mortality. Thirdly, standard of living is summarized by a range of factors, rather than income alone. These include the presence of electricity, adequate sanitation, drinking water, flooring material, cooking fuel and the ownership of assets (Table 1.4.2). The MPI promises not only to reflect more factors in assessing poverty, but it will also measure conditions right down to the material conditions that people face on a daily basis. The data can, of course, subsequently be aggregated up to the regional and national levels from the household data. The approach has already been employed at the national scale in the case of Mexico, for example, and promises to render a finer-grained multidimensional assessment of poverty.

Table 1.4.2 Definition and Measurement of the Multidimensional Poverty Index (MPI) at the Household level

Dimension	Indicator	Definition/measure of deprivation
Education:	Years of Schooling	Deprived if no member has completed 5 years of schooling
	School Enrolment	Deprived if any school-aged children are not attending school
Health:	Nutrition	Deprived if any adult or child is malnourished (on information available)
	Child Mortality	Deprived if any child has died in the family
Standard of Living:	Electricity	Deprived if the household has no electricity
	Sanitation	Deprived if the sanitation facility is not improved according to the MDG guidelines, or if improved but shared
	Water	Deprived if there is no access to clean drinking water according to MDG guidelines, or clean water is over 30 minutes' walk from the home
	Floor	Deprived if the floor is dirt, sand or dung
	Cooking Fuel	No details given
	Asset Ownership	No details given

Source: UNDP, 2010

51

KEY POINTS

- Many regard poverty reduction as the principal focus of development practice in the twenty-first century.
- Poverty may be defined in simple terms as a lack of income and the consequent lack of goods and services that can be obtained.
- It is generally agreed, however, that it is more fitting that poverty should be defined in multidimensional terms. This is because poverty involves non-economic factors, including health, education, housing, social conditions, quality of life, environment quality and wider freedoms.

- Income poverty can be defined by the poverty headcount, for example, the proportion of the population living on less than US\$1.25 per day.
- The Human Poverty Index (HPI-1 and 2), a development of the United Nations' HDI, is an effective measure of a wider set of indicators reflecting poverty. In 2010 it was superseded by the Multidimensional Poverty Index (MPI) as a wider multidimensional assessment of poverty.

FURTHER READING

Howard White's (2008) essay on 'The measurement of poverty', in Desai and Potter's *Companion to Development Studies* (2008) provides a good overview of poverty concepts, measures of poverty and a brief survey of 'dollar a day' estimates of poverty for the regions making up the developing world. Good data are given year by year for regions of the developing world in the United Nations Development Programme's (UNDP) *Human Development Reports*, which can be downloaded from the UNDP website (www.undp.org).

1.5 THE MILLENNIUM DEVELOPMENT GOALS

TARGETING DEVELOPMENT

The Origins and Nature of the Millennium Development Goals

In Chapter 1.2 it was noted that what are referred to as the Millennium Development Goals (MDGs) can be regarded as representing a hands-on approach to monitoring global and regional development targets that have been promoted since 2000. The goals aim to map out what needs to be done in order to work towards a more equal world at the beginning of the twenty-first century. Thus, reflecting the enormous magnitude of the inequalities that characterize the contemporary world, the intention to do something about it exists in the form of an agreed international set of development targets – the Millennium Development Goals – to which the 192 United Nations member states and approximately 23 international organizations committed their support at the start of the Millennium.

In fact, the MDGs were formally adopted at the General Assembly of the United Nations held in New York on 18 September 2000, a meeting that was referred to as the United Nations Millennium Summit (Rigg, 2008). But the targets had first been enumerated by the Organization for Economic Cooperation and Development (OECD) in a document entitled *Shaping the Twenty-First Century* (OECD, 1996), and were strongly supported in the United Kingdom by the Department for International Development (DFID) as the International Development Targets (see, for example, the United Kingdom White Paper, DFID, 2000b).



Contents lists available at [ScienceDirect](#)

Annals of Tourism Research

journal homepage: www.elsevier.com/locate/atoures



Review Article

Muslim world and its tourisms

Jafar Jafari^{a,*}, Noel Scott^b

^a School of Hospitality Leadership, University of Wisconsin-Stout, Menomonie WI 54751, USA

^b School of Tourism University of Queensland St Lucia, 4072, Australia

ARTICLE INFO

Keywords:

Islam
Muslim tourism
culture
religion
pilgrimage
appropriate development

ABSTRACT

The study of tourism in the Muslim world can be about religious topics such as *hajj* and pilgrimage, but it actually means and involves much more. Because religious life and secular life in Islam are closely intertwined, study of its tourism is also partly about its worldview and culture as well as a means of reflecting on Western concepts of travel and hedonistic tourism. This review article introduces selected aspects of Islam to non-Muslims and reviews the tourism literature to identify themes and areas for further research. In addition to scholarly goals, an understanding of the patterns and requirements of the growing numbers of Muslim travellers is of practical importance for the tourism industry. Significantly, the Muslim world provides opportunities for studying differences in policy and development decisions that can offer new insights and inform tourism by providing alternative perspectives.

© 2013 Elsevier Ltd. All rights reserved.

INTRODUCTION

The aim of this review article is to encourage the discussion of Islam and tourism, a topic that involves both religious and secular issues, of global significance and of academic and practical importance in this field. Within the tourism literature spirituality and pilgrimage have been central themes and indeed may have been historically the impetus and origin for what is today called tourism. Yet while clearly noteworthy, often these topics are discussed without reference to a particular faith; there is an implicit assumption that the study spirituality or pilgrimage does not require a detailed understanding of the religion in which they are embedded and which gives them meaning. Further, this body of work does not discuss the effects of a religion on secular tourism development priorities or the non-pilgrimage travel behaviour by that faith's adherents. This article therefore seeks to draw

* Corresponding author.

E-mail address: jafari@uwstout.edu (J. Jafari).

together a fragmented literature at the intersection of Islam and tourism and provide a reference point for the growing number of scholars whose work examines this potent research theme.

The study of Islam in particular is important, as in the Islamic faith, the boundaries of the spiritual and secular are transcended. The holy book *Qur'an* provides guidance in all aspects of human activity, so religion influences the direction of tourism choices that both individuals and governments are making about alternative forms of its development and practice. This unifying tendency is also found in the concept of *ummah* (a world community) and sharing of a number of widely held tenets (Hodge, 2002). However, the study of Islam (or of any world faith) must also be seen in local contexts—as a type of “glocalization” (Robertson, 1994; Salazar 2005)—as a religion’s ideology and practice are elaborated, understood, and subsequently reproduced in particular places (Eickelman, 1982) and communities (Eickelman & Piscatori, 1990). The development of Islam in any country or region has been affected by numerous historical, ethnic, economic, and political factors.

This multi-patterned fabric of similarity and diversity is reflected in a number of branches of Islam of which the most numerous are *Sunni* and *Shia*. Uniting all Muslims, however, are five pillars or basic spiritual duties: declaring one’s complete faith that *Allah* (God) is the only Supreme Being and Muhammad is the messenger of *Allah*; performing five prayers a day; donating 2.5% of annual income through *zakat* (a charity tax to help the needy); fasting (which includes no eating, drinking, nor intimacy) during the daytime in Ramadan; and making a pilgrimage to Makkah (Muhammad’s birthplace) at least once in a person’s life if one is able. Beyond these duties, there is diversity among individuals who self-identify as Muslims (Smolicz, 1981). Thus, within the global Muslim community there is diversity from the blending of religion, culture, politics and historical influences. The Muslim world embodies both a common set of religious beliefs as well as a complexity that rewards investigation and rejects any simple label or categorization. This is reflected, as signalled in the title of this article, by a variety of tourisms: located between admission and rejection of tourism involving lifestyle and behaviour that is forbidden to Muslims, and between pious or pleasurable travel by adherents.

This multi-patterned fabric of similarity and diversity may be unfamiliar to some readers, and so the discussion begins with a brief history of Islam (the religion) and its followers (Muslims), and some of the central tenants of the faith. It is written for a global audience and thus initially discusses some aspects of common knowledge to Muslims but not necessarily known amongst others. While it is likely that non-Muslim readers are aware of the *hajj* as a pilgrimage undertaken to Makkah in the Kingdom of Saudi Arabia, for many the history of Islam, as well as today’s population size and geographical extent of its followers may be unfamiliar. Thereafter, studies of travel by Muslims and that of non-Muslims in Islamic countries are discussed. This discourse identifies a rich, expanding body of knowledge, a number of themes and areas for further research.

MUSLIM TOURISMS: UNITY AND DIVERSITY

Islam began in western Arabia with the preaching of the prophet Muhammad ca. 570–632 CE (CE is an abbreviation for Common Era for recording dates, so 2013 CE is 1434 after Hegira, abbreviated as AH in Islamic writing or countries). During his life, Mohammad was able to unite virtually the whole of the Arabian Peninsula under Islam. After his death, it expanded north into Syria (636 CE), east to Persia and beyond (636 CE), west into Egypt (640 CE), and then to Spain and Portugal (711 CE) (Donner, 2004). Dissention about the procedure for choice of the Muslim *caliph* (leader) led to the proclamation of a rival *caliph* in Damascus in 661 CE, and the establishment of the Shi’ite faith (Donner, 2004). Islam arrived in the area known today as Pakistan in 711 CE, when the Umayyad dynasty sent a Muslim Arab army which conquered the north-western part of Indus Valley from Kashmir to the Arabian Sea (Esposito & Donner, 1999). Today, most Muslims worldwide are Sunni, but Shi’ites constitute the majority of the population in Iran as well as millions in Afghanistan, Azerbaijan, India, Iraq, and Pakistan.

This expansion brought Islam into contact with Christian Europe in a number of border areas. In the Levant, Seljuk Turks defeated the Byzantine army in 1071 CE and cut off Christian access to Jerusalem, leading to a series of religiously motivated crusades from 1095 to 1272 CE. The Ottoman Empire expanded into the Balkan area, taking present day Greece, Bulgaria, Romania, Albania, Serbia, Macedonia,

Montenegro, Bosnia, and Hungary. The Ottomans laid siege to Vienna in 1683 CE but were defeated; from 1699 to 1913 CE, wars and insurrections pushed the Ottoman Empire back until it reached the current European border of present-day Turkey. On the Iberian Peninsula, a similar pattern of conflict culminated when Muslim-controlled Granada surrendered in 1491 CE.

Although expansion through war was important to the spread of Islam, trade was also a significant factor especially in East Africa, India, Malaysia, Indonesia, and China. Numerous Muslim merchants, usually of Arab and Persian origins, established trading colonies particularly along the west coast of India. These outposts were important catalysts for the conversion to Islam of many (Donner, 2004). Arab merchants established a colony in eastern Sumatra in the 7th century (Gardet, 2005). The trading port of Malacca—which controlled a crucial shipping lane through the narrow strait separating Malaya and Sumatra—had a Muslim ruler by the early 15th century. In both cases, the wealth and commercially-based assertiveness of these trading cities resulted in the spread of Islam to neighbouring areas (Donner, 2004). The writings of Ibn Battuta about his travels throughout Asia and Africa between 1325 and 1354 CE provide an informative view of the 14th century Muslim world (Inayatullah, 1995).

More recent European expansion and establishment of colonies in North Africa in general, Egypt, Kenya, India, Indonesia, and so on imposed the control of various European countries upon Muslim populations. This colonialist/imperialist period varies for each country. In Egypt, for example, it occurred between 1798 CE with invasion by the French and 1952 CE with the end of British rule (Nasser, 2007). This occupation led to colonial interaction and development of transport and accommodation and travel by Europe's cultural elite; Thomas Cook and Son contributed to the development of tourism to the Levant in the second half of the 19th century (Guillot, 2007; Hunter, 2003). After World War II, independence from these colonial powers, introduction of jet aeroplanes, and a need for economic development led many former colonies to develop tourism in their countries. These factors and others have interacted to produce a variety of development paths for tourism across the Muslim World.

Muslim Peoples

It is estimated that in 2010 there were 1.6 billion people who self-identify as Muslims, representing 23.2% of an estimated 2010 population of 6.9 billion (or one out of every five person in the world). More than 61% of Muslims live in the Asia-Pacific region and about 20% in the Middle East and North Africa (Pew Research Centre, 2012). In 2010, five of the 10 countries with the largest Muslim populations were in Asia: Indonesia (209 million), India (176 million), Pakistan (167 million), Bangladesh (133 million), and Iran (74 million). Of the remaining five, three were in North Africa (Egypt, Algeria, and Morocco), one in Europe (Turkey), and one in Sub-Saharan Africa (Nigeria). Russia, China, and the United States also have a sizable Muslim population. The world's Muslim population is projected to grow by about 35% between 2010 and 2030 to 2.2 billion. A map of the distribution of Muslims and the 2010 population of larger countries (most recent reliable figures) are given in Figure 1 and Table 1. The past or future numbers of Muslims in the world does not reflect the degree to which this population actively practice its faiths or how religious its members are or will be.

Qur'an

Any discussion of tourism in Islam requires an understanding the central role of the *Qur'an*—a book that for Muslims around the world contains the written words of God. Islam is based on concepts of human well-being and a good life which stress “brotherhood” and socioeconomic justice. This requires a balanced satisfaction of both the material and spiritual needs of all humans (Rice & Al-Mossawi, 2002). The Islamic faith is articulated in the *Qur'an*; God's word was revealed to many, including Adam, Moses, and Jesus who are also revered by followers of the other faiths as well as Muslims. In the Islamic world, adherents must follow many rules in order to gain merits and access to divine reality, with the religion meant as an integral part of daily life.



Fig. 1. Distribution of Muslim Population by Country and Territory Source: Pew Research Center, “Mapping the Global Muslim Population: A Report on the Size and Distribution of the World’s Muslim Population,” © 2009, <http://www.pewforum.org/mapping-the-global-muslim-population.aspx>. Only countries with more than 1 million Muslims are shown.

Shari’a

Some scholars in Western society may take for granted the separation of religious beliefs and legal and political systems, but this duality is not universal. Indeed the degree of interrelationship among religion, politics, and the law varies greatly from China where religion and political law are completely separate, to the Kingdom of Saudi Arabia where “church and state” are based on Islamic law. Muslims, in gratitude for God’s mercy and compassion, seek to follow the straight path of His precepts: the *shari’a*, derived from the *Qur’an*; and the *hadith*, the recorded collections of the sayings of the Prophet (Esposito & Donner, 1999). To a Muslim, there is an ethical quality in every human action, characterised by *husn* (beauty, suitability) versus *qubh* (ugliness, unsuitability). This ethical quality is not such as can be perceived by human reason; instead, is dependent on divine revelation. Thus, all human actions are subsumed under five categories: as commanded, recommended, left legally indifferent, reprehended, or else prohibited. It is only the middle category (things that are legally indifferent) for which there is any scope for human legislation. However, because Islamic law deals with the whole of human conduct, it covers matters that Western people would not consider law at all. Islamic doctrine determines what foods and drinks are legal or *halal* (permitted) and may be consumed by Muslims, the way to dress, entertainments to enjoy, and ways to live or behave.

As Islamic society developed the process of interpreting its two primary sources of law—the *Qur’an* and the *hadith*—to address new situations fell to scholars and led to a body of work called *fiqh*. *Fiqh* covers all aspects of law, including religious, civil, political, constitutional, and procedural law. A number of different traditions of thought regarding *fiqh* developed and today there may be different interpretations held by modernists, traditionalists, fundamentalists, and adherents to different schools of Islamic teaching and scholarship (Schacht, 1959). Therefore, while *shari’a* provides guidance for all aspects of life (Hodge, 2002), the manner in which it is interpreted and practiced depends on a number of factors. Important among them is the status of *shari’a* with respect to a country’s legal system. In some Muslim-majority countries, *shari’a* is limited to personal and family matters (Turkey), some have blended systems (Indonesia, Morocco, Pakistan), and some use *shari’a* only (Saudi Arabia). In some countries, political Islamist movements may seek to introduce *shari’a* as part of their ideology (Shepherd, 1987).

Table 1
Muslim Populations of the World (Countries over 1,000,000 Muslims)

	Estimated 2009 Muslim Population	Percentage of the population that is Muslim	Percentage of world Muslim Population		Estimated 2009 Muslim Population	Percentage of the population that is Muslim	Percentage of world Muslim Population
Asia-Pacific	972,537,000	24.10	61.9	Tunisia	10,216,000	99.5	0.7
Afghanistan	28,072,000	99.7	1.8	United Arab Emirates	3,504,000	76.2	0.2
Azerbaijan	8,765,000	99.2	0.6	Yemen	23,363,000	99.1	1.5
Bangladesh	145,312,000	89.6	9.3	Sub-Saharan Africa	240,632,000	30.10	15.3
Burma (Myanmar)	1,889,000	3.8	0.1	Benin	2,182,000	24.4	0.1
China	21,667,000	1.6	1.4	Burkina Faso	9,292,000	59	0.6
India	160,945,000	13.4	10.3	Cameroon	3,498,000	17.9	0.2
Indonesia	202,867,000	88.2	12.9	Chad	6,257,000	55.8	0.4
Iran	73,777,000	99.4	4.7	Eritrea	1,854,000	36.5	0.1
Kazakhstan	8,822,000	56.4	0.6	Ethiopia	28,063,000	33.9	1.8
Kyrgyzstan	4,734,000	86.3	0.3	Gambia	1,625,000	~95	<1
Malaysia	16,581,000	60.4	1.1	Ghana	3,787,000	15.9	0.2
Nepal	1,231,000	4.2	0.1	Guinea	8,502,000	84.4	0.5
Pakistan	174,082,000	96.3	11.1	Ivory Coast	7,745,000	36.7	0.5
Philippines	4,654,000	5.1	0.3	Kenya	2,793,000	7	0.2
Sri Lanka	1,711,000	8.5	0.1	Malawi	1,955,000	12.8	0.1
Tajikistan	5,848,000	84.1	0.4	Mali	12,040,000	92.5	0.8
Thailand	3,930,000	5.8	0.3	Mauritania	3,261,000	99.1	0.2
Turkey	73,619,000	~98	4.7	Mozambique	5,224,000	22.8	0.3
Turkmenistan	4,757,000	93.1	0.3	Niger	15,075,000	98.6	1
Uzbekistan	26,469,000	96.3	1.7	Nigeria	78,056,000	50.4	5
Middle East-North Africa	315,322,000	91.20	20.1	Senegal	12,028,000	96	0.8
Algeria	34,199,000	98	2.2	Sierra Leone	4,059,000	71.3	0.3
Egypt	78,513,000	94.6	5	Somalia	8,995,000	98.5	0.6
Iraq	30,428,000	~99	~2	Tanzania	13,218,000	30.2	0.8
Israel	1,194,000	16.7	0.1	Uganda	3,958,000	12.1	0.3
Jordan	6,202,000	98.2	0.4	Europe	38,112,000	5.20	2.40
Kuwait	2,824,000	~95	<1	Albania	2,522,000	79.9	0.2
Lebanon	2,504,000	59.3	0.2	Bosnia- Herzegovina	1,522,000	~40	<1
Libya	6,203,000	96.6	0.4	France	3,554,000	~6	<1
Morocco	31,993,000	~99	~2	Germany	4,026,000	~5	<1
Oman	2,494,000	87.7	0.2	Kosovo	1,999,000	89.6	0.1
Palestinian territories	4,173,000	~98	<1	Russia	16,482,000	11.7	1
Qatar	1,092,000	77.5	0.1	United Kingdom	1,647,000	2.7	0.1
Saudi Arabia	24,949,000	~97	~2	Americas	4,596,000	0.50	0.30%
Sudan	30,121,000	71.3	1.9	United States	2,454,000	0.8	0.2
Syria	20,196,000	92.2	1.3	World	1,571,198,000	22.90	100.00%

On an individual level, the degree to which one adheres to the five pillars or *shari'a* may indicate the salience of religion in their lives. However, some general values are widely espoused; the family is highly esteemed, the concept of lifelong singleness is foreign to Islam, and divorce (although permitted) is strongly discouraged. Community is closely related to family and to the *ummah* (Hodge, 2002). According to Islamic thought, virtue and morality provide the foundation for human happiness and modesty, particularly around members of the opposite sex, is a widely affirmed value. The manner in which modesty is expressed varies by the culture of origin, local Islamic norms, the interpretation of the *shari'a*, and personal preferences. Muslim women express their modesty through the practice of *hijab* (head, face, or body covering ranging from wearing a head scarf to veiling to covering the whole body).

Travels by Muslims

Religiously inspired travel is an important theme in the tourism literature, evidenced in studies such as *Tourism and Religion* (Vukonic, 1996), *Intersecting Journeys: The Anthropology of Pilgrimage and Tourism* (Badone & Roseman, 2004), *Christian Tourism to the Holy Land* (Collins-Kreiner, Kliot, Mansfeld, & Sagi, 2006), *Tourism, Religion and Spiritual Journeys* (Timothy & Olsen, 2006), *Religious Tourism and Pilgrimage Management* (Raj & Morpeth, 2007), and *Religious Tourism in Asia and the Pacific* (World Tourism Organisation, 2011). However, these books pay limited attention to the differences among religious travellers, yet clearly religious beliefs influence and direct their adherents to travel to particular sites and influence their attitudes and behaviour (Poria, Butler, & Airey, 2003b), perceptions (Asbollah, Michael, & Lade, 2012), and perhaps emotions (Raj, 2012) at those sites. Therefore, trends in forms of religious tourism may vary between adherents of different faiths and global patterns such as those presented by Rinschede (1992) may be better analysed by individual religion. Similarly, conclusions such as “there remains a tension between the need to accommodate the wishes of those who seek to use the particular sites as places of worship and those who visit not as pilgrims but as sightseers” (Woodward, 2004, p. 185) may apply to some churches and cathedrals in Europe but not to Makkah. Indeed, as Woodward (2004, p. 184) notes, “[the] fundamental role of hajj in Islam means that the tangible built heritage of Makkah has always come second”, reflecting a different priority to sites such as Canterbury Cathedral. Hence, there is some justification for focus on particular religions such as Islam.

Hajj and Other Religious Travels

An important reason to study Islam and tourism is that it provides one of the largest examples of religious pilgrimage today. Tourism and Islam “naturally” fit together, as the latter “expects” pilgrimage by its adherents to Makkah. As already noted, *hajj*—the central pilgrimage—is a journey obligatory for every Muslim who has reached the age of puberty and is of sound mind, and this must be performed at least once in one’s life provided that he or she is physically capable and has the means to do so. Some Muslims do not see *hajj* as tourism but a religious duty. *Hajj* is a highly ordered activity involving financial and spiritual preparation, conduct of a series of rituals in Makkah, and a return to one’s community with the title of *hajji* (Aziz, 2001; Timothy & Iverson, 2006). *Hajj* pilgrimage from countries in South East Asia (Metcalfe, 1990), such as Malaysia (McDonnell, 1990), involves significant mass movements of travellers and is a major logistical undertaking. Miller (2006) provides an interesting account of the recent history of the business of transporting *hajj* pilgrims to Jeddah. With the development of air travel, the volume of pilgrims has grown rapidly, leading Saudi Arabia to expand the infrastructure in Makkah (Woodward, 2004) and at the same time, because of the high demand, impose quota for various countries (Ahmed, 1992), including implementation of actions to reduce the effects of crowding (Henderson, 2011).

In 2012, 3.16 million adherents were officially reported to have made this pilgrimage, with around 1.76 million of these from countries other than the Kingdom of Saudi Arabia (Royal Embassy of Saudi Arabia, 2012). This is probably a low estimate as it does not take into account unregistered pilgrims. This annual event is organized by the Saudi Ministry of Hajj, with the number of pilgrims from each country issued visas proportional to its Muslim population. What is often overlooked is that Saudi Arabia handles this impressive volume of arrival, accommodation, and departure in a short period of about two weeks (the length of *hajj*). In addition, each year (outside the *hajj* period) millions choose to undertake *umrah*, the lesser pilgrimage, or *ziarah* which may be performed all year round. In 2011, there were around 9.2 million such trips for religious purposes in Saudi Arabia and total direct receipts from all religious tourists (*hajj*, *umrah*, and *ziarah*) was around \$10.7 billion (SR 40.1 billion).

The *hajj* provides an intense personal experience (Digance, 2006). According to Haq and Jackson:

In Western religions, pilgrimage is a vestigial tradition, a quaint, folkloric concept commonly reduced to metaphor. Among Muslims, on the other hand, the *hajj* embodies a vital experience for millions of new pilgrims every year. In spite of the modern content of their lives, it remains

an act of obedience, a profession of belief, and the visible expression of a spiritual community. For a majority of Muslims the *hajj* is an ultimate goal, the journey of a lifetime (2009, p. 144).

The *hajj* is a journey that creates a shared understanding of the core of Islam across age, gender, social status, and race (Metcalf, 1990). Studies of particular groups such as women (Asbollah et al., 2012) or Australian and Pakistani pilgrims (Haq & Jackson, 2009) during *hajj* emphasise spiritual discovery as the predominant outcome. As well, pilgrimage has been studied to provide evidence of concepts such as “communitas” (Turner & Turner, 1978) and “the gaze” (Urry, 1990). Delaney (1990) provides an ethnographic account of travel by Turkish migrants returning to Turkey, characterising it as a type of symbolic pilgrimage similar to the *hajj* and different in nature to the experiences of Moroccan nationals visiting their mother country (Wagner & Minca, 2012). This study highlights that the symbolism of travel for Muslims is different to that of non-Muslims. Some differences in the perceptions of the *hajj* experience by different nationalities have been documented (Eid, 2012). The *hajj* is a central feature of Islam and therefore provides meaning both in itself and in other aspects of the Muslim world.

Apart from *hajj* and *umrah* to Saudi Arabia, Muslims may also choose to take other religiously-inspired trips (Din, 1989) known as *ziarat* (Bhardwaj, 1998), to visit local or regional shrines (Bhardwaj, 1998) or to travel for *rihia* (in search of knowledge). For Shi’ites, pilgrimage to the tombs of the *Imams* and their immediate descendants and close associates (known as *Imamzadeh*, a name also given to their shrines) in Iran is popular (Pourtaheri, Rahmani, & Ahmadi, 2012). In 2006, the city of Mashhad in northeast of Iran, a central *ziarat* city for Shi’ites, was host to over 13 million pilgrims (Salehifard, 2006). Shrine pilgrimage is found among the Uyghurs of China and Central Asia (Dawut, 2007).

Travel for Other Purposes

Religion has, as already discussed, an influence on the day to day activities of Muslims, whether at home or travelling, and thus it shapes the choice of a destination for discretionary purposes and what is done at the destination. Muslims are avid tourists and today travel is more acceptable in their societies. Central to this acceptability is the question “Is tourism lawful” (Sanad, Kassem, & Scott, 2010). The *Qur’an* often refers to travel. *Surat Al-Ankabout* (literally, The Spider) explains one purpose of tourism: consideration and contemplation. The ensuing *ayah* asks people to journey here and there in the world to contemplate the creation of God. To quote:

Say: “Travel through the earth and see how Allah did originate creation; so will Allah produce a later creation: for Allah has power over all things” (*Surat Al-Ankabout*, 20; italics added).

Likewise, *Surat Al-An’am* (literally, The Cattle) urges people to roam about the earth to consider the destiny of those who preceded them, especially those who cast aspersions on God’s Word:

Say: “Travel through the earth and see what was the end of those who rejected Truth” (*Surat Al-An’am*, 11; italics added).

The same thing is stressed in *Surat Mohammed*:

“Do they not travel through the earth, and see what was the end of those before them?” (*Surat Mohammed*, 10).

Thus, based on these quotes from *Qur’an*, Muslims are encouraged to do so for historical, social, and cultural encounters, to gain knowledge, to associate with others, to spread God’s word, and to enjoy and appreciate God’s creations (Timothy & Iverson, 2006). Such “learning” properties of tourism are echoed by many, Muslim or not (Falk, Ballantyne, Packer, & Benckendorff, 2012). “The World is a book and those who do not travel read only a page” (St. Augustine) or “To travel ten thousand miles is in every way equivalent to the reading of ten thousand books” (Chinese proverb). According to Saadi, a Persian poet, versed in Islamic theology:

The benefits of travel are many: the freshness it brings to the heart, the delight of beholding new cities, the meeting of unknown friends, the learning of high manners.

Shari'a and its practice by Muslims should not be considered static. Instead Islam responds to changes in culture and changing activities such as tourism. For example, in the case of Malaysia, Din notes the development of a tourism different from the “Western-inspired” type and meeting the needs of Muslim travellers:

Travel is meant to be spiritually “purposeful,” to make Muslims aware of the greatness of God, through observing the “signs” of history and natural and man-made wonders, all of which are gifts of God (1989, p. 559).

In 1992, [Rimmawi and Ibrahim \(1992\)](#) wrote:

Until recently, tourism was not a proper Muslim activity. First, most Muslims and Muslim countries are poor. Second, tourism is widely misinterpreted as a waste of precious time that should be spent in pleasing Allah (God). Yet, changes take place as modernization diffuses into Muslim societies, and Saudi Arabia provides a good example (1992, p. 93).

Travel to non-Muslim Countries

In non-Muslim countries, the distinctive requirements of Muslims in terms of food, daily prayers, and travel patterns ([Timothy & Iverson, 2006](#)) necessitates certain adjustments in the tourism offering of most destinations. *Shari'a* calls for certain practices regarding health and hygiene such as washing before performing the daily prayers, identifies what food is permissible to be consumed; for example, pork and alcohol are proscribed, and how some food should be prepared; Muslims are to eat *halal* meat which requires *zebh* (slaughter) of an animal according to Islamic specifications ([Anonomous, 2013](#); [Hodge, 2002](#)). As these practices remain important when travelling, a number of authors have discussed how hotels can become *shari'a* compliant ([Henderson, 2010](#); [Ozdemir & Met, 2012](#); [Zul-kharnain & Jamal, 2012](#)).

To accommodate increasing numbers of Muslim tourists, especially from the Middle East, many destination management organizations or hotel properties have added relevant information to their websites, such as prayer times and locations where mosques and *halal* food can be found ([Timothy & Iverson, 2006](#)). Tourism operators have also provided their staff with training about cross-cultural communication and to inform them how to accommodate or treat Muslim tourists with respect ([Timothy & Iverson, 2006](#)). As Muslims typically observe a dress code and avoid free mixing, some hotels in Turkey offer separate swimming pool and recreational facilities ([Ozdemir & Met, 2012](#)). Apart from discussion of hotel requirements ([Ibrahim, 1982](#)), there are few studies of Muslim leisure activities while travelling. [Martin and Mason \(2004\)](#) provide a general examination of leisure in an Islamic context. For Saudi Arabian women, leisure shopping while on holidays is a popular activity ([Essoo & Dibb, 2004](#)). In other countries, Muslims may feel constraints placed upon them in a host country ([Liven-good & Stodolska, 2004](#); [Moufakkir, 2010](#)). [Cohen and Neal \(2012\)](#) have also discussed *haram* (opposite to *halal*) behaviour of single Muslim men on holidays in Bangkok. The growing significance of such intra-Muslim traffic has led some countries such as Malaysia to focus on attracting Muslims and to develop their tourism industry to match the needs of these travellers ([Al-Hamarneh & Steiner, 2004](#)).

Travel to other Muslim countries

The phenomenon of Islamic tourism was proposed by Din who wrote that:

the spiritual goal [of travel] is to reinforce one's submission to the ways of God; the social goal which follows is to encourage and strengthen the bond of *silluturruhim* (Muslim fraternity) among the *ummah* (Muslim community) (1989, p. 552).

This concept is not based on pilgrimage, though it could be an element. Islamic tourism also implies more local and regional social context to travel whereby Muslims can learn about other communities and share their faith. According to Al-Hamarneh and Steiner,

Part of the vision includes reorienting destinations towards less consumption and ‘Western culture loaded’ sites and towards more Islamic historical religious and cultural sites (2004, p. 183).

As such, Islamic tourism is essentially a new “touristic” interpretation of pilgrimage that merges religious and leisure tourism. Thus, it is “unlike mass tourism which for Muslims is ‘characterized by hedonism, permissiveness, lavishness’” (Sonmez, 2001, p. 127). Islamic travel instead is proposed as an alternative to this hedonic conceptualization of tourism. A number of studies which have commented on this topic (Battour, Battor, & Ismail, 2012; Battour, Ismail, & Battor, 2010, 2011; Hazbun, 2007; Henderson, 2009; Steiner, 2010; Zamani-Farahani & Henderson, 2010), with the general conclusion that this is a growing form of travel. Islamic tourism has also taken on a political aspect following recent terrorist attacks in the United States and elsewhere.

There is a small but significant literature of the effects of terrorism on travel both to and from Islamic countries. On this topic, following a series of attacks on tourists and tourism infrastructure in 1991 and 1992, Aziz (1995) argued that the underlying cause of violence was a sociocultural and political rather than religious. Following the September 11 incident in 2001 there were significant changes in tourism flows among countries. This attack along with other upheavals and political instability damaged perceptions of Muslims, Islam, and the governments of Islamic countries in the eyes of potential travellers, especially from the West. Further, millions of tourists avoided travel to countries such as Egypt (Al-Hamarneh & Steiner, 2004). A number of non-Muslim countries increased security and introduced new travel regulations that made it more difficult for travellers from some Arab countries to obtain visas to visit their favourite Western destinations (Timothy & Iverson, 2006). This in turn encouraged travel to more welcoming Islamic countries (seen as a form of Islamic tourism). Salman and Hasim (2012) interviewed Saudi Arabians traveling to Malaysia and found that some 12% considered that visiting an Islamic country was preferred over travel to a non-Muslim country, indicating the influence of religion on destination choice.

Travels to the Muslim World

A second important area for the study of tourism in the Muslim world is the development of tourism within Islamic countries to cater for non-Muslim (and predominately Western) travellers. In examining this topic, studies take a variety of positions on the effect of religion: it may be ignored, be mentioned only in passing, or be a central topic. But, significantly, a recent study clearly demonstrated the relationship between religion of people (potential tourists) and their choice of destinations (Fourie & Santana-Gallego, 2013).

In a number of studies, development of tourism is discussed without mention of religion as an influence on policy and instead only seen as the basis for a niche product. For example, in a study of Jordan’s sustainable strategy, Reid and Schwab (2006, p. 450) discuss a series of sustainable tourism projects suggested for the development of Northern Jordan, noting an “emphasis on boutique and niche tourism in archaeology, cultural, eco-desert, and religion will appeal to high-yield international tourists”. This niche marketing perspective on religion is, according to Reid and Schwab, somewhat at odds with other comments in this case, such as “sustainable heritage tourism in the communities of Northern Jordan must accommodate a strong reliance on external (government) leadership, must work within complex local power/decision-making structures....” (Reid & Schwab, 2006, p. 450). Hence Reid and Schwab appear to divorce religion related tourism from “complex local power/decision making structures”, a curious approach for an article discussing sustainability where religion is an important source of tension. This perspective encourages the belief that Islam does not exert any significant influence on the operation of tourism-related activities. Interestingly, as early as 1977, the silver screen, in “Soleil des hyènes” captured the incongruity between tourism development and cultural/religious life in a Tunisian village (Behi, 1989).

Other studies equate religion with culture and seek to downplay its importance. Under the heading, perceptual challenges, Sharpley writes “At the same time, and irrespective of its relatively liberal attitudes, the perception of the emirate as a Middle East culture also may act as a deterrent to Western visitors” (2002, p. 232). He further refers to the situation in Sharjah in the early 1980s:

... a ban on the sale of alcoholic beverages towards the end of the decade severely reduced hotel occupancies, effectively ending growth in what was emerging as a thriving tourism sector, although the emirate continues to attract budget-conscious tourists, increasingly from Eastern Europe (Sharpley, 2002, pp. 227–228).

Thus, while clearly a critical issue, religious beliefs are discussed only as culture. On the other hand, Din (1989) deals directly with issues of religious beliefs and seeks to provide direction for reducing tourism's impact on local Muslim communities, hence better ensuring that the local social and religious context are taken into account in development of plans for tourism (Shunnaq, Schwab, & Reid, 2008).

This inclusion of the local context is important: while Islam is a global religion and its historical spread has meant that its adherents are found in many countries affected by international tourism, each Muslim community has been affected by local issues of discourse, conflict, and power. It is vital to understand this context as clearly diverse and multiple effects have influenced the path of tourism's development in each country. These effects include the legacy of colonialism (Henderson, 2001), aspirations of modernism (Foley, McGillivray, & McPherson, 2012), resource wealth and development (Sharpley, 2008), the impact of Islamic government policy and *Shari'a* law (Mansfeld & Winckler, 2008, p. 260), dimensionality of religiosity (Hassan, 2007), and Sunni, Shia, or other traditions (Thompson, 2004). It is reflected in a discourse that labels Islamic countries as moderate or traditional/conservative. Malaysia is typically seen as a moderate Islamic country (Henderson, 2003a; Liu & Wall, 2006), a label that may also extend to Indonesia, Tunisia, and Turkey (Henderson, 2008a). Thus, a moderate country appears to be one with a secular state and secular society and with separation of Islam and public life.

Because of these contextual factors, transfer of development lessons from one country to another is fraught. For example, the modern development of Dubai has been seen as a particular process of historical opportunism that does not provide a model for other countries. In particular, Dubai's development was affected by a developmental state paradigm reinforced by a traditional tribal (patrimonial) leadership style (Hvidt, 2009, p. 412). Several other Muslim countries have been examined in academic articles that document the development of tourism and reflect the particular characteristics of that geographical context. Examples of such studies include Bahrain (Mansfeld & Winckler, 2008), Brunei-Darussalam (Baum & Conlin, 1997), Bangladesh (Hossain, Chowdhury, & Ahmed, 2012), China (Dawut, 2007; Jackson & Davis, 1997; Toops, 1992; Wang, Ding, Scott, & Fan, 2010), Dubai (Hvidt, 2009; Sharpley, 2008; Stephenson & Ali-Knight, 2010; Stephenson, Russell, & Edgar, 2010), Egypt (Aziz, 1995; Mansfeld & Winckler, 2004; Steiner, 2006), India (Bandyopadhyay, Morais, & Chick, 2008; Patil, 2011), Indonesia (Singh, 2002), Iran (Alavi & Yasin, 2000; Alipour & Heydari, 2005; Morakabati, 2011), Jordan (Kelly, 1998; Neveu, 2010), Kyrgyzstan (Thompson, 2004), Malaysia (Ap, Var, & Din, 1991; Butler, Khoo-Lattimore, & Mura, 2013; Din, 1982; Henderson, 2003a, 2003b; Wood, 1984; Worden, 2003; Yaapar, 2005), Maldives (Henderson, 2008a), Morocco (Hazbun, 2009), Oman (Baum & Conlin, 1997; Feighery, 2012; Winkler, 2007), Palestine (Isaac, 2010), Saudi Arabia (Burns, 2007; Khizindar, 2012; Rimmawi & Ibrahim, 1992; Seddon & Khoja, 2003; Yavas, 1990; Zamani-Farahani & Henderson, 2010), Tunisia (Poirier, 1995), Turkey (Alvarez, 2010; Alvarez & Korzay, 2008; Alvarez & Korzay, 2011), Turkmenistan (Edwards, 2010), Uzbekistan (Airey & Shackley, 1997) and Yemen (Burns & Cooper, 1997). Other countries such as Pakistan are not covered significantly in the tourism literature.

Marketing and Beliefs

The development of tourism in Muslim countries and the need to attract overseas tourists has led to conflicts over values and beliefs and is part of a long discussion of the identity of the Muslim world and how this identity is shaped by various processes. One influential author, Said (1979) applied discourse analysis techniques developed by Michel Foucault to study the production of social knowledge about the Middle-Eastern Islamic world. He used the term "Orientalism" to describe a structured set of concepts, assumptions, and discursive practices that have been applied to produce, interpret, and evaluate knowledge about non-European peoples (Daher, 2007). Said used this to illustrate and draw

attention to the relationship between knowledge and power (Burns, 2004, pp. 259–260). For him, “the Orient” involved a discourse that established the superiority of colonial powers over an exotic other. It has been suggested that the discourses and imagery of Orientalism are being repackaged by some countries to improve their market attraction (Bryce, 2007), a process that Feighery (2012) terms self-Orientalism. Al Mahadin and Burns (2007) consider that the travel trade is complicit in portrayal of the Arab Muslim world in a frame of post-Orientalism.

There are unsettled views or points of conflict and debate in the promotion and image of tourism in Islamic countries and the appropriate marketing material to attract tourists from overseas. A number of studies have examined the destination images used in Muslim countries (Burns & Cooper, 1997; Cohen-Hattab & Katz, 2001; Din, 1982; Hashim, Murphy, & Hashim, 2007; Khodadadi, 2012; Schneider & Sönmez, 1999). Particular images that have been the focus of discussion include women in bikinis in destination promotion as a possible appeal to Westerners versus images of a more traditional nature (a point which was also clearly staged in the aforementioned 1977 film, “Soleil des hyènes”). Similarly, the veiling of women may be seen as a sign of “backwardness, oppression, inferiority” in the Western press (Al Mahadin & Burns, 2007, p. 159). Others related issues include Islamic marketing (Aliakbar, 2012), promotion of the Middle East as a destination (Rice & Al-Mossawi, 2002), marketing of Malaysia (Hashim et al., 2007; Henderson, 2003b, 2008b), and the connection between religion and the image of Brunei-Darussalam (Chen, Chen, & Okumus, 2013).

Identity Formation

This interaction and contestation, in the context of tourism marketing, also takes place as part of more general processes of local and national identity formation, and the politics of representation (Hitchcock & King, 2003). Tourism is a resource for nation building and identity creation. This is evident in the usage and (re)interpretation of history in the development of national and regional tourism image (Burns & Novelli, 2006; Pitchford, 2008). For example, Patil (2011) contends that Northwest India is a contested, postcolonial space, wherein multiple groups produce contending knowledge claims about political history and belonging with implications for tourism promotion. Similarly Daher argues:

how the various political systems of the region of the Middle East, in an attempt to legitimize their new existence (represented in monarchies and republics) consequently constructed several official representations and narrations of national pasts at the expense of regional realities. . . . Such constructed pasts were grounded in a search for distant and ancient origins linked to a disassociation from and varying levels of rejection of the recent past (mainly Ottoman) (2007, pp. 3–4).

In Malaysia, the State of Melaka’s identity was considered to be associated with “Malayness” as part of a discourse to emphasize its primacy as the first Islamic state of the Malay world (Worden, 2003). This theme of tourism and identity formation is found in other studies on tourism in Malaysia (Yaapar, 2005), as well as Jordan (Neveu, 2010; Schneider & Sönmez, 1999), and Kyrgyzstan (Thompson, 2004).

Broader themes of discourse, religious values, and identity construction have also been studied in the context of tourism-related development where conflict occurs at the local or attraction level due to disagreement over the identity of the site (Poria, Butler, & Airey, 2003a). For example, Bandyopadhyay et al. (2008) discusses conflict over the Islamic or Hindi interpretation of a site in India. In Kenya, tourism was found to be a corrupting influence on Muslims (Sindiga, 1996); in Dubai, the interpretation of Jumeriah Mosque has been examined (Kuo, 2007); and there have also been related studies in Egypt (Eraqi, 2007), Iran (Aref, 2010; Hamira & Ghazali, 2012; Jalilian, Danehkar, & Fami, 2012; Zamani-Farahani & Musa, 2008; Zamani-Farahani & Musa, 2012), Mexico (Lindley-Highfield, 2008), and Saudi Arabia (Seddon & Khoja, 2003). Other related topics include tourism social impacts (Dwuzewska, 2008), discourse (Martin, 2008), Muslim heritage of Singapore (Henderson, 2001), religious identity and attractions (Uriely, Israeli, & Reichel, 2003), and resident attitudes to tourism (Natan, Israeli, & Arie, 2002).

Role of Women

Discourses on religious values, sociocultural impacts, identity construction, among others are also evident in the discussion of the role of women in the tourism industry (Apostolopoulos, Sönmez, & Timothy, 2001). Women are acknowledged as key participants in the tourism labour market, yet the nature and extent of their involvement is often a point of contention. For instance, Sinclair (1997) considered that women have been excluded from some occupations within the tourism industry due to traditional (religious) ideologies of gender and social sexuality. Religion, culture, and society are key influences on women's employment in tourism (Shakeela & Cooper, 2009), but little attention has been paid to religion and its impact on Islamic women's labour market participation and employment in this industry (Sönmez, 2001). This is disturbing since in 2008 over 50% of hotel and restaurant workers were women in many countries (World Tourism Organization, 2011). Observations by the authors of this article suggest that in many hotel and tourism schools worldwide about 70% of students—the future workforce of tourism—is female, and the percentage appears increasing.

In the context of Malaysia—a multicultural society, albeit with a Muslim Malay majority—, Amin and Alam (2008) found that religion significantly influenced a woman's decision regarding employment, but that it had less effect in urban areas. Gender differences associated with religion are apparent in Malaysia, and this has been found to make working in tourism unfavourable for women (Henderson, 2003a). Shakeela and co-authors (2009, 2010) have examined the situation in the Maldives and found religion to be a significant factor influencing women's employment in the tourism industry, particularly in terms of their working in an “enclave” resort. While Iran held the second highest “girls to boys ratio” ranking in the world in 2004–2005, today enrolment of college-bound female students in the field of hospitality and tourism is restricted (UNESCO Institute for Statistics, 2013). In June 2013, a tourism teaching position in a Muslim country was posted on Trinet (a popular network among those involved in tourism research and education worldwide). The announcement clearly specified that the applicant must be “MALE” (because all the students in the college were male). This resulted in an immediate uproar among Trinetters, some expressing their Western-centric shock that a university would dare to post such a job announcement, while some expressed their understanding and tolerance. What is of relevance here is that gender in tourism still matters in many Muslim countries, for employment in this industry and even in the case of female tourists traveling alone in certain Muslim countries or elsewhere.

Naama, Haven-Tang, and Jones (2008) highlights the need to strengthen the private sector, to match education/training programmes to industry needs, and to address cultural and religious dimensions which exacerbate poor industry image. Tucker (2007) discusses the growth of women's involvement in tourism in Göreme, Turkey. Religion has been noted as a factor in willingness to take advantage of tourism employment opportunities in Malaysia (Liu & Wall, 2006).

The possibility of an Islamic tourism development, of Islamic travel as a type distinct from the hedonistic Western tradition, and of debates about the value of tourism and the role of women in it are also reflected in Foltz's question “Is there an Islamic environmental ethics?” (2008, p. 63) This question is derived from an analysis of the literature of ecotourism as essentially Western-centric, insofar as it accepts as given an approach that is deeply embedded in its cultural, economic, and political processes, and where there are multiple meanings of nature (Foltz, 2008). For example, Ouis discusses that “‘nature’ may be analysed as a material, cultural, and social construction and that the greening of the Emirates is a crucial and uncontested part of its national modernization project” (2002, p. 334). A study from Zanzibar, Tanzania suggests that appropriate institutions based on the holistic *Shari'a* code of living which stresses that there is no separation between any one aspect of creation and the rest of the natural order is effective in encouraging ecotourism (Cater, 2006). Similarly, Kula (2001) discusses that Islam is positive towards environmentalism, but in practice some Islamic governments are inconsistent in following these inclinations. Similar questions of the synergy between ecotourism and Islamic cultural norms are found in an examination of Al Maha, Dubai ecotourism resort (Ryan & Stewart, 2009). In one empirical study, religion has been found to have a small effect on ecological risk perception (Slimak & Dietz, 2006). Baum and Conlin (1997) suggest that sustainable tourism development in Brunei Darussalam is occurring within an Islamic cultural ethos.

A PLATFORM TO UNDERSTAND MUSLIM TOURISM

This review article of tourism in the Muslim world highlights a stimulating and vibrant range of studies in this relatively untapped theoretical field and its practical domains. It reveals that this is a topic of academic and practical interest, and one where there is a “critical mass” of authors and papers and suggests that there is an opportunity for further joint scholarly activity. Its coverage also provides readers with insight into the nature of Islam and discusses the growth of tourism as an economic activity in many Muslim societies which are grappling with policies and plans to manage this growth, balancing economic benefits, and the social impacts of tourism development. There is significant variation across countries in the influence of the values and beliefs of Islam, and in their implementation in tourism policies and planning, indicating the practical value of the study of the topic, and further signalling a fruitful area for comparative research.

One central theme that has emerged in this review article is that the trajectory of tourism development in some Islamic countries (Iran and Saudi Arabia) has not followed the pattern found in other countries and described by [Butler's \(1980\)](#) lifecycle model. Instead, and particularly in Saudi Arabia, planning for tourism has taken a different and proactive strategy that encourages tourism by Muslims from neighbouring and nearby countries. The same approach, this time using cultural similarities, has also been observed in some regions of Western China, whereby peoples from Korea and Japan are preferred as tourists. While geographical proximity may be a factor in travel to neighbouring countries (typically there a great deal of traffic across shared borders), so too must cultural and religious similarities ([Fourie & Santana-Gallego, 2013](#)).

The encouragement of tourists likely to meet the requirements of *Shari'a* law is termed “Islamic tourism”, a strategy for the development of tourism in a manner that minimizes its sociocultural impacts and which is consistent with principles of sustainability. A number of studies have highlighted the need for responsible development where the tourist engages with the local community and is respectful of the values of the host in their behavior ([Harrison & Husbands, 1996](#); [Spenceley, 2008](#)). In essence, this is what Islamic tourism seeks to encourage. However, its implementation in practice raises questions about the use of alcohol during leisure activities, wearing a bikini at the beach, and how these impact the decision-making process for a holiday. If tourists from countries used to freedom of action in their holidays are not likely to travel to a destination that practices Islamic tourism, then why should they be respectful in non-Islamic destinations? Is it that tourists will practice responsible tourism only if they share the same beliefs (Muslim, Christian, Judaism, etc.) as the local community?

Consideration of such issues as the influence of Islam on tourism development also encourages reflection on the existing patterns and activities taken for granted in many traditional destinations. One of the fundamental issues in a globalizing world is how different religious and cultural values are accommodated. The tensions inherent in different belief systems may be more likely to be addressed by travel to destinations where the populations hold different religious values, and that they may serve as important contexts within which to examine “accommodation” of different values. Unfortunately, the literature also provides some evidence that such accommodations may be difficult and instead Islamophobia may be more likely. Thus, examination of tourism in the Muslim world provides a useful perspective with which to view the discourses of “conventional tourism”. A number of scholars have noted the need to examine the discourses of tourism ([Bramwell, 2006](#); [Burns, 2008](#); [Hollinshead & Jamal, 2001](#)). Similarly, by examining the intersection between tourism and the Muslim world, one may also find a sharper focus on the relationship of traditional values and tourism discourses.

In these and other respects, this article indicates areas for further research within the intersection of Islam and tourism. One issue that arises from this review is the relationship between tourism and religious tolerance (or intolerance). Is tourism embedded and viewed in Western norms and standards? Can tourism highlight these assumptions so as to be a positive force for bilateral understanding? Perhaps the tourism industry and practices can positively influence the minds of Western tourists to reduce Islamophobia. One existing study in this area is the impact of religious tolerance on hotel employees ([Huntley & Barnes-Reid, 2003](#)). Related topics that merit attention include the effect of

the perceived tolerance of the Western host communities on Muslim tourist satisfaction. Similarly, one may ask how “Islamic” tourism developments/operations can also cater to the Western tourists? Would such a mixture help or hinder tourism development of a Muslim country eager to increase its international arrivals? Malaysia and Turkey have become two of the top 10 tourism destinations in the world. Can or should other heritage/attraction rich Muslim countries also follow similar tourism development models? One result of the study of tourism in the Muslim World is to note that discussion of tourism is oriented to Western values. The development of tourism in the Muslim world is often subject to actions derived from a set of beliefs and principles that are different from those found in many other destinations, and hence provide a contrast to that of mainstream tourism.

This review article has also shown that many values and beliefs important for tourism, such as those relating to ‘nature’, the role of women, issues of development, and so on, are embedded in religious and cultural discourse and contrasting the Islamic meanings of these terms may provide insight. Similarly, one central issue is the notion of “hospitality” (Lashley, 2008) which may have a different meaning in the Muslim world and elsewhere. Sustainability of destinations requires points of uniqueness and hospitality may be a way to present the ethnic, social, and cultural differences of the host society to tourists (Stephenson & Ali-Knight, 2010; Stephenson et al., 2010). Tourism operators also need to educate their staff on cross-cultural communication to allow them to serve Muslim tourists appropriately. A related issue for reflection is that in Western countries, there is a division of life into secular and religious components but that this division is increasingly blurred. Today, sociologists seek to transfer ideas such as pilgrimage, liminality, and the sacred/profane from religion into the non-religious world. For example, Graburn asks “If tourism has the quality of a leisure ritual that takes place outside of everyday life and involves travel, is it not identical to pilgrimage?” (1983, p. 15). It is of important to study how a non-Western view of such issues is needed (Higgins-Desbiolles, 2006) and the holistic worldview the Islam presents can provide a useful model. Conversely, religiosity has been discussed as a multidimensional concept with distinctions in the way religion may be expressed, as well as the degree of intensity. A study by Hassan (2007) found significant differences on these dimensions across Muslim countries which suggests that the acceptability and practice of tourism may also vary and suggesting incorporation into studies of community attitude to tourism.

It would appear there are opportunities, for example, for innovative tourism products that combine traditional pilgrimage and religious experiences with other activities, such as those related to culture and natural heritage resources. Given the differences in tourist motivations and behaviour noted for the Muslim tourist, there are opportunities for further research in such countries as China, Iran, Jordan, and Saudi Arabia regarding non-religious related tourism. One area of potential is in visiting of shrines (Bhardwaj, 1998), while various mosques and historical sites are also being redeveloped. At the same time, one should be cognizant that such a development can cause conflict between believers and non-believers.

Tourism governance and policymaking issues in tourism continue to receive increasing attention (Fayos-Sola, Silva, & Jafari, 2012). It is important to compare Islamic touristic policy in various countries with the intent of evaluating their effects on tourism development and the local community (Heydari Chianeh & Rezatab-Azgomi, 2012). Studies may examine characteristics of demand and supply of *halal* food for Muslims, or the availability of alcohol for non-Muslims on destination choice. A number of scholars have called for studies on the difference between genders in terms of challenges, feelings, and impacts from experiences as diverse as pilgrimage and shopping in the Muslim world. Academic interest in experiences is increasing (Cohen, 1979; Panosso Netto & Gaeta, 2011; Sharpley & Stone, 2011; Uriely, 2005) and the core notions of religion are spiritual and emotional, suggesting opportunities for study in pilgrimage and to holy places. There would also be an opportunity for the study of the development of tourism training and education, including their curricula, in Muslim countries. What similarities and difference may guide the Muslim education and training in this field?

Most of the works cited in this review article are in the English language and it would be important to know more about the development of thinking on the subject as reported by researchers from Muslim countries writing in their own languages. The references are drawn largely from the tourism literature which is fitting, but it is necessary to know more about work by academics from other disciplines. Together, these bodies of knowledge may guide questions regarding the simultaneous roles that globalization and glocalization play in the future development and operation of tourism

in the Muslim world and these as influenced and influencing factors in modifying global tourism in general.

In sum, this article provides an illumination of Islam and its relation to and effects on tourism as an individual belief and as a source of socioeconomic development. The effect of tourism on Muslims as both hosts and guests should be pushed to the centre stage. But it is important to keep in mind that “Islam is not just a religion and certainly not just a fundamentalist political movement. It is a culture or civilization, a way of life that varies from one Muslim country to another but is spirited by a common core” (Mazrui, 1997, p. 118). Recognizing the socio-religious principles in Islam and recalling the global magnitude and the increasing mobility of its 1.6 billion population, research on the structured and structuring influence of the Muslim world and tourism on each other would advance the boundaries of knowledge in this inherently multidisciplinary field of investigation.

Acknowledgements

This paper has benefitted from the perspectives and contributions of our colleagues: Dr. Rahim Heydari (Tabriz University, Iran) and Dr Ali AlShabi (Jeddah, Saudi Arabia).

References

- Ahmed, Z. (1992). Islamic pilgrimage (hajj) to Ka'aba in Makkah (Saudi Arabia): An important international tourism activity. *Journal of Tourism Studies*, 3(1), 35–43.
- Airey, D., & Shackley, M. (1997). Tourism development in Uzbekistan. *Tourism Management*, 18(4), 199–208.
- Al-Hamarneh, A., & Steiner, C. (2004). Islamic Tourism: Rethinking the strategies of tourism development in the Arab World after september 11, 2001. *Comparative Studies of South Asia, Africa and the Middle East*, 24(1), 175–186.
- Al Mahadin, S., & Burns, P. (2007). Visitors, visions and veils: The portrayal of the Arab World in tourism advertising. In R. Daher (Ed.), *Tourism in the Middle East: Continuity, change, & transformation* (pp. 137–160). Clevedon: Channel View Press.
- Alavi, J., & Yasin, M. (2000). Iran's tourism potential and market realities: An empirical approach to closing the gap. *Journal of Travel and Tourism Marketing*, 9(3), 1–22.
- Aliakbar, J. (2012). Islamic marketing: Insights from a critical perspective. *Journal of Islamic Marketing*, 3(1), 22–34.
- Alipour, H., & Heydari, R. (2005). Tourism revival and planning in Islamic Republic of Iran: Challenges and prospects. *Anatolia*, 16(1), 39–61.
- Alvarez, M. (2010). Marketing of Turkey as a tourism destination. *Anatolia*, 21(1), 123–138.
- Alvarez, M., & Korzay, M. (2008). Influence of politics and media in the perceptions of Turkey as a tourism destination. *Tourism Review*, 63(2), 38–46.
- Alvarez, M., & Korzay, M. (2011). Turkey as a heritage tourism destination: The role of knowledge. *Journal of Hospitality Marketing & Management*, 20(3), 425–440.
- Amin, S., & Alam, I. (2008). Women's employment decisions in Malaysia: Does religion matter? *The Journal of Socio-Economics*, 37(6), 2368–2379.
- Anonimus (2013). Food and religion: A meaty question. *The Economist*, 406(8822), 61–62.
- Ap, J., Var, T., & Din, K. (1991). Malaysian perceptions of tourism. *Annals of Tourism Research*, 18(2), 321–323.
- Apostolopoulos, Y., Sönmez, S., & Timothy, D. (2001). *Women as producers and consumers of tourism in developing regions*. Westport CT: Praeger.
- Aref, F. (2010). Residents' attitudes towards tourism impacts: A case study of Shiraz, Iran. *Tourism Analysis*, 15(2), 253–261.
- Asbollah, A. Z., Michael, E. J., & Lade, C. (2012). Muslim women tourist behaviour: The spiritual gaze. Paper presented at the CAUTHE 2012: The new golden age of tourism and hospitality, Melbourne, Vic.
- Aziz, H. (1995). Understanding attacks on tourists in Egypt. *Tourism Management*, 6(2), 91–95.
- Aziz, H. (2001). The journey: An overview of tourism and travel in the Arab/Islamic context. In D. Harrison (Ed.), *Tourism and the less developed world: Issues and case studies* (pp. 151–159). Wallingford: CABI.
- Badone, E., & Roseman, S. R. (Eds.). (2004). *Intersecting journeys: The anthropology of pilgrimage and tourism*. University of Illinois Press.
- Bandyopadhyay, R., Morais, D. B., & Chick, G. (2008). Religion and identity in India's heritage tourism. *Annals of Tourism Research*, 35(3), 790–808.
- Battour, M. M., Battor, M. M., & Ismail, M. (2012). The mediating role of tourist satisfaction: A study of Muslim tourists in Malaysia. *Journal of Travel & Tourism Marketing*, 29(3), 279–297.
- Battour, M. M., Ismail, M. N., & Battor, M. (2010). Toward a Halal tourism market. *Tourism Analysis*, 15, 461–470.
- Battour, M. M., Ismail, M. N., & Battor, M. (2011). The impact of destination attributes on Muslim tourist's choice. *International Journal of Tourism Research*, 13(6), 527–540.
- Baum, T., & Conlin, M. V. (1997). *Brunei Darussalam: Sustainable tourism development within an Islamic cultural ethos*. *Tourism and Economic Development in Asia and Australasia*. London: Pinter, pp. 91–102.
- Behi, R. (1989). *Soleil des Hyenes*. Paris: Euro-Maghreb Films.
- Bhardwaj, S. M. (1998). Non-hajj pilgrimage in Islam: A neglected dimension of religious circulation. *Journal of Cultural Geography*, 17(2), 69–87.
- Bramwell, B. (2006). Actors, power, and discourses of growth limits. *Annals of Tourism Research*, 33(4), 957–978.

- Bryce, D. (2007). Repackaging Orientalism: Discourses on Egypt and Turkey in British outbound tourism. *Tourist Studies*, 7(2), 165–191.
- Burns, P. (2004). Six postcards from Arabia: A visual discourse of colonial travels in the Orient. *Tourist Studies*, 4(3), 255–275.
- Burns, P. (2007). From hajj to hedonism? Paradoxes of developing tourism in Saudi Arabia. In R. F. Daher (Ed.), *Tourism in the Middle East: Continuity, change, transformation* (pp. 215–236). Clevedon: Channel View Publications.
- Burns, P. (2008). Tourism, political discourse, and post-colonialism. *Tourism and Hospitality Planning & Development*, 5(1), 61–71.
- Burns, P., & Cooper, C. (1997). Yemen: Tourism and a tribal Marxist dichotomy. *Tourism Management*, 18(8), 555–563.
- Burns, P., & Novelli, M. (Eds.). (2006). *Tourism and social identities*. Elsevier.
- Butler, R. W. (1980). The concept of a tourist area cycle of evolution: Implications for management of resources. *Canadian Geographer*, 24(1), 7–14.
- Butler, G., Khoo-Lattimore, C., & Mura, P. (2013). Heritage tourism in Malaysia: Fostering a collective national identity in an ethnically diverse country. *Asia Pacific Journal of Tourism Research*, 1–20 (ahead-of-print).
- Cater, E. (2006). Ecotourism as a western construct. *Journal of Ecotourism*, 5(1), 23–39.
- Chen, H.-J., Chen, P.-J., & Okumus, F. (2013). The relationship between travel constraints and destination image: A case study of Brunei. *Tourism Management*, 35, 198–208.
- Cohen-Hattab, K., & Katz, Y. (2001). The attraction of Palestine: Tourism in the years 1850–1948. *Journal of Historical Geography*, 27(2), 166–177.
- Cohen, E. (1979). A phenomenology of tourist experiences. *Sociology*, 13(2), 179–210.
- Cohen, E., & Neal, M. (2012). A Middle Eastern Muslim tourist enclave in Bangkok. *Tourism Geographies*, 14(4), 570–598.
- Collins-Kreiner, N., Kliot, N., Mansfeld, Y., & Sagi, K. (Eds.). (2006). *Christian tourism to the Holy Land: Pilgrimage during security crisis*. Ashgate Publishing, Ltd..
- Daher, R. (2007). Reconceptualizing tourism in the Middle East: Place, heritage, mobility and competitiveness. In R. Daher (Ed.), *Tourism in the Middle East: Continuity, change, & transformation* (pp. 1–69). Clevedon: Channel View Press.
- Dawut, R. (2007). Shrine pilgrimage and sustainable tourism among the Uyghurs: Central Asian ritual traditions in the context of China's development policies. In I. Beller-Hann, M. C. Cesaro, R. Harris, & J. Smith Finley (Eds.), *Situating the Uyghurs between China and Central Asia* (pp. 149–163). Aldershot: Ashgate.
- Delaney, C. (1990). The "hajj": Sacred and secular. *American Ethnologist*, 17(3), 513–530.
- Digance, J. (2006). Religious and secular pilgrimage: Journeys redolent with meaning. In D. J. Timothy & D. H. Olsen (Eds.), *Tourism, religion and spiritual journeys* (pp. 36–48). Abington: Routledge.
- Din, K. H. (1982). Tourism in Malaysia competing needs in a plural society. *Annals of Tourism Research*, 9(3), 453–480.
- Din, K. H. (1989). Islam and tourism: Patterns, issues, and options. *Annals of Tourism Research*, 16(4), 542–563.
- Donner, F. M. (2004). Expansion. In R. C. Martin (Ed.), *Encyclopedia of Islam and the Muslim world* (Vol. 1, pp. 239–245). New York: Macmillan Reference USA.
- Dwuzewska, A. (2008). The influence of religion on global and local conflict in tourism: Case studies in Muslim countries. In P. M. Burns & M. Novelli (Eds.), *Tourism development: Growth, myths, and inequalities* (pp. 53–67). Wallingford: CAB International.
- Edwards, J. (2010). Tourism in Turkmenistan. In N. Scott & J. Jafari (Eds.), *Tourism in the Muslim World* (pp. 121–140). Emerald: Bingley.
- Eickelman, D. F. (1982). The study of Islam in local contexts. *Contributions to Asian studies*, 17, 1–16.
- Eickelman, D. F., & Piscatori, J. (1990). Social theory in the study of Muslim societies. In D. F. Eickelman & J. Piscatori (Eds.), *Muslim travelers, migration, and the religious imagination* (pp. 3–28). London: Routledge.
- Eid, R. (2012). Towards a high-quality religious tourism marketing: the case of hajj service in Saudi Arabia. *Tourism Analysis*, 17(4), 509–522.
- Eraqi, M. I. (2007). Local communities' attitudes towards impacts of tourism development in Egypt. *Tourism Analysis*, 12, 191–200.
- Esposito, J. L., & Donner, F. M. G. (1999). *The Oxford history of Islam*. Oxford, UK: Oxford University Press.
- Essoo, N., & Dibb, S. (2004). Religious influences on shopping behaviour: An exploratory study. *Journal of Marketing Management*, 20(7/8), 683–713.
- Falk, J. H., Ballantyne, R., Packer, J., & Benckendorff, P. (2012). Travel and learning: A neglected tourism research area. *Annals of Tourism Research*, 39(2), 908–927.
- Fayos-Sola, E., Silva, J., & Jafari, J. (Eds.). (2012). *Knowledge management in tourism policy and governance applications*. London: Emerald.
- Feighery, W. G. (2012). Tourism and self-Orientalism in Oman: A critical discourse analysis. *Critical Discourse Studies*, 9(3), 269–284.
- Foley, M., McGillivray, D., & McPherson, G. (2012). Policy pragmatism: Qatar and the global events circuit. *International Journal of Event and Festival Management*, 3(1), 101–115.
- Foltz, R. (2008). Is there an Islamic environmentalism? *Environmental Ethics*, 22(1), 63–72.
- Fourie, R. J., & Santana-Gallego, M. (2013). Universitat de les Illes Balears, Spain: Available from authors, to be published soon.
- Gardet, L. (2005). Islām. In P. Bearman, T. Bianquis, C. E. Bosworth, E. van Donzel, & W. P. Heinrichs (Eds.), *Encyclopaedia of Islam online*. Brill.
- Graburn, N. H. H. (1983). The anthropology of tourism. *Annals of Tourism Research*, 10(1), 9–33.
- Guillot, X. (2007). From one globalization to another: in search of the seeds of modern tourism in the Levant, a western perspective. In R. Daher (Ed.), *Tourism in the Middle East: Continuity, change, & transformation* (pp. 95–110). Clevedon: Channel View Press.
- Hamira, Z.-f., & Ghazali, M. (2012). The relationship between Islamic religiosity and residents' perceptions of socio-cultural impacts of tourism in Iran: Case studies of Sare'in and Masooleh. *Tourism Management*, 33(4), 802–814.
- Haq, F., & Jackson, J. (2009). Spiritual journey to hajj: Australian and Pakistani experience and expectations. *Journal of Management, Spirituality & Religion*, 6(2), 141–156.
- Harrison, L. C., & Husbands, W. (1996). *Practicing responsible tourism: International case studies in tourism planning, policy, and development*. John Wiley & Sons.

- Hashim, N. H., Murphy, J., & Hashim, N. M. (2007). Islam and online imagery on Malaysian tourist destination websites. *Journal of Computer-Mediated Communication*, 12(3), 1082–1102.
- Hassan, R. (2007). On being religious: Patterns of religious commitment in Muslim societies. *The Muslim World*, 97(3), 437–478.
- Hazbun, W. (2007). Explaining the Arab Middle East tourism paradox. *The Arab World Geographer*, 9(3), 206–218.
- Hazbun, W. (2009). Modernity on the beach: A postcolonial reading from southern shores. *Tourist Studies*, 9(3), 203–222.
- Henderson, J. C. (2001). Tourism and colonial heritage in Singapore. *Tourism Culture & Communication*, 3(3), 117–129.
- Henderson, J. C. (2003a). Managing tourism and Islam in Peninsular Malaysia. *Tourism Management*, 24(4), 447–456.
- Henderson, J. C. (2003b). Tourism promotion and identity in Malaysia. *Tourism Culture & Communication*, 4(2), 71–81.
- Henderson, J. C. (2008a). The politics of tourism: A perspective from the Maldives. *Tourismos*, 3(1), 99–115.
- Henderson, J. C. (2008b). Representations of Islam in official tourism promotion. *Tourism Culture & Communication*, 8(3), 135–145.
- Henderson, J. C. (2009). Islamic tourism reviewed. *Tourism Recreation Research*, 32(2), 207–212.
- Henderson, J. C. (2010). Sharia-compliant hotels. *Tourism & Hospitality Research*, 10(3), 246–254.
- Henderson, J. C. (2011). Religious tourism and its management: The hajj in Saudi Arabia. *International Journal of Tourism Research*, 13(6), 541–552.
- Heydari Chianeh, R., & Rezatab-Azgom, S. (2012). *Iran's tourism: A political economy perspective*. Paper presented at the 2nd International Interdisciplinary Tourism Research Conference, Fethiye, Turkey.
- Higgins-Desbiolles, F. (2006). More than an “industry”: The forgotten power of tourism as a social force. *Tourism Management*, 27(6), 1192–1208.
- Hitchcock, M., & King, V. T. (2003). Discourses with the past: Tourism and heritage in South-East Asia. *Indonesia and the Malay world*, 31(89), 3–15.
- Hodge, D. R. (2002). Working with Muslim youths: Understanding the values and beliefs of Islamic discourse. *Children & Schools*, 24(1), 6–20.
- Hollinshead, K., & Jamal, T. B. (2001). Delving into discourse: Excavating the inbuilt power-logic(s) of tourism. *Tourism Analysis*, 6(1), 61–73.
- Hossain, M. J., Chowdhury, F. S., & Ahmed, R. (2012). Status of tourism research in Bangladesh: A review of literature. *Bangladesh Research Foundation Journal*, 1(1), 197–206.
- Hunter, F. R. (2003). The Thomas Cook archive for the study of tourism in North Africa and the Middle East. *Middle East Studies Association Bulletin*, 36(2), 157–164.
- Huntley, E., & Barnes-Reid, C. (2003). The feasibility of Sabbath-keeping in the Caribbean hospitality industry. *International Journal of Contemporary Hospitality Management*, 15(3), 172–175.
- Hvidt, M. (2009). The Dubai model: An outline of key development-process elements in Dubai. *International Journal of Middle East Studies*, 41(03), 397–418.
- Ibrahim, H. (1982). Leisure and Islam. *Leisure Studies*, 1(2), 197–210.
- Inayatullah, S. (1995). Rethinking tourism: Unfamiliar histories and alternative futures. *Tourism Management*, 16(6), 411–415.
- Isaac, R. K. (2010). Palestinian tourism in transition: Hope, aspirations, or reality? *The Journal of Tourism and Peace Research*, 1(1), 16–26.
- Jackson, R. H., & Davis, J. A. (1997). Religion and tourism in Western China. *Tourism Recreation Research*, 22(1), 3–10.
- Jalilian, M. A., Danehkar, A., & Fami, H. S. A. (2012). Determination of indicators and standards for tourism impacts in protected Karaj River, Iran. *Tourism Management*, 33(1), 61–63.
- Kelly, M. (1998). Jordan's potential tourism development. *Annals of Tourism Research*, 25(4), 904–918.
- Khizindar, T. M. (2012). Effects of tourism on residents' quality of life in Saudi Arabia: An empirical study. *Journal of Hospitality Marketing & Management*, 21(6), 617–637.
- Khodadadi, M. (2012). Role of media in the formation of destination images. Paper presented at the 6th world conference for graduate research in tourism hospitality and leisure, Fethiye, Turkey.
- Kula, E. (2001). Islam and environmental conservation. *Environmental Conservation*, 28(1), 1–9.
- Kuo, I. (2007). Where West meets the Middle East – Jumeirah mosque visit. *Tourism Recreation Research*, 32(3), 31–38.
- Lashley, C. (2008). Studying hospitality: Insights from social sciences. *Scandinavian Journal of Hospitality and Tourism*, 8(1), 69–84.
- Lindley-Highfield, M. (2008). “Muslimization”, mission, and modernity in Morelos: The problem of a combined hotel and prayer hall for the Muslims of Mexico. *Tourism Culture & Communication*, 8(2), 85–96.
- Liu, A., & Wall, G. (2006). Differentiating education and training needs. *Asia Pacific Journal of Tourism Research*, 11(1), 17–28.
- Livengood, J. S., & Stodolska, M. (2004). The effects of discrimination and constraints negotiation on leisure behavior of American Muslims in the post-september 11 America. *Journal of Leisure Research*, 36(2), 183–208.
- Mansfeld, Y., & Winckler, O. (2004). Options for viable economic development through tourism among the non-oil Arab countries: the Egyptian case. *Tourism Economics*, 10(4), 365–388.
- Mansfeld, Y., & Winckler, O. (2008). The role of the tourism industry in transforming a rentier to a long-term viable economy: The case of Bahrain. *Current Issues in Tourism*, 11(3), 237–267.
- Martin, K. (2008). Tourism as social contest: Opposing local evaluations of the tourist encounter. *Tourism Culture & Communication*, 8(2), 59–69.
- Martin, W. H., & Mason, S. (2004). Leisure in an Islamic context. *World Leisure Journal*, 46(1), 4–13.
- Mazrui, A. A. (1997). Islamic and western values. *Foreign Affairs*, 76(5), 118–132.
- McDonnell, M. B. (1990). Patterns of Muslim pilgrimage from Malaysia, 1885–1985. In J. P. Piscatori & D. F. Eickelman (Eds.), *Muslim travellers: Pilgrimage, migration, and the religious imagination* (pp. 111–130). Berkeley: University of California Press.
- Metcalfe, B. D. (1990). The pilgrimage remembered: South Asian accounts of the hajj. In J. P. Piscatori & D. F. Eickelman (Eds.), *Muslim travellers: Pilgrimage, migration, and the religious imagination* (pp. 85–110). Berkeley: University of California Press.
- Miller, M. B. (2006). Pilgrims' progress: The business of the hajj. *Past and Present*, 191, 198–228.
- Morakabati, Y. (2011). Deterrents to tourism development in Iran. *International Journal of Tourism Research*, 13, 103–123.
- Moufakkir, O. (2010). Peace through domestic tourism and tourism rights: Inclusion of Muslim ethnic minorities in the context of social tourism. *The Journal of Tourism and Peace Research*, 1(1), 42–59.

- Naama, A., Haven-Tang, C., & Jones, E. (2008). Human resource development issues for the hotel sector in Libya: A government perspective. *International Journal of Tourism Research*, 10(5), 481–492.
- Nasser, N. (2007). A historiography of tourism in Cairo: A spatial perspective. In R. Daher (Ed.), *Tourism in the Middle East: Continuity, change, & transformation* (pp. 70–94). Clevedon: Channel View Press.
- Natan, U., Israeli, A. A., & Arie, R. (2002). Heritage proximity and resident attitudes toward tourism development. *Annals of Tourism Research*, 29(3), 859–862.
- Neveu, N. (2010). Islamic tourism as an ideological construction: A Jordan study case. *Journal of Tourism and Cultural Change*, 8(4), 327–337.
- Ouis, P. (2002). 'Greening the emirates': The modern construction of nature in the United Arab Emirates. *Cultural Geographies*, 9(3), 334–347.
- Ozdemir, I., & Met, O. (2012). The expectations of Muslim religious customers in the lodging industry: The case of Turkey. In A. Zainal, S. Radzi, R. Hashim, C. Chik, & R. Abu (Eds.), *Current issues in hospitality and tourism research and innovation* (pp. 323–328). London: Taylor and Francis.
- Panosso Netto, A., & Gaeta, C. (2011). *Turismo de Experiencia*. Sao Paulo: Senac.
- Patil, V. (2011). Narrating political history about contested space: Tourism websites of India's Northeast. *Annals of Tourism Research*, 38(3), 989–1008.
- Pew Research Centre (2012). *The global religious landscape: A report on the size and distribution of the world's major religious groups as of 2010*. Washington: Pew Forum on Religion & Public Life.
- Pitchford, S. (2008). *Identity tourism: Imaging and imagining the nation*. London: Emerald.
- Poirier, R. A. (1995). Tourism and development in Tunisia. *Annals of Tourism Research*, 22(1), 157–171.
- Poria, Y., Butler, R., & Airey, D. (2003a). The core of heritage tourism. *Annals of Tourism Research*, 30(1), 238–254.
- Poria, Y., Butler, R., & Airey, D. (2003b). Tourism, religion and religiosity: A holy mess. *Current Issues in Tourism*, 6(4), 340–363.
- Pourtaheri, M., Rahmani, K., & Ahmadi, H. (2012). Impacts of religious and pilgrimage tourism in rural areas: The case of Iran. *Journal of Geography and Geology*, 4(3), 122–129.
- Raj, R. (2012). Religious tourist's motivation for visiting religious sites. *International Journal of Tourism Policy*, 4(2), 95–105.
- Raj, R., & Morpeth, N. D. (Eds.). (2007). *Religious tourism and pilgrimage management*. Wallingford: CAB International.
- Reid, M., & Schwab, W. (2006). Barriers to sustainable development: Jordan's sustainable tourism strategy. *Journal of Asian & African Studies*, 41(4), 439–457.
- Rice, G., & Al-Mossawi, M. (2002). The implications of Islam for advertising messages: The Middle Eastern context. *Journal of Euromarketing*, 11(3), 71–96.
- Rimmawi, H. S., & Ibrahim, A. A. (1992). Culture and tourism in Saudi Arabia. *Journal of Cultural Geography*, 12(2), 93–98.
- Rinschede, G. (1992). Forms of religious tourism. *Annals of Tourism Research*, 19(1), 51–67.
- Robertson, R. (1994). Globalization or glocalization? *Journal of International Communication*, 1, 33–52.
- Royal Embassy of Saudi Arabia (2012, October 27, 2012). 3,161,573 pilgrims perform hajj this year. Retrieved 8/2, 2013, from <http://www.saudiembassy.net/latest_news/news10271201.aspx>.
- Ryan, C., & Stewart, M. (2009). Eco-tourism and luxury – The case of Al Maha, Dubai. *Journal of Sustainable Tourism*, 17(3), 287–301.
- Said, E. (1979). *Orientalism*. New York: Vintage.
- Salazar, N. (2005). Tourism and glocalization: "Local" tour guiding. *Annals of Tourism Research*, 32(3), 628–646.
- Salehifard, M. (2006). Mashhad: Tourism economy and pilgrimage. *Journal of Urban Essays*, 6(22–23), 66–69.
- Salman, A., & Hasim, M. S. (2012). Factors and competitiveness of Malaysia as a tourist destination: A study of outbound Middle East tourists. *Asian Social Science*, 8(12), 48–54.
- Sanad, H. S., Kassem, M. M., & Scott, N. (2010). Tourism from the Perspective of Islam and Shari'a law. In N. Scott & J. Jafari (Eds.), *Tourism in the Muslim world*. Emerald Group: Bingley.
- Schacht, J. (1959). Islamic law in contemporary states. *The American Journal of Comparative Law*, 8(2), 133–147.
- Schneider, I., & Sönmez, P. (1999). Exploring the touristic image of Jordan. *Tourism Management*, 20(4), 539–542.
- Seddon, P. J., & Khoja, A.-R. (2003). Saudi Arabian tourism patterns and attitudes. *Annals of Tourism Research*, 30(4), 957–959.
- Shakeela, A., & Cooper, C. (2009). Human resource issues in a small island setting the case of the Maldivian tourism industry. *Tourism Recreation Research*, 34(1), 67–78.
- Shakeela, A., Ruhanen, L., & Breakey, N. (2010). Women's participation in tourism. In N. Scott & J. Jafari (Eds.), *Bridging tourism theory and practice* (pp. 61–71). Bingley: Emerald.
- Sharpley, R. (2002). The challenges of economic diversification through tourism: The case of Abu Dhabi. *The International Journal of Tourism Research*, 4(3), 221–235.
- Sharpley, R. (2008). Planning for tourism: The case of Dubai. *Tourism and Hospitality Planning and Development*, 5(1), 13–30.
- Sharpley, R., & Stone, P. (Eds.). (2011). *Tourist experience: Contemporary perspectives*. Abington.
- Shepard, W. E. (1987). Islam and ideology: Towards a typology. *International Journal of Middle East Studies*, 19(3), 307–335.
- Shunnaq, M., Schwab, W. A., & Reid, M. F. (2008). Community development using a sustainable tourism strategy: A case study of the Jordan River valley touristway. *International Journal of Tourism Research*, 10(1), 1–14.
- Sinclair, T. (1997). Issues and theories of gender and work in tourism. In T. Sinclair (Ed.), *Gender and work in tourism* (pp. 1–14). London: Routledge, London.
- Sindiga, I. (1996). International tourism in Kenya and the marginalization of the Waswahili. *Tourism Management*, 17(6), 425–432.
- Singh, S. (2002). Tourism in India: Policy pitfalls. *Asia Pacific Journal of Tourism Research*, 7(1), 45–59.
- Slimak, M. W., & Dietz, T. (2006). Personal values, beliefs, and ecological risk perception. *Risk Analysis*, 26(6), 1689–1705.
- Smolicz, J. (1981). Core values and cultural identity. *Ethnic and racial studies*, 4(1), 75–90.
- Sonmez, S. (2001). Tourism Behind the veil of tourism: Women and development in the Middle East. In Y. Apostolopoulos, S. Sonmez, & D. J. Timothy (Eds.), *Women as producers and consumers of tourism in developing regions* (pp. 113–142). Westport: Praeger.

- Sönmez, S. (2001). Tourism behind the veil of Islam: Women and development in the Middle East. In Y. Apostolopoulos, S. Sönmez, & D. Timothy (Eds.), *Women as producers and consumers of tourism in developing regions* (pp. 113–142). Westport: Praeger.
- Spenceley, A. (2008). *Responsible tourism: Critical issues for conservation and development*. Earthscan/James & James.
- Steiner, C. (2006). Tourism, poverty reduction and the political economy: Egyptian perspectives on tourism's economic benefits in a semi-"rentier" state. *Tourism and Hospitality Planning & Development*, 3(3), 161–177.
- Steiner, C. (2010). An overestimated relationship? Violent political unrest and tourism foreign direct investment in the Middle East. *International Journal of Tourism Research*, 12(6), 726–738.
- Stephenson, M. L., & Ali-Knight, J. (2010). Dubai's tourism industry and its societal impact: Social implications and sustainable challenges. *Journal of Tourism and Cultural Change*, 8(4), 278–292.
- Stephenson, M. L., Russell, K. A., & Edgar, D. (2010). Islamic hospitality in the UAE: Indigenization of products and human capital. *Journal of Islamic Marketing*, 1(1), 9–24.
- Thompson, K. (2004). Post-colonial politics and resurgent heritage: The development of Kyrgyzstan's heritage tourism product. *Current Issues in Tourism*, 7(4), 370–382.
- Timothy, D., & Iverson, T. (2006). Tourism and Islam: Considerations of culture and duty. In D. Timothy & T. Iverson (Eds.), *Tourism, Religion and Spiritual Journeys* (pp. 186–205). London: Routledge.
- Timothy, D., & Olsen, D. H. (2006). *Tourism, Religion and Spiritual Journeys*. Abingdon: Routledge.
- Toops, S. (1992). Tourism in Xinjiang, China. *Journal of Cultural Geography*, 12(2), 19–34.
- Tucker, H. (2007). Undoing shame: Tourism and women's work in Turkey. *Journal of Tourism and Cultural Change*, 5(2), 87–105.
- Turner, V., & Turner, E. (1978). *Image and pilgrimage in Christian culture*. New York: Columbia University Press.
- UNESCO Institute for Statistics (2013). "Girls to boys ratio, primary level enrolment by country", *UNESCO UIS data*. Retrieved 26/3, 2013, from <http://www.nationmaster.com/graph/edu_gir_to_boy_rat_pri Lev_enr-boys-ratio-primary-level-enrolment>.
- Urieli, N. (2005). The tourist experience: Conceptual developments. *Annals of Tourism Research*, 32(1), 199–216.
- Urieli, N., Israeli, A., & Reichel, A. (2003). Religious identity and residents' attitudes toward heritage tourism development: The case of Nazareth. *Journal of Hospitality & Tourism Research*, 27(1), 69–84.
- Urry, J. (1990). *The tourist gaze: Leisure and travel in contemporary societies*. London: Sage publications.
- Vukonic, B. (1996). *Tourism and religion*. Oxford: Pergamon.
- Wagner, W., & Minca, C. (2012). Negotiating marrakech: Postcolonial travels in Morocco. In A.-M. Nogues-Pedregal (Ed.), *Culture and society in tourism contexts* (pp. 91–109). London: Emerald.
- Wang, Z., Ding, P., Scott, N., & Fan, Y. (2010). Muslim tourism in China. In N. Scott & J. Jafari (Eds.), *Tourism in the Muslim world* (pp. 107–120). Emerald: Bingley.
- Winkler, O. (2007). The birth of Oman's tourism industry. *Tourism: An International Interdisciplinary Journal*, 55(2), 221–234.
- Wood, R. E. (1984). Ethnic tourism, the state, and cultural change in Southeast Asia. *Annals of Tourism Research*, 11(3), 353–374.
- Woodward, S. C. (2004). Faith and tourism: Planning tourism in relation to places of worship. *Tourism and Hospitality Planning & Development*, 1(2), 173–186.
- Worden, N. (2003). National identity and heritage tourism in Melaka. *Indonesia and the Malay world*, 31(89), 31–43.
- World Tourism Organisation (Ed.). (2011). *Religious tourism in Asia and the pacific*. Madrid: World Tourism Organization (UNWTO).
- World Tourism Organization. (2011). *Global report on women in tourism 2010*. Madrid: UNWTO.
- Yaapar, S. (2005). Negotiating identity in Malaysia: Multi-cultural society, Islam, theatre and tourism. *Asian Journal of Social Science*, 33(3), 473–485.
- Yavas, U. (1990). Correlates of vacation travel. *Journal of Professional Services Marketing*, 5(2), 3–18.
- Zamani-Farahani, H., & Musa, G. (2008). Residents' attitudes and perception towards tourism development: A case study of Masooleh, Iran. *Tourism Management*, 29(6), 1233–1236.
- Zamani-Farahani, H., & Henderson, J. C. (2010). Islamic tourism and managing tourism development in Islamic societies: The cases of Iran and Saudi Arabia. *International Journal of Tourism Research*, 12(1), 79–89.
- Zamani-Farahani, H., & Musa, G. (2012). The relationship between Islamic religiosity and residents' perceptions of socio-cultural impacts of tourism in Iran: Case studies of Sare'in and Masooleh. *Tourism Management*, 33(4), 802–814.
- Zulkharnain, A., & Jamal, S. A. (2012). Muslim guest perception of value towards Syariah concept hotel. In A. Zainal, S. Radzi, R. Hashim, C. Chik, & R. Abu (Eds.), *Current issues in hospitality and tourism* (pp. 337–340). Leiden: CRC Press.

ZEITSCHRIFT FÜR TOURISMUS- WISSENSCHAFT

THEMENHEFT
**INTERNATIONALISIERUNG DES TOURISMUS -
TOURISMUS IM WANDEL**

EDITORS

Wolfgang Aschauer

Roman Egger

Werner Gronau

Hans Hopfinger

Andreas Kagermeier

Christian Laesser

Jürgen Schmude

Christian Steiner

Jürg Stettler



Deutsche Gesellschaft für
Tourismuswissenschaft e.V.



Arbeitskreis Tourismusforschung
Deutsche Gesellschaft für Geographie e.V.

ABSTRACTED/INDEXED IN Baidu Scholar, Celdes, CNKI Scholar (China National Knowledge Infrastructure), CNPIEC, EBSCO Discovery Service, Google Scholar, J-Gate, Naviga (Softweco), Primo Central (ExLibris), ReadCube, Summon (Serials Solutions/ProQuest), TDOne (TDNet), Thomson Reuters ESCI, Web of Science, WorldCat (OCLC)

ISSN 1867-9501 · e-ISSN 2366-0406

Alle Informationen zur Zeitschrift, wie Hinweise für Autoren, Open Access, Bezugsbedingungen und Bestellformulare, sind online zu finden unter www.degruyter.com/journals/tw

HERAUSGEBER / EDITORIAL BOARD

Wolfgang Aschauer (Universität Salzburg)
Roman Egger (Fachhochschule Salzburg-Urstein)
Werner Gronau (Fachhochschule Stralsund)
Hans Hopfinger (Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt)
Andreas Kagermeier (Universität Trier)
Christian Laesser (Universität St. Gallen)
Jürgen Schmude (Ludwig-Maximilians-Universität München)
Christian Steiner (Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt)
Jürg Stettler (Hochschule Luzern)

WISSENSCHAFTLICHER BEIRAT / SCIENTIFIC BOARD

Geographie: Hans Hopfinger (Eichstätt-Ingolstadt), Albrecht Steinecke (Konstanz)
Geschichte: Martin Knoll (Salzburg), Hasso Spode (Berlin)
Kommunikationswissenschaften: Christian Fuchs (London), Kurt Luger (Salzburg)
Kulturwissenschaften: Bernhard Tschöfen (Tübingen), Burkhard Lauterbach (München)
Methodologie / Statistik: Karlheinz Zwerenz (München), Martin Weichbold (Salzburg)
Ökologie: Ulrike Pröbstl (Wien), Dominik Siegrist (Rapperswil)
Psychologie: Armin Günther (Trier), Martin Lohmann (Lüneburg)
Soziologie: Ingo Mörth (Linz), Heinz-Günther Vester (München)
Ökonomie: Edgar Kreilkamp (Lüneburg)
Tourismuswissenschaftliche Institutionen: Ralf Roth (DGT), Tim Freytag (AK-TF), Harald Pechlaner (AIEST)
Tourismusinstitutionen: Claudia Gilles (DTV, Berlin), Martin Nydegger (SchweizTourismus, Zürich), Petra Stolba (Österreich Werbung, Wien)

GESCHÄFTSFÜHRENDER HERAUSGEBER / RESPONSIBLE EDITOR

Assoz.-Prof. MMag. Dr. Wolfgang Aschauer, Universität Salzburg, Soziologie und Kulturwissenschaft, Rudolfkai 42, 5020 Salzburg, Tel: +43 (0)662 8044-4105, E-Mail: wolfgang.aschauer@sbg.ac.at

JOURNAL MANAGER Jana Kuchta, De Gruyter, Genthiner Straße 13, 10785 Berlin, Deutschland, Tel.: +49 (0)30 260 05-228, Fax: +49 (0)30 260 05-250, E-Mail: jana.kuchta@degruyter.com

ANZEIGENVERANTWORTLICHE Claudia Neumann, De Gruyter, Genthiner Straße 13, 10785 Berlin, Deutschland, Tel.: +49 (0)30 260 05-226, Fax: +49 (0) 30 260 05-322, E-Mail: anzeigen@degruyter.com

© 2018 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston

DRUCK Franz X. Stückle Druck und Verlag e.K., Ettenheim



Inhalt

Jürgen Schmude, Wolfgang Aschauer

Vorwort — 157

Hauptbeiträge des Themenheftes

Monika Bandi Tanner, Adrian Pfammatter, Romina Weber,

Therese Lehmann Friedli

Förderung der Strategiefähigkeit touristischer Unternehmen durch nationale Tourismuspolitiken — 161

Marco A. Gardini

Zur Kontextualisierung der Unternehmenskultur als Führungsgröße international operierender Hotelunternehmen: Theoretische Fundierung und empirische Erkenntnisse — 185

Nadine Scharfenort

Willkommen in Silamsi!?! – Wahrnehmung und Konfliktpotentiale des arabischen Tourismus in Zell am See-Kaprun — 211

Varia-Beiträge

Arne Schuhbert

Ländliche Regional- und Destinationsentwicklung als Diversifikationsstrategie – am Beispiel ausgewählter Emerging Economies in Asien und Lateinamerika — 233

Stefanie Samida

Schlachtfelder als touristische Destinationen: Zum Konzept des Thanatourismus aus kulturwissenschaftlicher Sicht — 267

Projektberichte

Marlena Passauer

Allein unter Reiseweltmeistern? Das Segment der Nicht-Reisenden in Deutschland unter besonderer Berücksichtigung der Partizipationsentscheidung im Tourismus — 291

Felix Wölfle, Linda Schnorbus, Anna Klein, Annegret Wittmann-Wurzer,
Peter Neumann, Ina zur Oven-Krockhaus
**Wintertourismus in deutschen Mittelgebirgen und Mittelgebirgslagen im
Kontext des Klimawandels — 303**

Konferenzberichte

Nadine Scharfenort
**Tourism and Transition. 49. Jahrestagung des AK Tourismusforschung in der
DGfG e.V. (17. bis 18. Mai 2018, München) — 319**

Maximilian Witting
**Tourism Naturally Conference 2018 (16. bis 18. Mai 2018, Zell am See – Kaprun)
— 323**

Rezensionen

Werner Gronau
**Bernd Eisenstein: Marktforschung für Destinationen. Grundlagen –
Instrumente – Praxisbeispiele — 325**

Heinz-Dieter Quack
**Katja Drews: Kulturtourismus im ländlichen Raum an dritten Orten der
Begegnung als Chance zur Integration von Kultur und Tourismusentwicklung
— 327**

Hasso Spode
**Marco d'Eramo: Die Welt im Selfie. Eine Besichtigung des touristischen
Zeitalters — 329**

Susanne Mohr
**Gudrun Held (Hrsg.): Strategies of Adaptation in Tourist Communication.
Linguistic Insights — 331**

Neuerscheinungen im deutschsprachigen Raum — 334

Dank an die externen Gutachtenden — 336

Nadine Scharfenort*

Willkommen in *Silamsi*¹? – Wahrnehmung und Konfliktpotentiale des arabischen Tourismus in Zell am See-Kaprun

DOI 10.1515/tw-2018-0014

Zusammenfassung: Die Region Zell am See-Kaprun ist beliebtes Ziel von arabischen Sommertouristen, die jedoch häufig als Störfaktoren empfunden werden und deren Wahrnehmung stark durch Stereotype und Vorurteile geprägt ist. Die dargestellten Ergebnisse basieren auf einer empirischen Studie (2013–17) mit Methodentriangulation, in der arabische und nicht-arabische Touristen sowie Personen der lokalen Bevölkerung befragt wurden. Es hat sich gezeigt, dass die Reaktionen von Akteuren der lokalen Tourismuswirtschaft gegenüber arabischen Touristen ambivalent ausfielen, da der ökonomische Nutzen der (emotionalen) Belastung aufgrund soziokultureller Differenzen gegenübersteht. Konfliktpotentiale ergeben sich im touristischen Alltag vor allem in Situationen und Interaktionen, bei denen divergierende gesellschaftliche Normen und Werte sowie kulturell spezifische Denk- und Verhaltensmuster auftreten. Transparenz und Kommunikation zwischen allen beteiligten Akteuren würde ein konfliktfreies und freundliches touristisches Miteinander fördern.

Schlüsselwörter: arabische Touristen, Wahrnehmung, Stereotypen, Vorurteile, interkulturelle Kommunikation, Konfliktfelder

Abstract: Zell am See-Kaprun is popular among tourists from GCC countries, but Arab travelers are often perceived as disruptive factors whose perception is strongly influenced by stereotypes and prejudice. This contribution is based on an empirical study (2013-17) with method triangulation that interviewed Arab and non-Arab tourists as well as people from the local population. It has been shown that the responses of local people working in the tourist sector are ambivalent, stressing economic benefits on one hand and (emotional) burden of

¹ Zell am See wird von arabischen Touristen als *Silamsi* (arab. زيلا ميسي) bezeichnet.

*Corresponding author: Nadine Scharfenort, Institut für Geographische Wissenschaften, Freie Universität Berlin, Malteserstraße 74-100, D-12249 Berlin, E-Mail: nadine@scharfenort.org

socio-cultural differences on the other. Conflict potentials arise in daily life situations and interactions in which diverging social norms and values as well as culturally specific patterns of thinking and behavior occur. Transparency and communication between all involved actors would promote a conflict-free and friendly co-existence.

Keywords: Arab Tourism, Perception, Stereotypes, Prejudice, Intercultural Communication, Conflicts

1 Einleitung

Der Outbound-Tourismus aus dem Nahen Osten wächst weit über dem internationalen Durchschnitt. Die Mitglieder des Golfkooperationsrats (GKR) Saudi-Arabien, Kuwait, Bahrain, Katar, Vereinigte Arabische Emirate (VAE) und Oman decken dabei rund 60 Prozent aller Reiseaktivitäten aus dem arabischen Raum ab – und auf sie entfallen auch etwa 75 Prozent aller touristischen Ausgaben. 49 Prozent aller Reisen außerhalb der islamisch-arabischen Welt hatten 2010 europäische Länder als Ziel (UNWTO 2012, S. 27-28), und besonders Großstädte und Ziele im physisch-geographisch und infrastrukturell sehr heterogen ausgestatteten Alpenraum üben einen großen Reiz auf Reisende aus den GKR-Staaten aus.

Eine Analyse der Tourismusedwicklung des österreichischen Alpenraums zeigt, dass sich der Sommertourismus aufgrund relativ niedriger Investitionen bei großer Nachfrage flächenhaft stark ausgebreitet hat, dennoch weitgehend traditionell geprägt ist und sich seit etwa Mitte der 1990er Jahre auf niedrigem Niveau hält (Job & Mayer 2007, S. 265, 267). In vielen Regionen im westlichen Alpen- und Voralpenrand zählt er zur wichtigsten wirtschaftlichen Säule, weshalb eine Internationalisierung durch die Erschließung neuer touristischer Quellmärkte im Fokus der Marketingaktivitäten steht. Besonders nicht-westliche Fernmärkte mit dynamischen Wachstumsraten gelten als attraktiv zur Stimulierung der lokalen Wirtschaften (Tschurtschenthaler 2010, S. 148, 153, 158).

Arabische Touristen zeichnen sich durch Werthaltungen und Alltagspraktiken aus, die von Reisenden aus anderen kulturellen Räumen z. T. erheblich abweichen, was nicht nur die ortsansässige Bevölkerung, sondern auch andere Reisende vor Herausforderungen stellt: Stereotype und Vorurteile, gepaart mit Unwissen über deren historischen, kulturellen und religiösen Hintergrund, führen zu Spannungsverhältnissen zwischen der Eigen- und Fremdkultur und bergen Konfliktpotentiale im interkulturellen Umgang (Bernal-Barella & Scharfenort 2015, 171).

Ein neueres Phänomen im globalen Tourismus ist der touristische Rollenwechsel, durch den Reisende in ihrem Alltagsleben selbst zu Bereisten werden. In Destinationen mit internationalem Gästemix stammen Touristen nicht nur aus geographisch und kulturell nahen Räumen, sondern zunehmend aus Industrie- und Schwellenländern aus Fernmärkten. Somit begegnen sich Reisende und Bereiste aus unterschiedlichen, z. T. stark divergierenden kulturellen Kontexten mit unterschiedlichen Normen- und Wertesystemen – eine Situation, die für viele Bereiste ungewohnt ist, wie das Beispiel der arabischen Reisenden in der Region Zell am See-Kaprun zeigt: In den vergangenen gut zehn Jahren hat die Tourismusregion einen sprunghaften Anstieg im arabischen Gästesegment erfahren und absorbiert inzwischen nach Wien die meisten arabischen Touristen in Österreich (Statistik Austria 2017).

Während Einflüsse des Tourismus auf die gastgebenden Gesellschaften, Kultur, Natur und Landschaft der Alpen intensiv erforscht wurden (Mayer et al., 2011, S. 33), liegen bislang nur wenige Studien vor, die sich mit sozioökonomischen Auswirkungen von Reisenden aus Fernmärkten auseinandersetzen. Ziel des Beitrags ist daher die Identifizierung potentieller Konfliktfelder im touristischen interkulturellen Umgang in der Hotellerie, Gastronomie, im lokalen Einzelhandel sowie im (touristischen) Alltagsleben.

2 Touristische Mobilität und interkulturelle Begegnungen

Durch die beruflich oder privat bedingte gestiegene touristische Mobilität von Personen begegnen sich und interagieren Menschen mit unterschiedlichen soziokulturellen Hintergründen, Erwartungshaltungen, Denk- und Verhaltensmustern. Interkulturelle Zusammentreffen verursachen dabei oft Probleme, die letztlich in Unzufriedenheit und Frustration sowohl von Reisenden als auch von touristischen Anbietern in allen Teilbereichen der touristischen Dienstleistungskette führen.

Den Hauptanteil der globalen Touristenströme stellten in den vergangenen Jahrzehnten Reisende aus Industrienationen, die weitgehend ähnliche Nachfragepräferenzen und Angebotsstrukturen teilten. Inzwischen sind auch Menschen aus Fern- und Ostmärkten, die ein starkes Wirtschaftswachstum aufweisen und eine Integration in den globalen (Tourismus-) Markt anstreben, reiseerfahrener und interessieren sich für Mittel- und Langstreckendestinationen beispielsweise in Europa und Nordamerika (Cohen 2008, S. 231-233). Neben den Schwellenlän-

dern Ostasiens und Lateinamerikas sind dies vor allem China, Indien sowie die arabische Golfstaaten, denen auch für die kommenden Jahre ein dynamisches Wachstumspotential prognostiziert wird (UNWTO 2014). Aber obwohl Menschen aus traditionellen europäischen Herkunftsmärkten reise- und kulturell erfahren sind, fehlt es an Routine in der interkulturellen Kommunikation, und Begegnungen sind häufig durch Stereotypen und Vorurteile geprägt, die sich letztlich im gegenseitigen Unverständnis und mangelnder Akzeptanz äußern. Insbesondere Begegnungen im touristischen Kontext stellen alle beteiligten AkteurInnen vor oft soziokulturell bedingte Herausforderungen.

2.1 Reziproke Wahrnehmung von Reisenden und Bereisten

Die wechselseitige Wahrnehmung von Reisenden untereinander sowie zwischen Reisenden und Bereisten verläuft häufig mit einer Schablone, indem das Eigene eine Aufwertung gegen das Fremde bzw. Andere erlebt, das wiederum als unkultiviert und barbarisch eine Abwertung erfährt. Dies ist einerseits umso häufiger der Fall, je größer der Grad der kulturellen Distanz zwischen den Beobachtenden ausfällt. Andererseits äußert sich Pearce (2005, S. 114-116) zufolge beispielsweise die Einstellung von Reisenden gegenüber anderen Reisenden positiv, wenn diese als Stimulatoren des eigenen Reiseerlebnisses oder negativ, wenn sie als Störfaktoren wahrgenommen werden. Übertragen auf die Begegnungen und Interaktionen zwischen Reisenden und Bereisten wirken diese bereichernd, solange daraus ein individueller wirtschaftlicher oder persönlicher Mehrwert erfolgt und belastend bei Nichterfüllung von Erwartungshaltungen oder wenn die Begegnung unangenehm empfunden wird.

Das von J. Urry (1990) entwickelte Konzept des touristischen Blicks (*Tourist Gaze*) geht von der Grundidee aus, dass die menschlichen Sinne nur eine begrenzte Anzahl an Ereignissen, Impressionen und Empfindungen aufnehmen und somit nur eine Selektion von Informationen, wie z. B. bestimmte Zeichen, Symbole, Erwartungen, die in der Realität wiedererkannt und identifiziert werden, die Aufmerksamkeit von Reisenden findet. Diese sind v. a. Eindrücke, die mit dem mentalen Bild oder Image einer Destination korrelieren, das jeder Tourist individuell aufgrund von *originären* (sachhaltige Angebote, z. B. Dienstleistungen, Sehenswürdigkeiten) und *derivaten* (nicht-sachhaltige Eigenschaften) Faktoren entwickelt hat. Diese Vorprägung über Erlebnisinhalte ermöglicht eine Antizipation des Urlaubs, deren Informationen über sogenannte Agenten vermittelt werden, die im Foucault'schen Sinne Einfluss und Macht auf Reisende ausüben (Steinbach 2003, S. 41-42). Der touristische Blick ist demzufolge ein Leitbild, das Wahrnehmung und Verhalten von Touristen lenkt, allerdings

durch den jeweiligen ethnischen, kulturellen oder religiösen Hintergrund des Sehenden gesteuert ist. Somit besteht die Notwendigkeit, diesen aus einem singulären Kontext heraus zu definieren (Fugmann & Arlt 2010, S. 141; Urry & Larsen 2011, S. 2).

2.2 Host Gaze

Aber nicht nur Reisende betrachten ihre touristische Umwelt und die Gastgeber durch eine spezifische Brille, sondern auch Bereiste nehmen Reisende, ihr äußeres Erscheinungsbild, Auftreten und Verhalten während Interaktionen oder durch Beobachtung wahr. Mundt (2013 S. 213) nennt „das Verhältnis von Gast zu Gastgeber, von Einheimischen zu Fremden, [...] eine der widersprüchlichsten und komplexesten Sozialbeziehungen [...]. Dieses [...] ist und war immer ambivalent.“ Auch Reisinger et al. (2013, S. 48) bezeichnen dieses Beziehungsverhältnis als außerordentlich sensibel und anfällig für Fehlwahrnehmungen, –interpretationen und das Aufkommen von Missverständnissen: So ist der subjektive *Host Gaze*, der auf der individuellen Sichtweise auf die gesamte Umwelt und dem Reflektionsvermögen beruht, ein sozio-kulturelles Phänomen, das zu einem unterschiedlichen Anteil und Ausmaß Aspekte reflektiert, die letztlich im Blick der Bereisten zusammenfließen. Dazu gehören neben dem touristischen Habitus (Vester 1999), laut Reisinger et al. (2013, S. 48) die eigene (nationale) Kultur der Bereisten, die (nationale) Kultur der Reisenden, der Grad der kulturellen Distanz zwischen Reisenden und Bereisten, die generelle „touristische Kultur“, kulturell bedingte Stereotypisierung und Annahmen über „den Anderen“ sowie Entlehnungen aufgrund kulturellen Austauschs, der auch auf anderen Erfahrungen (z. B. während Reisen und anderer kultureller Begegnungen) basieren kann und z. T. adaptiert wird. In Zeiten des touristischen Rollenwechsels, in der Reisende ebenfalls zu Bereisten werden, wenn sie auf Touristen mit Distanz zur eigenen kulturellen Sozialisation treffen, erhält der *Host Gaze* somit eine weitere Dimension.

Der Verlauf einer Begegnung zwischen Reisenden und Bereisten ist nach Reisinger et al. (2013, S. 49) stark von deren kulturellen Unterschieden abhängig, insbesondere aber auch davon, inwiefern sich der Gastgeber mit der Kultur der Reisenden auseinandergesetzt hat und ein entsprechendes Vorwissen vorhanden ist, das in die Interaktion eingebracht wird. Freyer & Pompl (2000, S. 125) zufolge sind im interkulturellen Kontext ein hoher Grad an Offenheit und Toleranz Grundvoraussetzungen, sich mit nicht vertrauten Verhaltensmustern und Besonderheiten zu beschäftigen sowie unklare oder widersprüchliche Situationen oder Verhaltensweisen zu akzeptieren, ohne die eigene kulturelle Hal-

tung in den Vordergrund zu stellen. Dennoch sind auch der interkulturellen Kommunikation und Kompetenz Grenzen gesetzt, da es nach Maletzke (1996, S. 132-133) nie vollständig gelingen kann, sich in eine andere Kultur hineinzuversetzen. Umso mehr ist es wichtig, das Beziehungsverhältnis zwischen Reisenden und Bereisten zu analysieren (Urry & Larsen 2011, S. 14), um die Gründe zu verstehen, weshalb kulturelle Fehlinterpretationen erfolgen, und in einem weiteren Schritt Lösungen zu finden, wie diese Konfliktpotentiale vermieden werden können.

positive Emotionen		neutrale Positionierung*		negative Emotionen	
←—————→					
freundlich gesinnt			feindlich gesinnt		
Gegenseitige Bereicherung	Persönliche Bereicherung	Parallel-existenz	Ignoranz	Ablehnung	Konflikt
Pro-aktives Verhalten		Passives Verhalten		Pro-aktives Verhalten	
Austausch, aktiver Dialog	Neugier, Dialog suchen	Respekt vor dem Fremden	Berührungsängste	Sich vom Fremden gestört fühlen	Das Fremde abwerten
Gegenseitiges Verstehen	Eigene Kultur anhand des Fremden reflektieren	Beobachten und offen sein	Das Fremde ignorieren	Bestätigung vorhandener Stereotypen	Verstärkung von Stereotypen
Gegenseitiges Lernen	Von anderer Kultur lernen	Friedliche, aber oberflächliche Kontakte	Abschottung, Ghettoisierung	Aufbau weiterer Stereotypen	(gewalttätige) Konflikte, provozieren

Abb. 1: Grad der emotionalen Involvierung zwischen Einheimischen und Touristen bei interkulturellen Begegnungen (Herdin 2014, S. 150; *im Original: „neutrales Verhalten“)

In der schematischen Darstellung (vgl. Abb. 1) erläutert Herdin (2014) den Grad der emotionalen Involvierung zwischen Reisenden und Bereisten bei interkulturellen Begegnungen, der von positiven Emotionen über neutrales Verhalten zu konfliktbehafteten Auseinandersetzungen reichen kann. Dabei können diese Begegnungen durch Austausch, aktiven Dialog, gegenseitiges Verstehen und Lernen einerseits eine individuelle oder wechselseitig bereichernde Erfahrung darstellen, andererseits aber auch Ablehnung und konfliktträchtige Interaktionen erzeugen, die in einer Abwertung des Gegenübers resultiert, bestehende Stereotype und Vorurteile bekräftigt, weitere aufbaut oder im Extremfall Provokationen und gewalttätige Auseinandersetzungen zur Folge haben kann. Stellt die Begegnung einen Idealfall dar, so ist diese entweder durch respektvollen Umgang miteinander in einer Parallelexistenz oder durch Berührungsängste

und Ignoranz des Fremden gekennzeichnet (vgl. Herdin 2014, S. 149 f.). In diesem wissenschaftlichen Kontext ist Bauer (2014, S. 21) zufolge „Fremdheit [...] keine qualitas, sondern ratio, also eine Beziehung“.

Lewis (1996/2006) ordnet in seinem *Modell der kulturübergreifenden Kommunikation* (LMR-Methode: linear, multi, reaktiv) Personen spezifische Merkmalszuschreibungen als linear-aktive, multi-aktive und reaktive Kulturtypen zu. Die Klassifizierung erfolgt auf Ebene von Nationalstaaten nach dem jeweiligen kulturellen Stellenwert (1) des Umgangs mit Zeit, (2) der Interaktions- und Dialogform mit Gesprächspartnern, (3) der Informationsbeschaffung sowie (4) der Planung und Ausführung von Tätigkeiten. Demzufolge fällt es beispielsweise Kulturen, die als stark linear-aktiv definiert, multi-linear oder als reaktiv eingeschätzt werden, schwer, mit Vertretern einer anderen Gruppe zu kommunizieren oder interagieren. Stehen die Länder diametral zueinander, erweist sich eine kulturübergreifende Kommunikation als schwierig (Lewis 2006, S. 32-41).

3 Methodische Vorgehensweise

Die vorliegende Studie wurde im Rahmen eines Habilitationsprojekts (2013–17) über Implikationen des arabischen Tourismus in Zell am See-Kaprun durchgeführt. Vor dem Hintergrund der interkulturellen Dimension, der Vielschichtigkeit der Fragestellung sowie des multiperspektivischen Zugangs kam ein Methodenpluralismus zum Einsatz, bei dem Instrumentarien der teilnehmenden und nicht-teilnehmenden Beobachtung sowie informellen Gespräche neben standardisierten Interviews mit arabischen Reisenden, österreichischen und internationalen (= nicht-arabischen) Reisenden sowie leitfadengeführte Experteninterviews und informelle Gespräche mit Akteuren der lokalen Tourismuswirtschaft zentraler Bestandteil des Forschungsprozesses waren.

Aufgrund der geringen empirischen Datenlage über arabische Touristen kamen strukturierte Befragungen zum Einsatz, deren inhaltlich-konzeptionelle Konstruktion auf einer Kombination von Fakten-, Handlungs- bzw. Verhaltens- sowie Einstellungs- und Meinungsfragen mit offenen und geschlossenen Fragetypen (vgl. Meier, Kruker & Rauh 2005, S. 91) zu Reisemotivation, Reiserouten, Aufenthaltsdauer, Aktivitäten, Zufriedenheit mit der Destination, Wahrnehmung deren Akzeptanz, mögliche Konfliktfelder und relevanten sozialstatistischen Angaben basierte.

Die Erfahrung der Befragung von deutschen Urlaubern zur Wahrnehmung von arabischen Reisenden 2014 (n= 271; Bernal-Barella & Scharfenort 2015) sowie die sich im Zuge des Forschungsprozesses teilweise verändernden Para-

meter gaben Ausschlag für die Befragung von nicht-arabischen Touristen im Jahr 2016 mit Aspekten zur Wahrnehmung von arabischen Reisenden, der Notwendigkeit einer Informationsbroschüre für das touristische Miteinander sowie die Beeinflussung des individuellen Islambildes durch Medienberichterstattung. Während der Erhebungsrunden 2015 und 2016 wurden insgesamt 499 arabische Touristen und 378 österreichische und internationale Touristen befragt.

Speziell in der Anfangsphase zur Informationsfindung sowie in der Endphase zur Diskussion der Ergebnisse kamen Experteninterviews mit einem problemzentrierten Leitfaden zum Einsatz. Bei den Gesprächspartnern handelte es sich um europäische und arabische Tourismusanbieter mit Expertise im Quellmarkt GKR-Staaten ebenso wie um Akteure aus der Tourismuswirtschaft oder der lokalen Bevölkerung in Zell am See-Kaprun (n=24). 2015 erfolgte zudem eine strukturierte Befragung und Vollerhebung des Einzelhandels in der Innenstadt Zell am Sees (n=43).

Ergänzt wurde die empirische Forschung durch die Befragung von Laien, die in ihrem Alltag mit der Forschungsthematik in Berührung kamen (vgl. Meier, Kruker & Rauh 2005, S. 66). Die Auswahl der Personen erfolgte in der Hinsicht willkürlich, da sie oft durch spontane Begegnungen (z. B. Shisha-Lokal, Bar, ZellerSommernachtsFest, sonstige Veranstaltungen) zustande kamen.

Einen wichtigen Beitrag leistete zudem die Methode der verdeckten Beobachtung mit einer schwach strukturierten Vorgehensweise, um einerseits aufgrund der sensiblen und von vielen Reisenden und der ortsansässigen Bevölkerung negativ perzipierten Thematik möglichst unvoreingenommene Reaktionen und Äußerungen vom Gegenüber zu erhalten. Andererseits waren beobachtete Situationen außerhalb der standardisierten Interviews nicht planbar und kamen zufällig zustande. Ziel der verdeckten Beobachtung war es, aktive und passive Begegnungen zwischen arabischen Reisenden, der ortsansässigen Bevölkerung und anderen Reisenden zu beobachten (z. B. Verkaufsgespräche, Inanspruchnahme von Dienstleistungen).

Die in diesem Beitrag im Vordergrund stehende Identifizierung von potentiellen Konfliktfeldern im touristischen Alltag zwischen arabischen Reisenden und Akteuren der lokalen Tourismuswirtschaft basiert vordergründig auf der Auswertung von leitfadengeführten Interviews, standardisierten Interviews im Einzelhandel, informell geführten Gesprächen der Autorin mit Personen aus der lokalen Bevölkerung in Alltagssituationen in Zell am See-Kaprun, Ergebnissen von verdeckter Beobachtung von Situationen, die durch lokale Kontakte ermög-

licht wurden (2013–18)² sowie von Erlebnisberichten von arabischen und nicht-arabischen Touristen. Die Analyse der Entwicklung des arabischen Tourismus in Zell am See-Kaprun basiert auf der Auswertung eines Datensatzes für den Zeitraum Mai 1985 bis Dezember 2016, der von Statistik Austria für diese Studie kostenfrei zur Verfügung gestellt wurde.

4 Arabischer Tourismus in der Region Zell am See-Kaprun

Die Stadt Zell am See zählt knapp 10.000 Einwohner (Statistik Austria 2016) und ist die Hauptstadt des gleichnamigen politischen Bezirks im Pinzgau im Bundesland Salzburg. Sie bildet mit der Gemeinde Kaprun (ca. 3.000 Einwohner; Statistik Austria 2016) den Tourismusverband Zell am See-Kaprun, der die Region gemeinschaftlich vermarktet. Die Ganzjahresdestination verfügt über gut 790 Betriebe mit 17.700 Gästebetten und zählt mit 616.000 Ankünften und 2,5 Millionen Übernachtungen zu einer der bedeutendsten touristischen Zentren Österreichs (Zell am See Kaprun 2017), die allerdings von starker Saisonalität gekennzeichnet ist.

Seit Ende der 1990er Jahren entwickelte sich die Region zu einem Pionier bei der Bewerbung des arabischen Marktes. Mitte der 1990er Jahre startete Österreich-Werbung (ÖW) eine Marketinginitiative zur Erschließung neuer Zielmärkte und gewann den Tourismusverband Zell am See-Kaprun als Partner für Aktivitäten in den GKR-Staaten. Das Interesse durch arabische Reisende stieg in den Folgejahren allmählich, entwickelte sich seit etwa 2003 – abgesehen von einem vorübergehenden Einbruch im Jahr 2009 – exponentiell und stagniert seit 2016 (vgl. Abb. 2). 2016 lag liegt die durchschnittliche Aufenthaltsdauer mit etwa vier Tagen wie seit Beginn der Aufzeichnungen stets über dem österreichischen Niveau (2016: 3,2 Tage) und unterstreicht damit den Stellenwert der Destination Zell am See-Kaprun bei arabischen Touristen, die aufgrund der naturräumlichen Ausstattung, des Klimas sowie der zentralen Lage der Region zu Attraktionen und Sehenswürdigkeiten in der Umgebung bereit wird (Befragung 2016, n=312, davon 202 Erstbesucher und 110 Wiederkehrer).

2 Im Sommer 2018 erfolgte ein weiterer Aufenthalt in Zell am See.

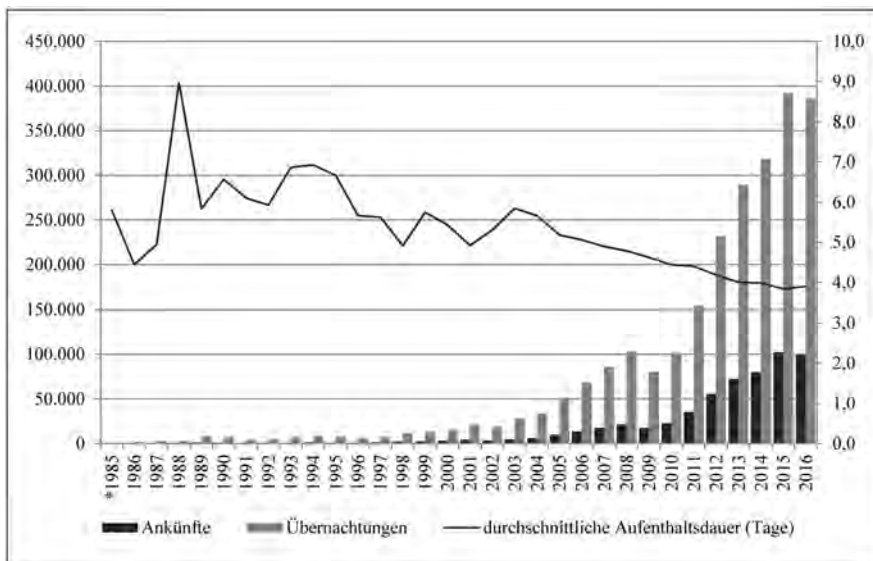


Abb. 2: Ankünfte, Übernachtungen und durchschnittlicher Aufenthalt von arabischen Reisenden in Zell am See-Kaprun (1985–2016; eigene Darstellung nach Datensatz Statistik Austria 2017); * beginnend ab Mai.

Bereits im Jahr 2006 wurde in den lokalen Pinzgauer und überregionalen Medien eine Diskussion über eine „Araberinvasion“ ausgelöst, die in der Forderung eines Werbestopps in den arabischen Ländern gipfelte. Begründet wurde dies mit dem ausdrücklichen Wunsch der lokalen Bevölkerung nach einem ausgewogenen Gästemix, um die Abhängigkeit von diesem Zielmarkt zu reduzieren. Der Anteil arabischer Reisender an den Übernachtungen betrug in der damaligen Sommersaison 8,4 Prozent (vgl. Empl 2009, S. 8 f.), und arabische Reisende lagen hinter Deutschland, Österreich, Großbritannien und den Niederlanden auf dem fünften Platz der Herkunftsmärkte. Die Ankünfte von arabischen Touristen haben sich seither von 13.471 (2006) auf 98.844 (2016) um 634 Prozent, die Zahl der Übernachtungen von 68.177 (2006) auf 385.659 (2016) um 466 Prozent erhöht. Seit 2015 stellen arabische Reisende zudem mit fast einem Drittel (31,5 %) aller Übernachtungen den Hauptherkunftsmarkt vor Deutschland (25,4 %) und Österreich (13,1 %) während der Sommersaison.

4.1 Wahrnehmung von arabischen Touristen und potentieller Konfliktfelder

Zwischen Reisenden und Bereisten besteht in der Regel ein asymmetrisches Beziehungsverhältnis, das auf unterschiedlichen Wahrnehmungen der jeweiligen Rollen gründet. Während in der Tourismusliteratur überwiegend touristische Beziehungen im Zusammenhang mit Reisenden aus Industrie- zu Bereisten in Schwellen- und Entwicklungsländern untersucht wurden, die eine Asymmetrie ausgehend vom Reisenden zum Bereisten konstatieren, liegen kaum Studien vor, die sich mit Beziehungsverhältnissen von europäischen Bereisten zu Reisenden aus beispielsweise Ost- und Fernmärkten, die divergierende kulturelle Sozialisationen aufweisen, beschäftigen. Durch den Tourismus werden stereotype Vorstellungen vom „Gegenüber“ vielfach begünstigt oder gefestigt. Dabei existieren Ansichten bereits vor der Reise nicht ausschließlich auf Seite der Touristen (Garaeva 2012, S. 215), sondern auch bei den Bereisten, die aufgrund ihrer Erfahrungen mit Reisenden eines Quellmarkts ebenfalls vorgefertigte interkulturelle Bilder entwickelt haben, die während Interaktionen mit den Reisenden reproduziert werden und Einfluss auf deren Handeln nehmen.

Die Beziehung zwischen Reisenden und Bereisten ist stark ambivalent, von vielen komplexen Faktoren abhängig und nach Shaw & Williams (2002, S. 96 ff.) durch einen vergänglichen Charakter der Begegnung gekennzeichnet, der für Reisende einmalige Erlebnisse darstellt, für Akteure der Tourismuswirtschaft alltäglich ist und erst durch mehrmalige Zusammentreffen oder durch Wiederkehr an die Destination Tiefe erfährt. Ebenso engen zeitliche und räumliche Einschränkungen, die sowohl durch die Dauer des Aufenthalts, als auch durch die Aktivitäten der Reisenden und den Arbeitsalltag vor Ort gekennzeichnet sind, die Interaktion ein – Begegnungen sind daher häufig oberflächlich, und ein vom normierten Ablaufs abweichendes Verhalten wird oft negativ wahrgenommen, da es zusätzlichen Aufwand in Form von Bewältigung und Auseinandersetzung mit dem Konflikt erfordert. Begegnungen verlaufen inzwischen überwiegend standardisiert mit wirtschaftlich-pragmatischem Charakter ohne Spontaneität, gepaart mit Profitstreben und oft wenig Wissen um den interkulturellen Umgang mit Gästen aus Fernmärkten sowie fehlendem Interesse, einen persönlichen Kontakt zum Gast aufzubauen.

Schilderungen einzelner interviewter Personen der lokalen Bevölkerung in Zell am See zufolge war die Begegnung mit dem neuen Gästekreis zunächst konfliktgeladen, da viele arabische Reisende in den ersten Jahren als überheblich, ignorant und rücksichtslos wahrgenommen wurden, zudem eine latente Verunsicherung im Umgang mit den Gästen vorhanden war (Interviews mit PP,

30.07.15, GD, 04.08.16, PE, 03.08.16, HH, 11.08.17, FB, 07.08.17). Bereits 2007 befragte Empl (2009, S. 121ff.) 86 Mitarbeiter aus touristischen Betrieben nach ihren Assoziationen zu arabischen Gästen. Die überwiegend negativen Zuschreibungen bezogen sich insbesondere auf das wahrgenommene *Verhalten* (z. B. unnahbar, distanziert, grenzen sich stark ab), *Interaktionserfahrungen* (z. B. Nörgler, arrogant, unhöflich/unfreundlich, respektlos, stur, aufdringlich, kompliziert, Handeln mit Preisen), *Essgewohnheiten* (z. B. keine Tischmanieren/Esskultur, komische Essensgewohnheiten, sehr eigen in der Speisenauswahl, sehr unordentlich beim Essen) sowie *kulturelle* und *religiöse Unterschiede* (z. B. sehr gewöhnungsbedürftig, zu gläubig, sie vertrauen uns nicht, fremde/keine Kultur, mittelalterlich, Kleidung/Kopftuch, Unterdrückung von Frauen), aus denen sich eine stark wertende Position des Betrachters gepaart mit emotionaler Reaktion auf die Konfrontation mit dem Gästesegment ableitet. Hierbei folgt die Wahrnehmung und Einschätzung von arabischen Reisenden einem essentialistischen Konzept von Kultur und Festlegung von kulturellen Differenzen anhand von sichtbaren und unsichtbaren Symbolen, wie z. B. Sprache, Kleidung, Verhaltensweisen oder Physiognomie, und nur fallweise kommt ein Verständnis von Kultur als offen und dynamisch veränderbares Orientierungssystem zur Anwendung.

Anknüpfend an Empls Erhebungen spiegelten die Ergebnisse der 2013 bis 2017 befragten Akteure aus der Tourismuswirtschaft – ebenso wie der nicht-arabischen Touristen und Personen aus der lokalen Bevölkerung – ambivalente Positionierungen gegenüber arabischen Touristen wider, die einerseits aufgrund des ökonomischen Nutzens für die lokale Wirtschaft, andererseits in der Belastung der Interaktion und Kommunikation aufgrund soziokultureller Differenzen und teilweise sprachlicher Barrieren begründet liegen. Dabei war der Grad der emotionalen Involvierung nach Herdin (2014) überwiegend durch Berührungssängste gekennzeichnet, die aufgrund von Unwissen über kulturelle und religiöse Hintergründe und dem Umgang mit dem Gästesegment Reaktionen wie z. B. Ignoranz, Abschottung oder Abwertung des Fremden hervorriefen und nur fallweise als persönliche Bereicherung aufgrund eines Austauschs und aktiven Dialogs mit arabischen Reisenden Wahrnehmung fanden.

Akteure in der **Hotellerie** nannten besonders Unsicherheiten im persönlichen Umgang mit arabischen – vor allem weiblichen – Gästen oder bei spontan auftretenden Problemen außerhalb der standardisierten Routineabläufe, zum Teil verstärkt durch sprachliche Barrieren (v. a. mangelhafte Englischkenntnisse von Reisenden/Bereisten). Eine Herausforderung stellt häufig der Kontakt mit der Rezeption dar, wenn etwa bei Ankunft abweichende Angaben zur Personenzahl – mitreisende Säuglinge oder Kleinkinder werden häufig bei Bu-

chung nicht angegeben – und damit der benötigten Anzahl von Zimmern vorlägen, Zusatzkosten verhandelt (v. a. Kaution, Beschädigungen) oder Rezeptionszeiten nicht eingehalten würden. Komplexere Konflikte treten im Zusammenhang mit der Zimmernutzung auf hinsichtlich eines sorglosen Umgangs mit fremden Eigentum durch Verunreinigungen und Beschädigungen von Böden, Fenstern und Türen sowie Einrichtungsgegenständen, der Zubereitung von Speisen sowie unsachgemäße Nutzung der Sanitäreinrichtungen, die beispielsweise durch illegale Installation von Wasserschläuchen, Reinigung von Wäsche und rituelle körperliche Waschungen Wasserschäden hervorruft. Weiterhin schränke eine abweichende Gestaltung des Tagesrhythmus, Unordnung, das Trocken von Wäsche, das Aufbewahren von Lebensmitteln oder Essensresten oder der Aufenthalt während des Tages im Zimmer die Routinereinigung des Servicepersonals ein (Interviews mit EG, 03.08.15/25.08.17; HH, 20.07.15/04.08.16; AB, 07.08.17; AS, 01.08.16/07.08.17/24.08.17; GD, 26.08.17).

Stimmen von Mitarbeitern aus der **Gastronomie** spiegelten unfreundliches, forderndes und ungeduldiges Auftreten von arabischen Reisenden sowie fehlenden Respekt gegenüber Servicepersonal und Lebensmitteln – z. B. Speisen, die unangetastet abserviert werden –, ungewohntes Essverhalten, übermäßig verschmutzte Tische sowie Kommunikationsschwierigkeiten als zentrale Herausforderungen in der interkulturellen Dienstleistungsbeziehung wider (Interviews mit AS, 01.09.13/18.07.16/04.08.17; FR, 02.09.13; HH, 25.08.16; ; MU, 01.08.16; SA, 31.07.17; eigene Beobachtungen 2013-18). Entgegen dieser Aussagen verwiesen einige nicht-arabische Touristen hingegen auf wiederholt beobachtete ungerechtfertigte Ungleichbehandlung und unfreundliches Auftreten durch Servicepersonal gegenüber arabischen Reisenden.

Fehlender Respekt im gegenseitigen Umgang und vermeintliche Ungleichbehandlung sind wesentliche Aspekte, die durchweg von allen Befragten sowie in informellen Gesprächen thematisiert wurden und auch in den Medien Aufmerksamkeit fanden (z. B. ORF-Thema 2014). Krippendorf (1986) erklärt dieses in der Beziehung zwischen Reisenden und Bereisten schwierige und häufig asymmetrische Verhältnis damit, dass „[man] die Einheimischen nur in dienenden Funktionen [kennenlernt]: den Kellner, die Zimmermädchen, den Aufpasser, die Souvenirverkäufer, den Chauffeur, [...]. Das verstärkt das Gefühl der Überlegenheit“ (Krippendorf 1986: 107). In den GKR-Staaten sind Dienstleistungs- und Haushaltskräfte weit verbreitet, die dem ethnisch-hierarchischen Rollendenken unterliegen und daher nicht gleichwertig angesehen werden. Beobachtet werden konnte, dass Reisende aus den GKR-Staaten daher häufig „aus Gewohnheit“ (HH, 17.08.17) forsch gegenüber Servicekräften agierten.

Vertreter des **Einzelhandels** in Zell am See beklagen die starke Saisonalität verbunden mit Umsatzschwankungen während des Jahresgangs mit einer schwachen Wintersaison sowie geringeren Kaufkraft nicht-arabischer Reisender während der Sommermonate, die jedoch durch die Nachfrage und die Konsumfreudigkeit von arabischen Urlaubern kompensiert würde. Zwar profitieren nicht alle Unternehmen gleichermaßen von arabischen Konsumenten, und auch meide ein Teil der lokalen Bevölkerung, besonders ältere Menschen, während der Sommermonate aufgrund der Anwesenheit von „zu vielen“ – insbesondere arabischen Touristen – das Zentrum, jedoch teilten Einzelhändler einen generell positiven Eindruck. Betont wurde die Wissensakkumulation über Vorlieben und Gewohnheiten der Kunden durch jahrelanges „learning by doing“, das inzwischen zu einem freundlichen, respektvollen und konfliktfreien Miteinander geführt hat. Vielfach erfolgte eine Anpassung des Angebots an die Präferenzen arabischer Konsumenten durch den zusätzlichen Verkauf von Accessoires, wie z. B. Schals, Tücher, Taschen, Schmuck oder Sonnenbrillen sowie von Lebensmitteln (v. a. Honig, Schokolade; Befragung Einzelhandel 2015 sowie eigene Beobachtungen 2013–18).

Kontakt und Interaktion zwischen Akteuren der Tourismuswirtschaft und Reisenden erfolgt vergleichsweise häufiger und intensiver als zwischen lokaler Bevölkerung und Touristen, deren Wahrnehmung überwiegend auf außenstehende, nicht teilnehmende Beobachtung, zusätzlich gelenkt durch Medienberichterstattung, Sekundärwissen und überwiegend negative Erfahrungen im individuellen Alltags (z. B. Überlastungserscheinungen: Lärm, Verkehr, Wartezeiten, Personenanzahl), basiert. Einerseits findet bei Akteuren der Tourismuswirtschaft eine differenziertere Meinungsbildung statt (vgl. Reisinger et al. 2013, S. 48), andererseits tragen sie durch das Teilen ihrer individuellen Erfahrungen dazu bei, dass Sekundärinformationen über vermeintliches Fehlverhalten, abweichende Verhaltensweisen, Gestaltung des Tagesablaufs, Essgewohnheiten, Wahl und Ausübung von Aktivitäten oder Werthaltungen verbreitet werden und sich – insbesondere negative Ereignisse³ – mit Beharrlichkeit im kollektiven Gedächtnis der Bevölkerung und anderen Touristen halten. Im Zusammenhang mit arabischen Tourismus in Zell am See hat sich gezeigt, dass viele Personen

³ Aufmerksamkeit erhalten Zwischenfälle mit arabischen Touristen, die ethische, religiöse oder kulturelle Grundvorstellungen verletzen, wie beispielsweise der „Skandal“ um das Schaf *Dorli*, das durch eine arabische Familie von einem Bauern gekauft und anschließend von einer Einheimischen entführt wurde, um es vor dem Schächten zu retten (z. B. die Presse, 08.08.14, Kronen Zeitung, 14.08.14). Diese Geschichte fungiert noch immer als Negativbeispiel für Zwischenfälle mit arabischen Reisenden, wobei gleichzeitig vom Einzelfall auf die gesamte Kohorte geschlossen wird.

aus der Bevölkerung, die in keinem direkten Kontakt mit arabischen Urlaubern gestanden sind, ein deutlich negativeres Bild in den Köpfen getragen haben, als Personen, die – beruflich oder privat bedingt – direkten Umgang mit arabischen Touristen pflegten (Befragungen 2015/16). Ebenso sind die Kenntnisse und imaginären Vorstellungen der Befragten über die GKR-Staaten – wenn überhaupt vorhanden, dann – stark durch Stereotype und Vorurteile geprägt. Die GKR-Staaten dienen beispielsweise der massenmedialen Berichterstattung im Sinne von E. Saids *Orientalismus* (1978) als fruchtbare Projektionsfläche zur Konstruktion abstruser Bilder der Realität von reichen Scheichs, die Erdölquellen besitzen, auf Kamelen reiten, mit mehreren Frauen verheiratet sind, viele Kinder haben, ungebildet und primitiv seien sowie von unterdrückten Frauen, die nicht Autofahren dürfen, was zwangsläufig zur Überlagerung mit der Wahrnehmung von arabischen Touristen führt. Diese oberflächliche Pseudokenntnis von Menschen aus dem islamisch-arabischen Raum führen Jammal & Schwegler (2007, S. 16-17) zufolge zu einer „negativen stereotypen bzw. übergeneralisierten Vorstellung und Beschreibung von Menschen und Verhaltensweisen in arabischen Ländern“.

4.2 Kulturelle Faktoren als Barrieren für ein konfliktfreies Miteinander?

Kommunikations- und Interaktionsbarrieren entstehen oft aufgrund ungleicher Auslegung von kulturellen Faktoren, wie z. B. Zeitverständnis, Kommunikation, Religion, Verhaltens- und Denkweisen sowie persönliche Beziehungen (Hauser 2009, S. 104). Weiterhin können Missverständnisse Herdin (2014, S. 149) zufolge auftreten, wenn die Zeichen- und Symbolwelt stark divergieren oder wenn die habituelle Form während des Reisens stark von denen anderer Touristen in einer Destination abweicht.

Die arabische Sprache klingt für viele Zuhörer harsch und unfreundlich, und Sätze werden in kurzen Aussagen formuliert („arabischer Imperativ“; Daxer 2015). Sprachliche Äußerungen sind durch paraverbale Merkmale moduliert, wie z. B. Intonation, Stimmlage und -färbung, Tempo, Rhythmus, Akzent, Intensität, Tonhöhe oder Lautstärke, die nie autonom, sondern in Kombination zusammenwirken (Heringer 2014, S. 98). Araber sind zudem visuell veranlagt und erschließen sich Informationen überwiegend verbal, weshalb persönlicher Kontakt eine hohe Relevanz in der zwischenmenschlichen Kommunikation einnimmt. Nach Lewis (2006, S. 31) fällt es vor allem Kulturen, die als stark linear-aktiv definiert werden (hier: Deutsche, Österreicher) schwer, beispielsweise mit multi-linear orientierten Akteuren (hier: Saudi-Arabien, VAE) umzugehen. Zwi-

schen Personen unterschiedlicher Kulturen getätigte Aussagen können daher befremdlich klingen, vor allem wenn diese nicht der erwarteten Reaktion aufgrund Wortwahl oder Art der Reaktion entsprechen. Auch führen mangelnde Fremdsprachenkenntnisse, verbunden mit Unsicherheiten im kommunikativen Umgang, zu Barrieren in der gegenseitigen Verständigung, was von nicht-arabischen Reisenden sowie Akteuren der lokalen Tourismuswirtschaft vielfach Bestätigung fand (Befragungen 2015/16 sowie eigene Beobachtungen 2013–18).

Mitarbeiter in der Hotellerie, Gastronomie, im Einzelhandel sowie in touristischen Einrichtungen referenzierten auf die von anderen Reisenden abweichende Tagesgestaltung von arabischen Urlauben, die ihren Tag zwar später beginnen, aber bis in die Nacht aktiv seien. So stellt beispielsweise das Erscheinen erst kurz vor Ende der Essenszeiten Mitarbeiter der Hotellerie und Gastronomie vor organisatorische Herausforderungen. Dieses in den frühen Phasen des arabischen Tourismus in Zell am See-Kaprun häufig artikulierte Ärgernis konnte inzwischen für beide Seiten zufriedenstellend gelöst werden, da arabische Reisende mittlerweile weitgehend die vorgegebenen Zeiten einhalten und Mitarbeiter eine Toleranzzeit gewähren. Schwieriger gestaltet sich der flexible Umgang mit Zeit während des Besuchs von Sehenswürdigkeiten, die im Laufe des Nachmittags überlaufen sind, das Besichtigungserlebnis beeinträchtigen und gegebenenfalls die Einhaltung der betrieblichen Öffnungszeiten sowie den An- und Abtransport (v. a. Seilbahnbetrieb, Verkehrsstaus) gefährden.

Von nicht-arabischen Reisenden sowie der lokalen Bevölkerung gleichermaßen genannte Konfliktpotentiale liegen in der Sorglosigkeit und Missachtung von Anweisungen durch arabische Touristen, die in den vergangenen Jahren zu Unfällen geführt haben, die in der Unterschätzung des Gefahrenpotentials von auch bei vermeintlich harmlosen Freizeitaktivitäten (z. B. Sommerrodelbahn, Radfahren, Fußball spielen) sowie Ignoranz von Handlungsanweisungen begründet liegen. Ein weiteres, in der Region sehr emotional diskutiertes Thema ist das rücksichtslose Verhalten von arabischen Reisenden im Straßenverkehr, beispielsweise aufgrund Überschätzung der eigenen Fähigkeiten, Missachtung von Straßenschildern und Schutzwegen, Ignorieren von Fußgängern und Radfahrern sowie Acht- und Rücksichtslosigkeit von sich zu Fuß bewegenden oder Rad fahrenden arabischen Verkehrsteilnehmern oder Ball spielenden Kindern und Jugendlichen (Befragungen 2015/16 sowie eigene Beobachtungen 2013–18).

Die Wahrnehmung arabischer Reisender belastet haben auch immer wieder aggressive und gewaltsame Zwischenfälle im zwischenmenschlichen Umgang, insbesondere bei Verkehrskontrollen (z. B. Missachtung Anschnallpflicht; Überladung mit Gepäck/Personen; keine Nutzung von Kindersitzen), die partiell auch in der nationalen und internationalen Medienberichterstattung Nieder-

schlag fanden. Menschliches Verhalten ist in einen sozialen Kontext eingebettet, der den Handlungs- und Verständnisrahmen bestimmt. Dabei legen gesellschaftliche Ideologien fest, welche Handlungen erlaubt und erwünscht sind, und begünstigen oder verhindern damit auch die Einstellung zu Aggressionen und Gewalt (Bierhof & Wagner 1998, S. 4, zit. nach El-Mafaalani & Toprak 2011, S. 63) – je nach Kultur und Gesellschaft herrschen demnach unterschiedliche Verständnisse von Gewalt und deren Anwendung.

Aus oben geschilderten Situationen leiten sich vielseitige Aspekte und Hintergründe für die Aggressionen und ausgeübte Gewalt ab: So bestimmen Überforderungen und Hilflosigkeit während einer Reise in ungewohnter Umgebung sowie der Mangel an sprachlich-argumentativer Durchsetzungs- und Überzeugungskraft den jeweiligen Handlungsrahmen ebenso wie Unverständnis über die konsequente Vollstreckung von Strafen (z. B. Verkehrsdelikte) oder der strikten Einhaltung von Vorschriften, die in den GKR-Staaten häufig Interpretationsspielraum genießen und verhandelbar – u. a. durch Bestechung oder *Wasta*⁴ – sind. Ebenso spiegelt sich das ethnisch hierarchische Rollendenken sowie ungleich definierte Geschlechterrollen in mangelndem Respekt vor Weisungsbefugten wider. Weiterhin spielt der Begriff der Ehre eine zentrale Rolle, und in problematischen Kontexten wird aggressives Verhalten insbesondere von Männern damit begründet und gerechtfertigt (El-Mafaalani & Toprak 2011, S. 77).

5 Learning from *Silamsi*?

Die Ergebnisse der empirischen Studie haben aufgezeigt, dass die Reaktionen von Akteuren der lokalen Tourismuswirtschaft gegenüber arabischen Touristen ambivalent ausfielen, da einerseits der ökonomische Nutzen für die lokale Wirtschaft, andererseits die Belastung der Interaktion und Kommunikation aufgrund soziokultureller Differenzen und teilweise sprachlicher Barrieren akzentuiert wurde. Gleichzeitig ist die Wahrnehmung stark von Stereotypen und Vorurteilen geprägt, die einerseits auf Unwissen über die Fremdkultur, mediale Prägung und Generalisierungen (z. B. Araber, Flüchtlinge, Touristen, Terroristen), andererseits auf persönlichen – positiven und negativen – Begegnungen und Interaktionen basieren.

Dennoch hat sich die Wahrnehmung der arabischen Touristen in den vergangenen Jahren verändert, und sie werden zunehmend als freundliche, zuvor-

4 Arabisch (وَاسِطَة) für Beziehungen bzw. Vetternwirtschaft.

kommende und angenehme Gäste betrachtet – insbesondere da sie im Vergleich zu anderen Gästesegmenten nicht durch Gewalt und Vandalismus v. a. im Zusammenhang mit Alkoholkonsum auffallen. Dennoch erregen das von westeuropäischen Sehgewohnheiten und Gepflogenheiten abweichende äußere Erscheinungsbild – insbesondere die Bekleidung von Frauen –, ungewohnte Alltagspraktiken oder das fallweise Auftreten von arabischen Reisenden in großen Gruppen besonderes Aufsehen bei der lokalen Bevölkerung und anderen anwesenden Touristen, und ein nicht unbeträchtlicher Teil der Befragten äußerte ein Gefühl von Angst, Irritation und Verunsicherung in der Gegenwart von und potentiellen Kommunikation und Interaktion mit arabischen Reisenden.

Konfliktpotentiale ergeben sich im touristischen Alltag in Situationen und Interaktionen, in denen divergierende gesellschaftliche Normen und Werte sowie kulturell spezifische Denk- und Verhaltensmuster aufeinandertreffen. Die empirische Forschung hat gezeigt, dass viele der beobachteten Verhaltensweisen stets den Blickwinkel der eigenen Sozialisation durchliefen, dadurch eine Wertung erfuhren und häufig unhinterfragt blieben. Gerade diese, von der Norm der eigenen Kultur abweichenden Eigenschaften, führen in Kombination mit äußerlichen Merkmalen zur Produktion von Stereotypen und Vorurteilen (Thomas 2011, S. 114; Garaeva 2012, S. 211). Ebenso folgt die Wahrnehmung von arabischen Touristen oft unreflektiert einem essentialistischen Konzept von Kultur, das kulturelle Differenzen anhand von sichtbaren und unsichtbaren Symbolen festlegt. Empl (2009) unterstellte im Zusammenhang mit dem 2006 geforderten Werbestopp daher nicht zu Unrecht, dass „[...] es nicht rein wirtschaftliche Gründe waren, die gegen einen weiteren Zuwachs an arabischen Gästen sprachen. Vielmehr scheinen auch ablehnende Haltungen und Vorurteile gegenüber den Menschen aus diesem – zugegebenermaßen eher fremden – Kulturkreis eine Rolle gespielt zu haben“ (Empl 2009, S. 9).

Kulturaustausch hat ein großes Potential, zwischen Reisenden und Bereiten mit dem Ziel einer soziokulturellen Nachhaltigkeit bereichernd stattzufinden. Dies setzt allerdings bei allen beteiligten Personen eine generelle Bereitschaft, Offenheit und Neugierde, sich bewusst auf das zunächst Fremde, Ungewohnte und Unbekannte einzulassen, Menschen mit anderen kulturellen Hintergründen sowie deren Gewohnheiten und Lebensrealitäten kennenzulernen und dies auch als Bereicherung zu verstehen, voraus (Baltes 2016, S. 124-125). Die Schaffung einer Kommunikationssituation der Gleichberechtigung, verbunden mit einem Perspektivwechsel der beteiligten Interaktionspartner durch eine Bewusstmachung der Relativität des eigenen Blicks und dem Ablegen des ethnozentrischen Perspektiven, ist daher Ziel, um eine gelungene interkulturelle Begegnung zu schaffen (Yousefi & Braun 2011, S. 40-42). Wichtig sind

dabei die Beachtung und Umsetzung von Regeln im sozialen Miteinander – auch wenn diese unterschiedliche Ausprägung erreichen, gibt es trotz der genannten kulturellen Unterschiede dennoch universelle Verhaltensregeln bzw. soziale Etikette, wie z. B. Freundlichkeit und Ehrlichkeit. Deren Unkenntnis oder Nichteinhaltung zwischen Sendern und Empfängern wird unterschiedlich interpretiert, jedoch meist negativ und als ignorant aufgefasst (Reisinger et al. 2013, S. 53), wenn diese nicht dem erwarteten Schema entsprechen.

Der arabische Tourismus in der Region Zell am See-Kaprun verkörpert aufgrund der geschilderten Aspekte eine soziokulturelle Dimension des Phänomens des so genannten *Übertourismus* (*Overtourism*). Aufgrund wichtiger, jedoch mangelhafter Kommunikation und Transparenz zwischen der lokalen Bevölkerung, Akteuren der Tourismuswirtschaft, arabischen und nicht-arabischen Reisenden ist die Kapazitäts- und Toleranzgrenze inzwischen erreicht, wenn nicht überschritten. Seit 2015 leicht rückläufige Ankunfts- und Übernachtungszahlen von arabischen Reisenden fungieren ebenfalls als wichtige Indikatoren für Überlastungserscheinungen, spiegeln aber auch vielfach geäußerte – jedoch in diesem Beitrag nicht abgehandelte – Unzufriedenheit mit der Destination Zell am See-Kaprun wider, die in den kommenden Jahren in einer Verlagerung der Reiseströme in andere österreichische Destinationen, vielmehr aber in Richtung Tschechien, Slowenien, Bosnien, Kroatien und der Türkei (Schwarzes Meer), die ihre Angebote in der touristischen Dienstleitungskette näher an der Nachfrage und den Interessen von muslimischen Touristen ausrichten, zudem ein deutlich besseres Preis-Leistungsverhältnis aufweisen, resultieren wird. Zell am See-Kaprun erhofft sich zukünftig wiederum einen ausgeglichenen Gästemix, der einerseits traditionelle touristische Märkte nicht (mehr) abschreckt und andererseits die gewonnene interkulturelle Expertise im arabischen Gästesegment fortführen und für die Erschließung neuer Fernmärkte (v. a. Indien, China) adaptieren kann.

Literatur

- Baldes, M. (2016). *Interkultureller Kompetenzerwerb im Alpentourismus. Handlungspotentiale und Entscheidungshilfen*. Wiesbaden: Springer.
- Bauer, U. (2014). Interkulturell? Pauperkulturell. Fraudekulturell! Ein theoretisches Modell zur Beschreibung des Umgangs mit fremden Kulturen im Tourismus. In R. Hartmann & F. Herle (Hrsg.), *Interkulturelles Management in Freizeit und Tourismus. Kommunikation – Kooperation – Kompetenz* (Schriften zu Tourismus und Freizeit, 17) (S. 13-25). Berlin: Erich Schmidt.
- Bernal-Barella, I., & Scharfenort, N. (2015). „Gaudi-Arabien in Zell am See“ – Wahrnehmung arabischer Reisender durch deutsche Touristen. *Mitteilungen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft*, 157, 169-194.

- Cohen, E. (2008). The changing faces of contemporary tourism. *Society*, 45(4), 330-333.
- Daxer, G. (03.08.2015). Der arabische Imperativ. [Web Log Eintrag]. Abgerufen von <http://selamsi.blogspot.de/2015/08/der-arabische-imperativ.html>
- Die Presse (2014). Aufregung in Kaprun: Araber wollten Schaf schächten. 08.08.2014. Abgerufen von http://diepresse.com/home/panorama/oesterreich/3852038/Aufregung-in-Kaprun_Araber-wollten-Schaf-schlachten
- El-Mafaalani, A., & Toprak, A. (2011). Muslimische Kinder und Jugendliche in Deutschland. Lebenswelten – Denkmuster – Herausforderungen. Konrad Adenauer Stiftung e.V. Sankt Augustin/Berlin. Abgerufen von http://www.kas.de/wf/doc/kas_28612-544-1-30.pdf?110928101139.
- Empl, P. (2009). Zur Problematik interkulturellen Aufeinandertreffens am Beispiel der „Araberinvasion“ in Zell am See (Nicht veröffentlichte Magisterarbeit). Universität Salzburg, Österreich.
- Freyer, W., & Pompl, W. (2000). Schlüsselkompetenzen für das internationale Tourismusmanagement. In S. Landgrebe (Hrsg.), *Internationaler Tourismus* (S. 114-130). München: De Gruyter Oldenbourg.
- Fugmann, R., & Arlt, W. G. (2010). Von der Einbahnstraße zum Gegenverkehr. Der chinesische Outbound-Tourismus im Spiegel der strukturellen Veränderungen globaler Mobilitäten. *Zeitschrift für Tourismuswissenschaft*, 2(2), 133-146.
- Garaeva, G. (2012). „Interkulturalität?“ oder: Kritische Überlegungen zu interkulturellen Aspekten des Tourismus. *Zeitschrift für Tourismuswissenschaft*, 4(2), 209-220.
- Hauser, A. (2009). Interkulturelle Erfolgsfaktoren im Consulting. Saudi-arabische Projekterfahrungen. In E. Koch & S. Speiser (Hrsg.), *Interkulturelle Projekte. Angewandte Interkulturalität* (S. 87-106). München: Rainer Hampp Verlag.
- Herdin, T. (2014). Interkulturelle Kompetenz als Schlüsselqualifikation im Tourismus – Herausforderung Asien. *Schriften zu Tourismus und Freizeit*, 17, 147-156.
- Heringer, H. J. (2014). *Interkulturelle Kommunikation*. Tübingen: UTB.
- Jammal, E., & Schwegler, U. (2007). Interkulturelle Kompetenz im Umgang mit arabischen Geschäftspartnern. Ein Trainingsprogramm. Bielefeld: Transcript.
- Job, H., & Mayer, M. (2007). Die Entwicklung des Alpentourismus und touristische Reisetile. In A. Günther, H. Hopfinger, J. Kagelmann & W. Kiefl (Hrsg.), *Tourismusforschung in Bayern. Aktuelle sozialwissenschaftliche Beiträge* (S. 259-270). München: Profil.
- Krippendorff, J. (1986). *Die Ferienmenschen. Für ein neues Verständnis von Freizeit und Reisen*. Zürich: dtv.
- Kronen Zeitung (14. August 2014): Aufregung um „Dorli“: Vor Schächtung gerettetes Schaf spaltet Kaprun. Abgerufen von <http://www.krone.at/415624>
- Lewis, R. (2006). *When Cultures Collide: Leading Across Cultures: Leading, Teamworking and Managing Across the Globe*. Boston, London: Nicholas Brealey International.
- Maletzke, G. (1996). *Interkulturelle Kommunikation: zur Interaktion zwischen Menschen verschiedener Kulturen*. Opladen: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Mayer, M., Kraus, F., & Job, H. (2011). Tourismus – Treiber des Wandels oder Bewahrer alpiner Kultur und Landschaft? *Mitteilungen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft*, 153, 31-74.
- Meier Kruker, V., & Rauh, J. (2005). *Arbeitsmethoden der Humangeographie*. Darmstadt: WBG.
- Mundt, J. W. (2013). *Tourismus*. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag.
- ORF (Österreichischer Rundfunk) (28. Juli 2014). ORF-Thema: Arabische Gäste in Zell am See. Abgerufen von <https://www.youtube.com/watch?v=1WpTu2QJLus>

- Pearce, P. L. (2005). *Tourist Behaviour. Themes and Conceptual Schemes*. Bristol: Channel View Publications.
- Reisinger, Y., Kozak, M., & Visser, E. (2013). Turkish Host Gaze at Russian Tourists: a Cultural Perspective. In O. Moufakkir & Y. Reisinger (Hrsg.), *The Host Gaze in Global Tourism* (S. 47-66). Wallingford, Boston: CABI.
- Said, E. (2003). *Orientalism*. London: Penguin.
- Shaw, G., & Williams, A. M. (2002). *Critical issues in Tourism. A Geographical Perspective*. Oxford, Malden: Wiley.
- Statistik Austria (2016). Bevölkerungszahl 31.10.2015. Abgerufen von https://www.statistik.at/wcm/idc/idcplg?IdcService=GET_PDF_FILE&RevisionSelectionMethod=LatestReleased&dDocName=109590
- Steinbach, J. (2003). *Tourismus*. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag.
- Thomas, A. (2011). Das Kulturstandardkonzept. In W. Dreyer & U. Hössker (Hrsg.), *Perspektiven interkultureller Kompetenz* (S. 97-124). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Tschurtschenthaler, P. (2010). Neue Herkunftsmärkte und regionale Tourismusstruktur. Ein tourismuspolitisches Spannungsfeld im alpinen Tourismus. *Zeitschrift für Tourismuswissenschaft*, 2(2), 147-164.
- UNWTO (20. Januar 2014). International tourism exceeds expectations with arrivals up by 52 million in 2013. Abgerufen von <http://media.unwto.org/press-release/2014-01-20/international-tourism-exceeds-expectations-arrivals-52-million-2013>
- UNWTO (2012). *The Middle East Outbound Travel Market*. Madrid: UNWTO.
- Urry, J. (1990). *The Tourist Gaze. Leisure and Travel in Contemporary Societies*. London: SAGE.
- Urry, J., & Larsen, J. (2011). *The Tourist Gaze 3.0*. London: SAGE.
- Vester, H. G. (1999). *Tourismstheorie: Soziologische Wegweiser zum Verständnis touristischer Phänomene*. München, Wien: Profil Verlag.
- Yousefi, H. R., & Braun, I. (2011). *Interkulturalität. Eine interdisziplinäre Einführung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Zell am See-Kaprun (2017). Hintergrundinformation. Zahlen und Fakten 2017. Abgerufen von https://www.zellamsee-kaprun.com/media/presse/facts/2017/de/fact-sheet_zell-am-see-kaprun_2017.pdf

Autoreninformationen

Nadine Scharfenort

Institut für Geographische Wissenschaften, FU Berlin, Malteserstraße 74-100, D-12249 Berlin, nadine@scharfenort.org

Nadine Scharfenort, Lehrstuhl für Anthropogeographie (Vertretung), Fachbereich Geographie, Universität Passau; Studium der Geographie in Köln und Wien; Promotion in Geographie in Wien; Trägerin des Förderungspreises 2004 der Österreichischen Geographischen Gesellschaft (ÖGG); Forschungsschwerpunkte: urbane und sozioökonomische Transformation in den Golfkooperationsratsstaaten (v. a. VAE, Katar, Kuwait) sowie geographische Tourismusforschung (v. a. arabischer Tourismus, Outbound-Tourismus aus den GKR-Staaten, Halal-Tourismus). Mehr unter: www.scharfenort.org.